Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Russen ꝛc.

Als eine Fortsetzung

von

Rollins ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen.

Eilfter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1766.

Wb 44/16

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Geschichte der Afrikaner.

Dritter Theil.

Die westlichen Afrikaner.

Seite.

Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Von den Cimbebaern und den Einwohnern von Benguela = = 4

Zweytes Kapitel.

Vom Königreiche Angola = . 7

*) o (*

Drittes Kapitel.

Die Afrikaner von Kongo.

Erster Artickel.

Seite.

Beschreibung des Königreichs Kongo = 22

1. Bamba = = = 25
2. Sonho = = = 26
3. Pemba = = - 32
4. Batta = = = 34
5. und 6. Pango und Sundi = 35

Zweyter Artickel.

Von der Regierung und den Gesetzen 36

Dritter Artickel.

Sitten und Gebräuche = 44

Vierter Artickel.

Die alte Religion von Kongo = 58

Fünfter Artickel.

Entstehung, Fortgang und Verfall des Christenthums = = 62

Sechster Artickel.

Naturgeschichte des Königreichs Kongo 79

Seite.

§. 1. Witterung, Getreyde ꝛc. . 79
§. 2. Zugemüse, Früchte, be-
sondere Bäume, Fossilien . 83
§. 3. Wilde und zahme Thiere . 88
§. 4. Vögel, Fische, Schlangen,
Insekten = . 95

Viertes Kapitel.

Die von den Anzikoern und Jagga-
ern bewohnte Königreiche. = 101

Fünftes Kapitel.

Einwohner von Loango.

Erster Artickel.

Beschreibung des Königreichs Loango. 111

Zweyter Artickel.

Produkte von Loango . . 122

Dritter Artickel.

Von der Regierung und den Ge-
bräuchen . = . 127

✲)o(✲

Vierter Artickel.

Seite.

Von der Religion . . 141

Sechstes Kapitel.

Einwohner von Guinea . 150

Erster Artickel.

Gegend von Biafara . . 151

Zweyter Artickel.

Das Land Benin.

§. 1. Erdbeschreibung dieses Landes 171

§. 2. Sitten und Gebräuche der Schwarzen von Benin = 182

§. 3. Gesetze und Regierung = 191

§. 4. Religion = = 200

Dritter Artickel.

Sklavenküste.

§. 1. Das Königreich Ardra , 205

Seite.

§. 2. Das Königreich Juida . 222

Beschreibung dieses Landes und seinen merkwürdigsten Produkte . = 222

Handel zu Juida, Sitten der Einwohner = = 234

Religion und Regierung = 255

Kriegswesen, Waffen, Kriege, Verheerung dieses Königreichs = = 273

Das Königreich Dahomay - 283

§. 3. Das Königreich Popo . 300

§. 4. Das Königreich Koto - = 305

Vierter Artickel.

§. 1. Goldküste . = 307

§. 2. Die innern Länder. . 365

Seite.

§. 3. Das Klima und seine Eigenschaften = = 376

§. 4. Produkte = = 380

§. 5. Thiere = = 385

§. 6. Einwohner = = 414

§. 7. Häuser, Sitten und Gebräuche = = 425

§. 8. Religion, Regierung und Gesetze = = 438

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschichte der Afrikaner.

Dritter Theil.

Die westlichen Afrikaner.

Einleitung.

Wir haben die Geschichte der Afrikaner bis zu den Völkern geführet, die um das Gebürge der guten Hoffnung wohnen, und in dem nordlichen und östlichen Theile von Afrika keine Nation übergangen, die bekannt zu werden ver-

diente. Nun müssen wir zuletzt unsere Blicke auf die westliche Küste richten.

Wir wollen von der Stelle ausgehen, wo wir unsere Leser gelassen haben, und mit einer allgemeinen Idee der Oerter, die wir beschreiben werden, den Anfang machen. Was von den Ländern des Cap gegen Norden, zwischen dem zwanzigsten und dreyßigsten Grade mittäglicher Breite liegt, bietet uns eine trockne und unbewohnte Gegend an, die auf der Charte des Herrn Danville blos **wüste Küste** genennet wird. Und doch ist sie zweyhundert Meilen groß, und scheint viel grader, und weniger mit Buchten durchschnitten zu seyn, als die meisten übrigen Küsten von Afrika. Sie grenzt gegen Mittag an das Land der Hottentoten, und von der Nordseite an das Land der **Cimbebaer**, das erste westliche Volk, das wir beschreiben wollen.

Von dem Land der Cimbebaer aus, findet man, von Mittag gegen Mitternacht, hintereinander die Königreiche **Benguela, Angola, Kongo** und **Loango**, davon sich das letztere bis an die Linie erstreckt. Diese Gegenden, die an sich schon reich, und durch den Handel der Europäischen Kolonien noch blühender geworden, werden zu interessanten Beschreibungen Materie geben.

Jenseit Loango und der Linie liegt eine krumme Küste, welche, statt gegen Norden ihre Richtung zu nehmen, sich merklich gegen Abend lenkt, und an dem zehnten oder eilften Grade mitternächtlicher Breite endigt. Sie hat sieben bis achthundert Meilen in der Länge. Hier ist auch

die

die größte Breite von Afrika; denn von dem westlichen Ende dieser Küste bis an den östlichsten Theil des Königreichs Adel zählet man siebenzig Grade der Länge, oder vierzehn hundert Meilen; zwanzig Meilen nehmlich auf einen Grad. Den ganzen Umfang dieser Küste belege ich mit dem Nahmen Guinea, doch nicht Senegal dazu gerechnet, wie es Dom Vaisette gethan.

Senegal und Nigritien liegen gegen Norden von Guinea, zwischen dem eilften und zwanzigsten Grade der Breite. Was jenseits ist, sind nichts, als wüste Ufer, welche an die Barbarey grenzen, und davon einige sich in die grossen Einöden von Sahara verlieren.

Wir werden die Einwohner dieser verschiedenen westlichen Länder nach unserer jetzt angezeigten Ordnung bekannt machen. Ohnmöglich können wir bey dieser Materie bessere Quellen, als die Erzählungen der Reisenden, haben; und da sie sich zum Glück in der schönen Sammlung des Abt Prevot beysammen finden: so werde ich aus diesem Werke das Vornehmste entlehnen. Ich bin in einigen andern Theilen meiner Geschichte eben so verfahren, ohne mich an den Tadel einer ungerechten Kritik zu kehren. Wenn ein großes Beyspiel zum Gesetz dienen könnte, so müßte man mir die Freyheit eines Rollins verstatten, welcher in einer seiner Vorreden ganz artig sagt: ich bekenne, daß ich, um meine Geschichte zu bereichern, und zu verschönern, mir weder ein Gewissen ma-

che, noch mich schäme, allenthalben zu plündern, ohne einmal die Verfasser, die ich ausschreibe, anzuführen. Alle meine Leser werden gestehn, daß ich mehr Maaße halte, als Rollin. Ich habe nie die Nachahmung bis zum Plündern getrieben, und ich kann mich mit Recht rühmen, die Anführung der Stellen auf das gewissenhafteste beobachtet zu haben.

Erstes Kapitel.

Von den Cimbebaern, und den Einwohnern von Benguela.

Die Cimbebaer bewohnen eine sehr große Gegend; sie liegt zwischen dem funfzehnten und zwanzigsten Grade südlicher Breite, und grenzt gegen Abend an das Meer, und gegen Morgen an Monomotapa. Ihr Regent heißt **Mataman**, und bekennt sich, wie sein Volk, zur Abgötterey. Die Luft des Landes ist sehr gesund; der Boden trägt überflüßig alle Arten von Lebensmitteln. Man findet auch daselbst kristalne und andere metallene Bergwerke.

Auf der Küste giebt es viel kleine und sehr arme Fürsten, die aber doch den königlichen Titel führen. Die merkwürdigsten Oerter an der See sind: das Capo Negro, das Capo Ruypirez und der Meerbusen Frio, wo die Münde eines Flusses ist, den Herr Danville Angro-

fria nennet. Das ist alles, was man von diesem Lande weiß. An der Nordseite gegen die Grenzen von Benguela, setzet Herr Delisle ein Volk Wilde, deren Nahme unbekannt, und deren Wildheit so groß ist, daß sie nicht einmal den Gebrauch der Sprache wissen.

Das Königreich Benguela erstreckt sich an das nemliche Meer, [1]) welches ihm zu einer Grenze der Westseite dient. Gegen Süden stößt es an Mataman, gegen Norden an das Königreich Angola, davon es, nach einigen Schriftstellern ein Theil ist, und gegen Osten an die wenig bekannten Länder, die um die östlichen Kaffern liegen. Die vornehmsten Flüsse darinn sind **Longo, Nika, Katonbella, Gubororo, Farsa, Kutembo** und **Kuneni.**

Mitten auf der Küste liegt ein großes Dorf, mit Nahmen **Benguela**, von welchem das Land den Nahmen bekommen zu haben scheint. Die Portugiesen haben einige Niederlassungen in diesem Theile, wo sie eine Stadt erbaut, die sie **Neu-Benguela**, oder **St. Philipp** nennen, weil das Fort gleiches Nahmens sie vertheidigt. Sie haben darinn eine Besatzung von zwey hundert Europäischen Soldaten. Es liegt an einer großen Bay, welche die **Kuhbay** heißt, weil das herumliegende Land eine Menge dergleichen Vieh ernähret. Die Rheede da-

1) Zwischen dem zehnten und funfzehnten oder sechszehnten Grade südlicher Breite und dem dreyßigsten und neun und dreyßigsten Grade der Länge.

selbst ist sicher und für Lastschiffe bequem, die überdieß hier alle Arten von Erfrischungen haben können.

Das Land, welches die Portugiesen in diesem Königreiche besitzen, beträgt von Osten bis Westen und von Süden bis Norden, im Umfange siebenzig Meilen; aber ihre Stadt, wo sich eine große Anzahl Schwarze befinden, hat nur armselige Hütten, deren Mauer von Lehm und die Dächer von Stroh sind. Die Kirche und das Fort sind nicht besser gebaut.

Die Luft in Benguela ist so schlecht, daß sich ihre Schädlichkeit sogar in den Speisen des Lands äussern soll, deren Genuß den Fremden gefährlich ist. Man kennt ihre böse Eigenschaft ferner aus der großen Bläße, aus der schwachen und zitternden Stimme, und aus dem kurzem Athem der sich hier niedergelassenen Europäer. Das Land giebt im Ueberfluß vortreffliches Kupfer, und hat sogar verschiedene Silberbergwerke.

Die hiesigen Eingebohrnen heissen **Endal Ambondos.** Die Völker von Angola führen gleichen Nahmen, welches glaublich macht, daß sie eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Die Ambondos von Benguela haben, nach dem Battel, weder Gesetze, noch eine Art von Regierung, ob es gleich in dem Lande, vornehmlich auf der Küste, Fürstenthümer giebt. Ihre Furcht ist so groß, daß dreyßig bis vierzig Europäer kühnlich in das Land einfallen und ungestraft aus demselben Vieh wegtreiben können. Aber

diese

diese Gewaltthätigkeit ist wenig nöthig, da man eine Kuh für funfzehn kleine Glaßknöpfchen bekommen kann. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stücke Fell, womit sie die Lenden bedecken. Ihre Waffen sind ein Wurfspieß und ein Bogen, und sie haben solche verderbte Sitten, daß sie sich zu ihrem Vergnügen Jünglinge in weiblicher Tracht halten. Die Faulheit ist das allgemeine Laster dieser Wilden. Ihre Weiber tragen um die Lenden einen groben Zeug, welcher aus Baumrinden verfertiget, aber weder gesponnen noch gewirket wird. Zum Putz haben sie einen funfzehnpfündigen Ring um den Hals, und kleinere Ringe von eben diesem Metalle um die Arme und Beine.

Zweytes Kapitel.

Vom Königreiche Angola.

Das Land **Angola**, welches die Afrikaner gemeiniglich **Dongo** nennen, grenzet gegen Norden an Benguela; und gegen Süden an das Königreich Kongo, dem es sonst zugehörte, und von dem es heut zu Tage durch den Fluß **Bengo** getrennet wird. Seine Lage ist zwischen dem achten und eilften Grade südlicher Breite, wenn man die Benguelaschen Lande davon absondert; aber wenn man sie, wie einige

Schriftsteller verlangen, mit Angola verbindet, so muß man südwärts, fünf bis sechs Grad zulegen. Durch dieses Mittel vereiniget man die Erdbeschreiber, die in diesem Artickel sehr verschieden sind. Dom Vaissette hat sich hier geirret, und aus diesem Irrthume an einem Orte [1]) behauptet, daß sich dieses Land von Süden gegen Norden auf die siebenzig Meilen ohngefehr erstrecke; an einem andern aber, [2]) daß die Portugiesischen Ländereyen in dem Königreiche Angola, ohngefehr vier und zwanzig Meilen von Süden gegen Norden betrügen. Dieser Tadel findet hier am natürlichsten seinen Platz, und soll mit nichten die Achtung verringern, die sich dieser gelehrte Benediktiner mit so großem Rechte erworben hat; denn dergleichen Fehler entwischen sehr oft in einem großen Werke.

Am größesten ist das eigentliche sogenannte Angola vom Morgen gegen Abend. Herr Danville setzt es zwischen den 32sten und 39sten Grad der Breite, welches hundert und zwanzig Meilen ausmacht. Der alte Nahme des Landes war, nach dem Dapper, Ambanda, und die Einwohner nennen sich noch Ambandos oder Ambondos. Dieses Königreich wird von einer großen Anzahl Flüsse gewässert, die merkwürdigsten davon sind Bengo, Lakala, Balukala und Koanza. Dieser letztere fließt in einem sehr breiten Bette, und scheint einen sehr

langen

1) T. XI. p. 219. 2) Ibid. p. 226.

langen Lauf zu haben. Aber seine Wasserfälle machen ihn auf die 60 Meilen von seiner Mündung unschiffbar und verhindern, bis an seine Quelle zu kommen, die den Europäern gänzlich unbekannt ist. Der häufige Sand hat in demselben verschiedene Inseln gebildet, davon einige drey bis vier Meilen lang sind. Es giebt auch sehr große Seen in diesem Lande. Dapper theilt es in acht Landschaften ein, deren Nahmen sind:

1. Sinso, in dem nordlichsten Theile des Königreichs, am Flusse Bengo. Der Verfasser lehrt uns von dieser Landschaft nichts besonders.

2. **Loanda**, gegen Mittag von Sinso, zwischen dem achten und neunten Grade südlicher Breite. Die Portugiesen besitzen darinn ihre schönsten Gegenden und erbauten daselbst 1578. eine Stadt, die sie **Loanda de San Paolo** nennten, von dem Nahmen **Paul Diaz de Novais**, erstem Statthalter dieser Kolonie. Sie ist die Hauptstadt von allen Ländern, die die Portugiesen in diesem Theile von Afrika besitzen. Sie ist auf einen Hügel erbaut, dessen Fuß vom Meere bespühlt wird, und an dessen Nordseite sich ein anderes etwas höhers und sehr steiles Gebürge erhebt. Die Stadt ist groß, hat schöne Gebäude, Kirchen und Klöster; es wohnen darinn drey tausend Weisse, und eine unendliche Anzahl Schwarze; aber es ist weder mit Mauern, noch mit einer Festung umgeben, ausgenommen, daß man an dem Ufer, zur Si-

cherheit des Hafens, einige Schanzen aufgeworfen hat. Die Häuser der Weissen sind steinern und mit Ziegeln bedeckt, der Schwarzen ihre aber nur von Thone und Stroh. Es residirt hier auch ein Bischoff, dessen Gerichtsbarkeit bis über das Königreich Kongo geht; ferner ist hier ein Kapitel mit neun bis zehn Stiftsherren: die Jesuiten, die Franciskaner und die Karmeliter haben hier Häuser zum Unterrichte der Jugend, und dem Dienste der Mißion bestimmt. Die meisten Schwarzen sind Sklaven der Portugiesen: die Jesuiten allein haben derer zwölf tausend. Der gröβte Reichthum der Kolonie besteht auch darinn, und es ist gar nichts seltenes, daß man Plantagen von drey tausend Schwarzen bebauen sieht.

Die Küste ist sehr fischreich, und das Land hat Ueberfluß am Viehe, vornehmlich an Kühen, Ziegen und Schafen. Der Schwanz dieser letzten Thiere ist so stark, daß man, nach dem Berichte eines Reisenden, sagen kann, sie bestehn aus fünf Vierteln, wovon der Schwanz das dickste ausmacht. Aber es ist eine geschmacklose und ungesunde Kost. Das Land trägt keinen Weizen. Man bedient sich also anstatt des Brods der Wurzel **Maniok**. Aus dem Indianischen Weizen, welchen man an einigen Orten sammlet, macht man Kuchen und anderes Gebackenes. Man hat kein anderes Getränke als Brackwasser, welches man aus der benachbarten Insel **Loanda** bringt, oder schlammiges Wasser, das vier bis fünf Meilen

weit

weit von der Stadt geholet wird, und welches man durch ein Tuch seihen muß, um es von dem Schlamme zu reinigen. Das Land giebt viel Maniok, Honig und allerhand Arten von Zugemüsen, nebst einer Menge Früchte. Es ist erst 1630, wenigstens in einer gewissen Gegend, urbar gemacht worden. Diesen wichtigen Dienst leistete der Statthalter der Kolonie, mit Nahmen **Ferdinand**, den Einwohnern, indem er einem jeden befahl, nach der Anzahl seiner Sklaven, ein Stück Land anzubauen. Man mußte Schärfe und Drohungen gebrauchen, um sie zum Gehorsam zu bringen, und Gewaltthätigkeit, um sie glücklich zu machen.

Die Insel Loanda liegt vor der Stadt gleiches Nahmens, in einer sehr kleinen Entfernung von dem Ufer. Sie ist sechs bis sieben Meilen lang, und ohngefähr eine oder anderthalb Meilen breit. Der Canal, welcher sie von der Küste absondert, macht einen sehr schönen Hafen, und ist so schmal, daß die Schwarzen oft darüber schwimmen. Der Eingang ist von der Süderseite fast gänzlich durch den Sand verschüttet, aber von der Nordseite sehr tief. An den Küsten findet man kleine Muscheln mit Nahmen **Zimbi**, welche man statt der Münze, wie die Indianischen Coris gebraucht. Diese Fischerey gehört den Portugiesen. Man zählt auf dieser Insel sieben bis acht Flecken, wovon der beträchtlichste **Spirito Santo** heißt. Das Land ist an Getreide unfruchtbar, aber mit den Zimbi können die Einwohner alle Lebensmittel

bekom-

bekommen. Uebrigens wachsen im Ueberfluß Pomeranzen, Citronen, Granatäpfel, Feigen, Bananen, Kokosnüsse, Rosinen und andere Früchte, vornehmlich in den Gärten der Portugiesen, welche daselbst viel Lusthäuser haben. Merolla behauptet, diese Insel stehe unter dem Könige von Kongo, und werde von einem vornehmen Neger regiert.

3. **Ilamba**, sonst heißt sie auch **Elvama**. Diese Landschaft erstreckt sich gegen Morgen von Loanda, an die beyden Ufer des Bengo, in einer Länge von mehr als dreyßig Meilen. Sie wird in zwey und vierzig Kreise eingetheilt, die so bevölkert sind, daß man nicht eine Meile zurücklegt, ohne ein Dorf anzutreffen, und die zehn bis zwölf tausend Soldaten stellen können. Sie werden von zwey schwarzen Prinzen regiert, die **Soras** heissen, eine vortreffliche Mannszucht in jedem Kreise halten, und über die Sicherheit des Landes sorgfältig wachen.

4. **Ikollo**, gegen Norden, und Ilamba gegen Osten.

5. **Ensacka** zwischen den Flüssen Bengo und Koanza, eine sehr kleine, aber sehr angebaute Landschaft. Es ist mitten in dem Lande, zwischen steilen Bergen ein dicker Wald, welcher den Einwohnern zur größten Sicherheit dient.

6. **Massangano** gegen Süden, zwischen den Flüssen Koanza und Sunda. Man sieht darinn eine Stadt gleiches Nahmens, bey welcher die Portugiesen ein Fort und ganz schöne Niederlassungen haben. In dieser Provinz hat

der

der König von Angola seine Residenz auf einem steilen Gebirge, welches sieben Meilen im Umfange beträgt. Die fruchtbaren Felder und Wiesen, die sie umschließen, geben alle Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß. Man kann nur auf dieses Gebirge durch einen einzigen Zugang kommen, der so befestigt ist, daß er für allen Anlauf sichert.

7. **Kambamba**, an dem südlichen Ufer des Flusses Koanza. Die Schwarzen haben an eben diesem Ufer ein Dorf gleiches Nahmens angelegt, und in eben dieser Gegend besitzen die Portugiesen ein Fort. Die Berge darinn sind voller Silberbergwerke.

8. **Embacka**, mitten im Königreiche, und mehr als funfzig Meilen vom Meer. Die Hauptstadt ist **Lujola**, ein sehr fester Ort, und liegt an dem Zusammenflusse der beyden Flüsse Koanza uud Lukala. Die Portugiesen haben auch ein Fort in diesem Lande; und ein sehr neuer Erdbeschreiber giebt ihren Ländereyen in demselben vier und zwanzig Meilen im Umfange von Süden gegen Norden, und eben so viel von Osten gegen Westen. Die Domainen des Königs von Angola sind nicht viel größer. Sie erstrecken sich hauptsächlich gegen Abend in das Königreich **Matamba**, eine Gegend, die den Europäern wenig bekannt ist. Dieser Fürst soll so mächtig seyn, daß er hundert tausend Mann auf die Beine stellen kann, aber alles schlechte Soldaten. So viel ist gewiß, daß sein Land sehr bevölkert ist.

Die

Die Landschaften des Königreichs Angola werden im Nahmen des Königs von den vornehmsten Herren an diesem Hofe regiert; und jedes Dorf hat sein besonderes Haupt, welches Sora genennet wird. Der Sora hat eine gewisse Anzahl Beysitzer, die **Makots** heissen, welche er in allen wichtigen Dingen um Rath fragen muß: sie dürfen aber nicht anders, als auf den Knien vor ihm erscheinen. Diese schwarzen Häupter führen übrigens ein sehr einfältiges und mäßiges Leben. Diejenigen, die unter dem Könige von Portugall stehen, bezahlen ihm einen jährlichen Tribut an Sklaven. Man versichert, daß die Portugiesen jährlich aus Angola funfzehn tausend Schwarze ziehen, welche sie nach Brasilien und andern Kolonien von Amerika schicken.

Hier sind einige besondere Nachrichten, die die Dynastie von Angola betreffen. Dieser Staat war vorzeiten eine Landschaft von Kongo, und unter dem Nahmen **Dongo** bekannt. Ein Sora des Lands, mit Nahmen **Angola**, erregte einen Aufruhr, gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts, und stiftete ein unabhängiges Reich, das er mit seinem Nahmen belegte. Er hatte zum Nachfolger **Dambi Angola**, welcher 1560. zu regieren anfing. **Quilongo** folgte seinem Vater **Dambi** 1578. Er hatte gewaltige Streitigkeiten mit den Portugiesen, die sich unter seiner Regierung fast der ganzen Küste von Angola bemächtigten. Als dieser Fürst 1640. starb, so schwung sich ein Neffe von ihm auf

den Thron, zum Nachtheil der Anna Zinga, einer Tochter des Quilongo, welche sich in das Königreich Matamba begab, und von da aus den Eroberer und seine Alliirten, die Portugiesen, mit Krieg bezog. Diese Dame, welche von den Mißionarien war getauft worden, und von den Portugiesen für eine Heldinn ausgegeben wird, erbaute an dem Orte, wohin sie sich geflüchtet hatte, eine Stadt, und nannte sie **Matamba**. An Muth, Stärke und Geschwindigkeit übertrafen sie auch nicht die unerschrockensten und stärksten Schwarzen; sie ging stets in Mannskleidern, und trug in ihren Händen einen Bogen, an ihren Lenden eine Axt, und einen Degen über die Schultern. Ehe sie eine kriegerische Unternehmung wagte, befragte sie allezeit die Geister, und opferte ihnen das schönste Mädchen des Landes, welches sie mit ihrer Hand tödtete. Sie trank ein großes Glas von ihrem Blute, und zwang ihre Hauptleute, ihrem Beyspiele zu folgen. Man versichert, daß sie sich, statt eines Mannes, funfzig bis sechzig junge Leute hielte, welche sie wie Frauenzimmer kleiden ließ, und denen sie so viel Maitressen erlaubte, als ihnen beliebte, aber mit der Bedingung, alle die Kinder zu tödten, die aus ihrer Buhlerey entstehen würden. Sie verbreitete ihre Eroberungen von der östlichen Seite sehr weit, und zog den Krieg gegen Mittag bis in die Wüsten der Jaggaer.

Die Herrschaften der Portugiesen sind in verschiedene Distrikte getheilt, welche Dom

Vaisette

Vaisette mit den Nahmen Hauptmannschaften belegte. Der Verfasser zählt deren achte, ohne Loanda, welches die beträchtlichste ist. Diese Niederlassungen sind, 1) Quisama, in dem südlichsten Theile des Königreichs, nicht weit vom Meere. Sie hat einen großen Umfang, aber sie ist voller Gebirge und schlecht angebauet. Man findet daselbst Honig, Wachs und sehr ergiebige Silberbergwerke. Ihre Schwarzen sind sehr tapfer, und die Portugiesen heben daraus viele Soldaten für ihre Besatzung. 2) Muchima gegen Norden von Quisama. 3) und 4) Massangano und Kambamba, derer Lage ich anderswo gezeigt habe. 5) Mapungo, gegen Osten von Messangano, an dem Ufer von Koanza. 6) und 7) Ensacka und Embacka, mitten in dem Lande. 8) Danda, an der nordlichen Küste.

Hier ist dasjenige, was die Entstehung dieser Eroberungen betrifft. Von der Regierung Johann des andern an, das ist vor dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, hatten die Portugiesen einen großen Sklavenhandel nach Loanda, mit Erlaubniß des Königs von Kongo, unter dessen Bothmäßigkeit dazumal Angola stand. Paul Diaz Novais, dessen Vorfahren diese Küste entdeckt hatten, rüstete Schiffe auf seine Kosten aus, und zur Schadloshaltung dafür schenkte ihm der König, Dom Sebastian, ohngefehr einen Umfang von dreyßig Meilen an den Ufern des Meers, nebst alle dem Lande, welches er innerhalb des Landes erobern würde.

Die

Die Portugiesen kamen von der Ostseite bis an das Dorf Kabazo, funfzig Meilen von der Küste, und errichteten daselbst einen Handelsplatz. Aber alle die Kaufleute, die diese neue Faktorey errichteten, an der Anzahl vierzig, wurden daselbst 1578. auf Befehl des Quilongo ermordet, welchem mit Recht die Unternehmungen dieser Fremden und die Schenkung verdächtig wurden, die man ihnen, ohne Zuziehung seiner, mit einem Theile seiner Staaten gemacht hatte. Aber diese Gewaltthätigkeit erregte nur immer mehr und mehr den Stolz und Geiz der Portugiesen, welche unter seiner Regierung die meisten an der See gelegenen Domainen von Angola eroberten.

Im Jahre 1641. wurden sie von den Holländern in dem Besitze dieser Niederlassungen gestört, die sie aus Loanda jagten, eine ihrer Herrschaften ruinirten, und den Statthalter daselbst, **Cesar de Menezes**, nebst sieben bis achthundert Portugiesen, zu Gefangenen machten. Loanda blieb viele Jahre in den Händen der Holländer, welche an der Mündung des Flusses Koanza ein kleines Fort mit Nahmen **Molls** errichteten. Dapper versichert, daß ein 1648. geschlossener Traktat die Portugiesen in ihre alten Länder wieder eingesetzet. Angelo behauptet, daß sie diese Wiedereinsetzung blos ihrer Tapferkeit zu verdanken gehabt, und ihre Feinde mit bewafneter Hand herausgetrieben hätten.

Man theilt die Europäer in verschiedene Klassen: nehmlich in Priester und Mönche, deren Anzahl für ein Land, das unter der Portugiesischen Macht steht, nicht beträchtlich ist; in Soldaten und Kaufleute; in Verbrecher, die von den Gerichten nach diesem Theile von Afrika verwiesen werden; in die Portugiesen vom jüdischen Geschlechte, welche den Nahmen der neuen Christen führen, und die die Inquisition nach Angola bringen läßt, um Portugall davon zu befreyen. Diese letztern, welche sich fast niemals aufrichtig bekehren, sind von den heiligen Orden ausgeschlossen. Doch sollen sie sehr fleißig den heiligen Sakramenten beywohnen, und den Mönchen und armen Christen viel Almosen reichen.

Die Anzahl der Mulatten ist sehr groß. Sie begegnen den Schwarzen mit ausserordentlichem Stolze, und bestreben sich, den Weissen einigermaßen gleich zu seyn. Aber weit gefehlt, daß sie sich zu dieser Gleichheit erheben könnten, so haben sie nicht einmal das Recht, sich in ihrer Gegenwart zu setzen. Die Mulattinnen, deren Vater nicht bekannt ist, dürfen weder Röcke noch Hemden tragen, und das Gesetz erlaubt ihnen keine andere Kleidung, als ein gewisses Stück Zeug, das sie um sich unter ihre Armen binden. Die Mannspersonen dieser nehmlichen Gattung können sich in den geistlichen oder Soldatenstand begeben; aber sie kommen niemals zu dem Range eines Officiers oder Prälaten.

Alle Schwarzen in Loanda und den übrigen Portugiesischen Niederlassungen sind in der Sklaverey, ausser denjenigen alten Einwohnern, welche, Kraft der ersten Kapitulationen, ihre Freyheit erhalten haben. Die Sklaven werden zum Feldbau, zur Fischerey, zum Aufbauen der Häuser und andern Arbeiten gebraucht. Es giebt wenige unter ihnen, die nicht ein Handwerk wüßten. Wenn sie ihr Herr nicht unmittelbar in seinen Diensten beschäfftiget, so vermieten sie sich in den Dienst anderer Privatpersonen, mit der Verpflichtung, ihm davon den größten Theil ihres Gewinstes zu bringen. Alle Schwarzen der Kolonie bekennen sich zum Christenthum; aber es ist nicht sowohl Ueberzeugung, sagt der Mißionar Merolla, als Furcht, vermöge der sie die Pflichten der Religion beobachten. Sie müssen alle Jahre beichten, und da sie nun eine Fertigkeit in dem liederlichen Leben bekommen haben, so verlassen sie bey dem Anfange der Fasten ihre Buhlerinnen, um die Absolntion zu erhalten, und nehmen sich nach Ostern wieder eine andere, weil sie sich vor Gott, sagt der Mißionar, frey von allen Sünden halten, wenn sie diejenigen nicht besuchen, die sie verlassen haben.

In dieser Unordnung werden sie einigermaßen durch das Exempel der Weissen bestärket, welche mit diesem Greuel eines unzüchtigen Lebens die barbarische Gewohnheit verbinden, daß sie die Kinder, die sie mit den Schwarzen zeugen,

zu Sklaven machen, und an die Fremden verkaufen. Der Verfasser macht uns keine bessere Idee von den Portugiesischen Weibern, welchen er, nebst vielen andern Lastern, eine wilde Laune, übermüthigen Stolz und niederträchtigen Geiz vorrückt.

Die Mannspersonen lassen sich in einem **Hamak**, oder einer niedrigen Sänfte von zwey Schwarzen tragen, unterdessen, daß ein dritter Sklave ein großes Parasol über ihren Kopf hält. Wenn zwey Weisse mit einander gehn, so verbinden ihre Schwarzen die Parasole, und machen um sie einen beständigen Schatten. Die Frauenzimmer bedienen sich alles dessen auch, aber sie haben eine viel stärkere Begleitung bey sich. Der Hamak ist mit einer reichen Decke behangen, welche von vier Negerinnen getragen wird. Vier andre **Makomas**, oder Aufwartemädchen begleiten ihre Frau. Zwey Schwarze tragen die Sänfte, und zwey andere halten die Parasole.

Die Statthalterschaft der Portugiesischen Besitzungen ist in den Händen eines Vicekönigs; zweyer **Bradoren**, welche seine Räthe sind; eines **Bridor**, welcher als Oberhaupt bey Verwaltung der Gerechtigkeit den Vorsitz hat; zweyer **Jensen**, oder Unterrichter, und eines Sekretairs. Die Sovas, die unter der Kolonie stehn, bezahlen einen jährlichen Tribut von Sklaven an den Vicekönig, und leisten unter dem Titel der Vasallen, noch andere Dienste. Man verbindet sie überdieß

noch dazu, daß sie den Portugiesen auf ihren Reisen Träger zu ihren Hamaks und zu ihren Eßwaaren verschaffen, und zu andern Dienstleistungen, die sie nöthig haben, behülflich seyn müssen. Der Tribut, welchen jeder Sova bezahlt, ist an verschiedene Pächter verpacht, die sich durch ihre Drückungen verhaßt machen. Ihr Haupt, welches sich **Contraklador** nennt, hat sein Kontor zu Loanda, wo er zu gleicher Zeit das Amt eines Konsuls bekleidet, und über alle Streitigkeiten, die den Handel betreffen, den höchsten und letzten Spruch thut.

So ist der jetzige Zustand der Europäischen Kolonien. Drey hundert Portugiesen, die der brave Diaz anführte, eroberten auf eine unbegreifliche leichte Art große Länder, die hundert tausend Schwarze vertheidigten. Einer ihrer Skribenten giebt in wenig Worten die Erklärung dieses Wunders: „Die Angolasche Armee, sagt er, war nackend, und hatte keine andere Waffen, als Bogen und Dolche. Die Portugiesen hingegen trugen doppelte und gut durchgefütterte Wämser, welche ihren Körper bis auf das Knie bedeckten, und dergleichen Mützen, welche ihr Haupt für alle Gefahr schützten. Ihre Waffen waren Picken, große Degen und Flinten, die vollends den Schwarzen Furcht einjagten. Ueberdieß waren die meisten zu Pferde, welches eine andere Ursache des Schreckens für diese Barbaren war. Kurz ein einziger Portugiesischer Reuter, mit dem

Pistol in der Hand, konnte hundert Schwarzen gewachsen seyn.

Drittes Kapitel.

Die Afrikaner von Kongo.

Erster Artickel.

Beschreibung des Königreichs Kongo.

Das Königreich Kongo hat gegen Norden die Staaten von Loango zu Gränzen; wovon es durch den Fluß Zaire abgesondert wird; gegen Mittag das Land Angola; gegen Osten, wüste und unbekannte Gegenden, und gegen Westen den Ocean und ein Theil des Königreichs Angola, welches von der Meerseite einen beträchtlichen Theil einschließt. Von Morgen gegen Abend ist es am allergrößten, und hat ungefehr hundert und zwanzig Meilen in seiner allgemeinen Länge. Es war sonst von einem größern Umfang; denn Loango, Angola und Benguela waren mit in seinen Gränzen eingeschlossen.

Seine vornehmsten Flüsse sind Zaire, Lelunda, Ambriz, Enkokoque-Matari, Bengo,

go, Koanza. Der Zaire, welchen andere Barlela nennen, und welcher ohne Widerspruch der größte ist, fließt von Norden gegen Süden, und nimmt in seinem Laufe viele andere Flüsse zu sich, und stürzt zwischen dem sechsten und siebenden Grade südlicher Breite in den Ocean. Er ist voller Krokodille und Wasserpferde. Dapper giebt der Mündung desselben nur drey, Lopez aber und Merolla zehn Meilen. Dieser Fluß strömt mit einer solchen Gewalt in das Meer, daß sich sein Wasser, ohne sich mit dem Meerwasser zu vermischen, einen besondern Lauf bahnet, so daß man es dreyßig Meilen von Ufer wegen seiner gelblichen Farbe erkennen kann. Die Beschiffung desselben wird auf acht bis neun Meilen von seiner Mündung durch einen Wasserfall unterbrochen, der von Felsen gebildet ist, von denen er sich mit entsetzlichem Geräusche stürzt. Von seinem Wasserfalle an ist sein Bette, welches beträchtlich breiter wird, von vielen bewohnten Inseln durchschnitten, davon jede eine Herrschaft ausmachet, welche von einem Sova, unter dem Nahmen des Königes von Kongo, regieret wird. Die beträchtlichsten sind **Bomma** und **Quantalla**, welche in der Mündung des Fusses liegen. Die erste, ungeachtet ihrer starken Bevölkerung, hat doch wenig Häuser, weil ein großer Theil des Landes unter Wasser gesetzet ist. Die Schwarzen sind genöthiget, auf den Gipfeln der Bäume zu wohnen, wo sie sich Behältnisse gleich den Vogelnestern

machen. Sie sind gut gewachsen, und von starker Leibesbeschaffenheit, aber von solcher Wildheit, daß sie kaum verdienen von den Bestien unterschieden zu werden. Die heiligen Bande der Ehe sollen ihnen unbekannt seyn, und beyde Geschlechte sollen sich nach keinem andern Gesetze, als nach dem viehischen Instinkt vermischen. Das Land ist reich an Eisenbergwerken, und der vornehmste Handel der Einwohner besteht darinn, daß sie ihren Nachbarn selbst geschmiedete Pfeile, Zagayen und andere Waffen verkaufen, um sich durch den Weg des Tauschens Lebensmittel zu verschaffen.

Die Insel Quantala ist nicht weniger bevölkert. Ihre Einwohner beten einen silbernen Götzen an, der im Lande sehr berühmt ist, aber nur den Priestern, die seinen Gottesdienst verstehen, sichtbar wird. Sie verhölen sogar den Ort, den er bewohnt, und alles, was man von seiner Wohnung weiß, ist, daß er sich in einem großen Walde aufhält. Man schickt ihm weit her Geschenke, welche man im Walde an einer großen Mauer aufhängt, die von Elephantenzähnen erbaut ist.

Man theilt das Königreich Kongo in sechs Landschaften, welche von Süden gegen Norden in nachfolgender Ordnung liegen: Bamba in dem südlichsten Theile von Kongo an der Meerküste, zwischen den Flüssen Ambriz und Koanza; Sonho, oder Songo, gegen Norden von Bamba, an der nehmlichen Küste;

ste; **Pemba** gegen Nordost von Bamba, recht mitten in dem Königreiche; **Batta**, **Pengo**, und **Sundi** noch näher gegen Norden. Die Portugiesen haben diese verschiedenen Landschaften mit den Titeln Markisate, Grafschaften und Herzogthümer belegt, welche sie noch in den Nachrichten führen, die wir darüber nachgeschlagen haben. Laßt uns zur Beschreibung derselben schreiten.

I. Bamba.

Sie ist die größte und reichste Landschaft des Königreichs. Ein Reisender giebt ihr eben so einen großen Umfang als dem Königreiche Neapel und Sicilien. Sie begreift viel Herrschaften in sich, als **Bamba** selbst, die vornehmste unter allen; **Lemba**, **Vamma**, **Kozanza**, **Kovagongo**, **Kabonda**, **Quinquongo**; **Muffula**, wo eine Stadt gleiches Nahmens ist, die zu verschiedenen Zeiten von den Holländern besucht wird. **Oanda**, eine große und schöne Gegend; **Ensala**, **Lorato**, **Quitungo** u. s. w. Alle diese besondern Distrikte werden durch Sovas regiert, deren Oberhaupt mit Nahmen **Mani**, der allermächtigste von den Vasallen des Königs von Kongo ist, und gemeiniglich seine Armeen kommandiret. Er hat seine Residenz in der Hauptstadt, welche einige **Bamba**, andere **Panza** und **Banga** nennen. Diese Stadt, welche dreyßig bis fünf und dreyßig Meilen von der Küste, an zwey Flüßen liegt, die durchfließen, nimmt ei-

nen großen Bezirk ein, aber die Häuser sind darinn ohne Ordnung zerstreut, und nicht selten von einander sehr entfernt; unterdessen hat der Ort doch eine große Anzahl Einwohner.

Das Land ist voller Berge, wo man Silberminen findet, und die sich bis an das Königreich Angola verbreiten. Man fischet an der Küste eine Menge kleiner Muscheln, welche das Kurrantgeld des Königreichs von Kongo sind. Der Sklavenhandel ist hier so beträchtlich, daß die Portugiesen jährlich mehr als fünf tausend derselben fortschaffen. Eben diese Landschaft hat viele Wälder, wo man Elephanten von einer wunderbaren Größe, wilde Pferde, Tiger und andere wilde Thiere sieht. Pigafetta, ein Schriftsteller, der zur Uebertreibung geneigt ist, sagt, daß sie vier hundert tausend Mann bewaffnen könnte, welche, wie er weiter spricht, den sechsten Theil ihrer Einwohner ausmachen. Das Volk ist brav, handfest, geschickt zu Kriegesübungen, und allen seinen Nachbaren fürchterlich. Der größte Theil bekennt sich zum Christenthum, unter der Direktion einiger Portugiesischen Missionaren, und einer großen Anzahl Priester aus den Mulatten oder Schwarzen.

2. Sonho.

Diese Landschaft ist mit Wasser umgeben, gränzet gegen Norden an dem Flusse Zaire, gegen Süden an Lelonda, gegen Westen an

das

das Meer, und gegen Morgen an den Fluß Ambriz, der sie von der Landschaft Bamba trennt. Sie hat auch viele Herrschaften und viele Städte, davon die vornehmsten Kiora und Sonho sind. Sonho ist die Hauptstadt der Landschaft und die Residenz des Statthalters, dem alle Portugiesische Reisebeschreibungen den gräflichen Titel beylegen. Sie begreift ohngefehr vier hundert Häuser, welche, da sie sehr weit von einander stehen, einen großen Platz einnehmen. Der Bau derselben ist sehr leichte; denn die Mauren bestehn nur aus zusammen geflochtenen Aesten oder Palmblättern, und die Decken aus Rohr. Der Giebel ist mit Stroh bedeckt, und das Inwendige mit Matten von verschiedenen Farben bekleidet. Die Vornehmen haben Häuser von Bretern, auf welche man eine Art von Firniß bringt, der zu einer dicken Rinde wird. Die Kirchen sind von der nehmlichen Materie aufgeführet, und es sind ihrer fünf bis sechse in der Stadt.

Sonho ist die erste Landschaft des Königreichs, die sich dem Evangelium unterworfen. Das Land ist trocken und sandigt; doch giebt es darinn Baumwolle, Salz, Helfenbein und das beste Kupfer des Königreichs, der Sklavenhandel ist auch ziemlich groß. Die Engländer hatten 1700. eine Faktorey um die Gegenden der Hauptstadt, und es waren auch daselbst etliche Holländische Faktors.

Die

Die Einwohner dieses Landes sind überhaupt von kleiner Statur, haben schwächliche Arme und Beine, eine muntre Laune, einen lebhaften und spitzfindigen Geist, und eine große Industrie im Handel. Sowohl das männliche, als weibliche Geschlecht geht fast nackend. Die Vornehmen tragen ein strohernes Kamisol ohne Aermel, welches ein wenig über die Lenden geht, und sich mit zwey bis auf die Erde hangenden Zipfeln schließt. Einige tragen eine Mütze, die sehr prächtig gearbeitet ist; aber dieses Ehrenzeichen wird nicht jedermann zugestanden. Das Frauenzimmer von hohem Stande kleidet sich mit einem strohernen Unterrocke, und bedecken den übrigen bloßen Leib mit einem Stück Zeuge, welches gewöhnlicher Weise zweymal herum gewickelt werden kann, und da sie sich den Zipfel desselben um den Kopf winden, so dient es ihnen anstatt eines Schleyers zugleich. Der langen Pfeifen, aus denen sie unaufhörlich rauchen, bedienen sie sich durchgehends, sowol Männer als Frauen.

Der Mani der Landschaft kleidet sich gleichfalls mit einem strohernen Kleide, welches bis auf die Erde hangt, und hat über dasselbe noch einen zeugenen Rock von eben der Länge. An den Festtagen trägt er ein kurzes scharlachenes Kleid, und manchmal einen langen Mantel nebst einer taffenden und mit Federn gezierten Mütze, und gelben oder rothen Strümpfen. Viele Schnuren von Korallen hangen ihm vom

Halse bis auf die Lenden, nebst einer starken goldenen Kette, woran ein stark maßivenes Kreuz von eben dem Metall über die Brust hängt. Seine Finger sind fast mit Ringen bedeckt, und um die Arme hat er Ringe von Gold, oder von Korallen. Wenn er aus seinem Pallast geht, so wird er in einem Hamak von zween Sklaven getragen, davon der eine einen silbernen, der andere einen helfenbeinernen Stock in der Hand führt. Vier von den höchsten Officiers tragen Parasole vor ihm her, andere schwenken Roßschweife, um die Fliegen abzuhalten. Vor seinem Gefolge geht gemeiniglich ein Musikante, welcher in der Hand einen kleinen eisernen Stab hält, woran Schellen hangen, mit denen er nach dem Takte spielt, und darzu das Lob seines Herrn singt. Der Mani hat eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen; aber er ist ein zinsbarer Vasall des Kaisers von Kongo. Er wird gewählt, und dieses Wahlrecht kommt den neun vornehmsten Herren des Landes zu. Wenn ein Mani stirbt, so müssen sie ihm, ehe er begraben wird, einen Nachfolger geben. Während des Interregnum, welches sehr kurz seyn kann, wird das Reich von einem Kinde verwaltet, ein neuer Grund, die Wahl eines neuen Oberhauptes zu beschleunigen! Die Mißionaren haben sich das Recht, die Wahl zu bestätigen, angemaßet, welche, sagt Merolla, ohne ihre Einwilligung nichtig seyn würde. Seine hinterlassene Gemahlin verliert die meisten Ehrenbezeu-

renbezeugungen, die sie vorher genoß. Sie darf bey Lebensstrafe nicht aus dem Wittwenstande treten, und muß das strengste Leben führen, wenn sie nicht der Thronfolger ihres Gemahls heyrathet. Die Kinder treten gleichfalls in einen Privatstand.

Die neun Wahlfürsten schwören jährlich vor dem ganzen Volke dem Mani den Eid der Treue. Diese Ceremonie, welche auf öffentlichem Markte geschieht, wird mit Ritterspielen und andern verschiedenen Lustbarkeiten beschlossen. Jeder Wahlfürst führt eine Anzahl Bürger zu den Füssen des Mani, und legt ihm eine Probe von Lebensmitteln vor, welche er ihm zu seinem und seiner Familie Unterhalt liefern muß, als Oliven, um den Vorath des Oels anzuzeigen; Knochen und Häute von Hornviehe, zum Vorrath an Fleische; Fische auf der Spitze einer Picke 2c.

Die Mani von Sonho hatten in dem letzten Jahrhunderte heftige Streitigkeiten mit den Königen von Kongo, deren Joch sie sich erkühnten abzuwerfen. Diese Empörung entzündete einen Krieg, welcher länger als 40 Jahr dauerte. Die Portugiesen nahmen daran Theil, und erkläreten sich für den König von Kongo, ihren alten Alliirten, welcher ihnen 1680. alle seine Rechte auf die Landschaft Sonho einräumte. Durch die Hülfe, die er von diesen braven Fremden erhielt, nebst dem Beystande

stande der Jaggaer, eines streitbaren Volks in dieser Gegend, bekam er große Vortheile über seine Feinde. Der Mani von Sonho verlohr in einer blutigen Schlacht das Leben, und die meisten von seinen Soldaten wurden gefangen, oder ermordet. Die Einwohner dieser Landschaft bemühten sich vergebens, die Portugiesen mit ihrer Unterwürfigkeit zu erweichen: der General antwortete ihren Abgeordneten, daß er entschlossen wäre, alle ihre Städte zu plündern, um sie für ihren Ungehorsam und ihre Empörung zu züchtigen. Dieses unglückliche Volk sahe also seinen Untergang vor Augen, als einer ihrer Sovas, sie von aller ihrer Furcht zu befreyen versprach, wenn sie ihn zum Mani erwählen wollten. Der Vorschlag wurde angenommen. Er führte eine strenge Mannszucht unter den Soldaten ein, verstärkte sich mit den Hülfstruppen einiger benachbarten Nationen, und nahm solche gute Maaßregeln zur Vertheidigung des Landes, daß er ein entscheidendes Treffen gewann, in welchem alle Portugiesen getödtet wurden. Aber er empfing in demselben selbst viele Wunden, und starb an denselben einige Tage darauf. Die Einwohner von Sonho sind nach diesem wieder zu ihrer Schuldigkeit gegangen; aber diese Streitigkeiten erweckten ein solches Vorurtheil wider die Religion, daß der Mißionar Merolla, welcher sich 1688. im Lande befand, fast keine Person antraf, die den Uebungen des Christenthums beygewohnt hätte.

3. Pemba.

Die regierende Familie von Kongo hat ihren Ursprung aus dieser Landschaft, worinn die Könige ihre beständige Residenz aufgeschlagen haben. Die vornehmsten Bedienten des Hofs haben auch hier ihr Vermögen und ihre Güter. Dieses Land, welches mitten im Königreiche liegt, kann in zwey Hauptheile eingetheilet werden. Der eine davon heißt **Pemba**, und der andere S. **Salvador**. Pemba liegt gegen Süden, und hat eine Stadt gleiches Nahmens, wo der Mani der Landschaft sich aufhält, und in die unruhigen Zeiten dem Monarchen selbst zu einem Zufluchtsorte dient. S. Salvador, dessen Lage gegen Norden ist, hat ebenfalls eine Stadt gleiches Namens, welche die Hauptstadt des Königreichs ist. Sonst nannte man sie **Banza**, und noch vor ältern Zeiten **Ambas=Kongo**. Der erste Nahme bedeutet, nach dem Carli, königlicher Hof: und sie ist auch in der That seit langer Zeit die ordentliche Residenz der Könige. Sie ist funfzig Meilen vom Meere, auf einem großen Berge, dessen Seiten nichts als Felsen darzubieten scheinen, und der doch auf der Spitze eine Fläche von drey Meilen in Umfange hat, die vollkommen angebaut und voller schöner Wohnungen ist, in denen sich mehr als tausend Seelen aufhalten. Die Aussicht dieses Orts ist so reizend, daß ihn die Portugiesen Orheiro, oder den Prospekt, nennen. Das Land ist an

allen

allen Orten von Getreide fruchtbar, und trägt eine große Anzahl Palmen, Tamarinden und andere Bäume, welche beständig grün bleiben. Die Luft ist frisch und gesund.

Die Stadt liegt in einem Winkel des Berges. Das merkwürdigste in derselben ist das königliche Schloß und die Portugiesische Stadt. Sowohl das erstere, als die andere haben jedes ins besondere eine Meile im Umfange, und und sind beyde mit guten Mauern umgeben. Der Raum zwischen diesen beyden ist ein Platz, der statt eines Marktes dienet, in welchem viele vornehme Herren ihre Häuser der großen Kirchen gegen über haben. Die Gassen sind breit und wohl geordnet, die Häuser geraumig, bequem und regelmäßig, aber mit Stroh bedeckt, wenn man der Portugiesen ihre ausnimmt. Der königliche Pallast besteht aus einer großen Anzahl Wohnungen, Sälen und großen Galerien, deren Wände blos mit ganz schön gearbeiteten Matten behangen sind. Doch giebt es auch mit sehr vieler Pracht ausgezierte große Säle und Lusthäuser. Man zählet in der Stadt zehn bis zwölf Kirchen, vier tausend Weisse und ohngefehr vierzig tausend Schwarze, die meisten von Adel, aber von solcher Armuth zugleich, daß kaum neune bis zehne im Stande sind, sich eine goldene Kette anzuschaffen und sie um den Hals zu hängen, welches hier eines der vornehmsten Ehrenzeichen des Adels ist.

4. Batta.

Die Portugiesen geben diesem Lande den Titel eines Herzogthums; es ist sehr groß, und war sonst ein mächtiges Königreich unter dem Nahmen Aghirimba. Da es sich freywillig unter die Macht der Könige von Kongo begeben hat; so behielt es viele Privilegien, und genießt einer größern Freyheit, als die übrigen Landschaften. Die Hauptstadt darinne führt auch den Nahmen **Batta**. Sie ist die Residenz des Mani, welchen man allezeit aus den Abkömmlingen der alten Könige des Landes wählet, und für die andere Person im Reiche hält. Wenn die rechtmäßigen Erben von Kongo aussterben, so sollen diese Manis auf den Thron kommen. Unter andern Privilegien haben sie auch das Recht an der Tafel des Königes zu speisen, aber ohne sich zu setzen, eine Ehre, welche die Regenten auch nicht ihren eigenen Kindern einräumen.

Der Fürst von Batta zählt eine große Menge vornehmer Herren unter seine Vasallen, und seine Hofstaat giebt an Pracht der Königlichen nichts nach. Er soll 24000 Mann auf den Fuß stellen können. Die alten Einwohner des Landes heissen **Mouschos**, und sind von einem harten und wilden Charakter. Diese Wildheit bemerkt man sogar an Sklaven, welche viel hartnäckiger und unbändiger sind, als die andern Schwarzen in Afrika. Das

Land hat allen Ueberfluß an Lebensmitteln, und unzählbare Einwohner; ja es wird mit für eine der besten Landschaften des Königreichs gehalten.

5. und 6. Pango und Sundi.

Die Portugiesen haben auch das erste zu einem Markisate und das andere zu einem Herzogthume erhöht. Pango liegt gegen Norden von Batta an den zwey Ufern des Zaire. Das Land ist von einer mittelmäßigen Fruchtbarkeit, und bezahlet doch eben so viel Tribut, als die übrigen Statthalterschaften. Die Hauptstadt führet gleichen Namen mit dem Lande, und hieß sonst **Panguelungos**. Diese Gegend machte sonst einen unabhängigen Staat aus, welchen die Könige von Kongo aber unter das Joch gebracht haben.

Sundi befindet sich in dem nordlichsten Theile von Kongo. Die neuern Erdbeschreiber setzen die Gränzen weit, nehmlich von Nordost bis an den südlichen Theil des Königreichs **Anziko**, ungefehr drey Grade von Süden. Diese Provinz ist stets das Eigenthum des vermeintlichen Erben der Krone. Sie hat viele Herrschaften unter ihrer Gewalt. Ihre Einwohner treiben mit ihren Nachbaren einen Handel mit Salz, fremden Zeugen und verschiedenen Specereyen, die zur Färberey gut sind, die sie von den Portugiesen erlernt haben, und vertauschen sie für Tücher von Rinde, oder Pal-

menblättern, für Gürtel von eben der Materie, für Helfenbein, Marderfelle und für andere Waaren. Die Schwarzen von Pango treiben beynahe eben diesen Handel. Das Land wird von vielen Flüssen gewässert, und könnte auch vortrefflich angebauet werden, wenn die Schwarzen Lust hätten, sich der Feldarbeit zu widmen. In den Bergen findet man schöne Bergwerke von Kristall und andern Arten Metalls: aber diese Barbaren schätzen nichts als das Eisen, woraus sie Messer, Aexte, Waffen und andere Instrumente machen.

Gegen Nordost von Sundi giebt es ein kleines Königreich mit Namen **Kondi** oder **Pango de Okango**, durch welches der schöne und große Fluß, **Koango** fließt, der sich in den Zaire ergießt. Nach dem Dapper ist dieser Staat stets von einer Frau regiert worden, die den Fürsten von Batta zinsbar ist, als welche noch von ihr, im Nahmen des Königes von Kongo, den Eid der Treue nehmen. Die Einwohner dieses Strich Landes sagen, daß jenseit des Koango eine besondere Nation wäre, die langes Haar trüge, und fast so weiß, als die Europäer, wäre.

Zweyter Artickel.

Von der Regierung und den Gesetzen.

Der König von Kongo hat eine unumschränkte Gewalt über das Leben und die Güter seiner Unterthanen, und erhält von ihnen

auffer-

ausserordentliche Merkmaale ihrer Ehrfurcht und Unterthänigkeit. Die Perser und Türken können ihren Regenten keinen blindern Gehorsam bezeugen. Dieser Monarch nennet sich unter unter andern Titeln, König von Matama, Quizama, Angola, von dem großen und wunderbaren Fluß Zaire, Angoi, Bakongo, Ambondos ꝛc. ob er gleich die meisten dieser Länder verlohren hat, und sie nur vor Zeiten mit seiner Krone verbunden gewesen sind.

Er hat einen zahlreichen Hofstaat, und eine große Menge Hofbedienten und Domestiken; aber sein Geheimer Rath besteht aus zehn bis zwölf Personen, bey welchen die Verwaltung aller Angelegenheiten beruhet. Er zeigt sich den Großen die Woche zweymal: die Geringern aber, die seines Schutzes noch nöthiger hätten, kommen niemals vor seinen Thron. Wenn er aus seinem Schlosse geht, so wird er nicht allein von seinem Adel und seiner Wache, sondern auch von den Portugiesischen Kaufleuten und von allen angesehenen Fremden begleitet, die am Hofe sich befinden. Er speiset stets allein in Gegenwart der Prinzen von Geblüte, die neben ihm stehn. Sein Tischgeschirr ist von Gold und Silber. Ein Adlicher kostet allezeit die Gerichte, die von mehr als hundert Bedienten aufgetragen werden, welche alle eine gleiche Kleidung tragen.

Wenn er die Vornehmen seines Hofs traktiren will, so schickt er jedem von seiner Tafel ein Ge-

richte. Einigen schickt er gekochte Bohnen, andern Fische oder Hierse mit Salz und Oel. Die Großen der ersten Klasse erhalten überdieß eine kleine Flasche Palmwein. Nach der Mahlzeit versammlen sie sich bey dem Monarchen, werfen sich zu seinen Füssen, klatschen mit den Händen und bedanken sich durch andere Zeichen der Unterthänigkeit. Hernach begeben sich alle Hofleute weg, ausgenommen einige Günstlinge, welche den übrigen Tag mit Rauchen und Trinken bey dem Könige zubringen, bis sie eine doppelte Trunkenheit vom Wein und Toback in Schlummer bringt.

Der König schaltet mit unumschränkter Macht über alle Statthalterschaften und Bedienungen, und nimmt sie denjenigen, denen er sie gegeben, wieder, so bald er das geringste Mißvergnügen von ihnen hegt. Die Prinzen vom Königlichen Geblüte sind diesem Unglück eben sowohl ausgesetzt, als die Adlichen des niedrigen Ranges, und sehen sich oft genöthigt, als ein **Tombokado**, oder Privatmann zu leben. Der König zieht starke Einkünfte, nicht allein von seinen besondern Domainen, sondern auch von den Statthalterschaften der Provinzen, weil jeder Mani verbunden ist, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen. Er nimmt auch manchmal seine Zuflucht zu tyrannischen Erpressungen, welche er gemeiniglich mit einigem Mißvergnügen bemäntelt, es mag wahr seyn oder nicht. Zum

Exem-

Exempel, eine Nachläßigkeit in seinem Dienste dient ihm zum Vorwande, eine neue Auflage zu machen, welche er mit der größten Strenge durch einen Trupp Soldaten im ganzen Königreiche heben läßt.

Er soll die Macht haben, unzählbare Armeen ins Feld stellen zu können; aber sie sind so elend beschaffen, und werden so schlecht in der Zucht gehalten, daß eine Hand voll Europäer sie in die Flucht jagen kann. Carli erzählt, daß ein König von Kongo an der Spitze von neun hundert tausend Mann wider drey bis vier hundert Portugiesen von diesen Fremden bis auf das Haupt geschlagen worden wäre. Zwey Kanonen, mit Kardetschen geladen, entschieden in einem Augenblicke den Ausgang dieses Treffens, in welchem der König getödtet wurde.

Ihre Art zu streiten, ist sehr wunderlich. Zwey Armeen, die bey einander sind, fangen mit der Untersuchung der Ursache ihres Streites an. Von der Untersuchung kommt es zu Vorwürfen und Injurien und am Ende zum Handgemenge. Die mit Gewehren bewaffnete Soldaten thun den ersten Angriff, der selten blutig ist, weil sie zu hoch schießen, und nur eine Salve geben. Ueberdieß haben die Schwarzen die Gewohnheit, niederzukauern, wenn sie das erste Flintenfeuer sehen, also gehn gemeiniglich die Kugeln über ihren Kopf. Sie

bedienen sich hernach der Pfeile, die sie bald in gerader Linie, bald in die Luft schießen. Die Erfahrung lehret, daß ihr Fall, wenn sie auf die letzte Weise losgeschossen werden, vornehmlich in einer gewissen Entfernung, eine stärkere Wirkung thue. Die Dolche und die Aexte sind die Waffen, welche sie im Handgemenge gebrauchen, das nicht lange dauret; denn so eine Parthie einige Vortheile erhält, so verliert die andere den Muth, und reisset aus. Alle Gefangene werden zur Sklaverey verurtheilt, und dieses macht einen so guten Handel der Schwarzen in diesem Theile von Afrika.

Die Thronfolge ist seit langer Zeit bey einer Familie; aber die Großen wählen unter den Söhnen des Königs denjenigen, welchen sie für den fähigsten, wohl zu regieren, halten, und setzen manchmal gar die Brüder oder die Neffen auf den Thron. Seitdem die Könige von Kongo den christlichen Glauben angenommen, beobachtet man bey ihrer Krönung folgende Ceremonien. Der Adel und alle Portugiesen zu S. Salvador versammlen sich an einem großen Orte, der mit einer steinernen Mauer umgeben, und zu diesem Gebrauche allein bestimmt ist. Mitten darinn ist ein Lehnstuhl und ein Küssen, auf welchem die Krone, einige goldene Armbänder und ein sammetner Beutel liegt, in dem sich, zur Bekräftigung der Wahl, die Bulle des Pabsts befindet. Wenn die

Großen

Großen versammlet sind, so hält ein Adlicher mit lauter Stimme folgende Anrede: Du, der du König seyn sollst, sey weder räuberisch, noch geizig, noch rachsüchtig; sey ein Freund der Armen; reiche Allmosen zur Auslösung der Gefangenen und Sklaven: stehe den Unglücklichen bey; sey barmherzig gegen die Kirche; bemühe dich, den Frieden und die Ruhe in diesem Königreiche zu erhalten, und beobachte in unverletzlicher Treue den Freundschaftsbund mit deinem Bruder, dem Könige von Portugall.

Diese Rede wird mit einer Musik begleitet, die man stillschweigend anhört. Hernach suchen zween Adeliche den Prinz, welchen man zum Thron bestimmt, setzen ihn auf den Lehnstuhl, bedecken sein Haupt mit der Krone und legen ihm goldene Armbänder an. Ein Priester reicht ihm das Evangelium, und läßt ihn schwören dasjenige zu halten, was ihm der Herold auferlegt hat. Alle Anwesende werfen ihn mit ein wenig Sand und Erde, und zwölf Adliche von der ersten Klasse führen ihn in das Schloß.

Nach dem neunten Tage seiner Erwählung erscheint er auf dem öffentlichen Markte, und erneuert daselbst die Verbindlichkeiten, zu denen er sich, bey Annehmung der Krone, anheischig gemacht hat. Man antwortet ihm durch Händeklatschen, Zurufungen und Betheurun-

gen des Gehorsams und der Treue. Diese Versprechungen kosten den Afrikanern von Kongo wenig; sie vergessen ihre Schuldigkeit eben so leicht, und das geringste Mißvergnügen dienet ihnen zum Vorwande, sich wider ihre Könige aufzulehnen. So ist die Unbeständigkeit und der Eigensinn dieses Volks beschaffen, welches will, daß ihr Monarch alle Unglücksfälle verantworten soll, die ihnen begegnen. Zum Exempel, wenn das Jahr sehr regnicht oder sehr trocken ist, so hält es sich an dieselben und tödtet sie, oder setzet sie ab, als wenn sie die Urheber dieser Unsterne wären.

Die Könige von Kongo, seit dem sie Christen sind, haben nur eine Gemahlin, welche den Titel, **Mani-Monbada**, führt; aber sie machen sich kein Gewissen, eine große Anzahl Beyschläferinnen zu halten. Die Einkünfte der Königin bestehen in einer jährlichen Taxe, die man auf jedes Haus geleget hat. Sie hat viel Hofdames, die ihr wechselsweise aufwarten, und überhaupt auf einen sehr freyen Fuß leben. Die Königin selbst ist nicht sehr ehrbar, ob sie gleich große Behutsamkeit gebrauchen muß, wenn sie und ihre Vertrauten nicht das Leben in Gefahr setzen wollen.

Die sechs großen Landschaften des Königreichs werden durch **Manis** regieret, welche den ersten Rang unter den Adlichen behaupten. Ueberdieß giebt es noch in vielen Distrikten be-

sondere Manis, denen die Hebung des Tributs und die Besorgung der Länder aufgetragen ist, die die königlichen Kammergüter ausmachen. Der Hof schickt auch in jede Landschaft einen Gerichtsbeamten, um die bürgerlichen Händel zu entscheiden. Ein Portugiese, der mit einem freyen Schwarzen proceßiren will, muß ihn vor seine natürliche Obrigkeit vorfordern laßen. Ist es aber ein Schwarzer, der einem Portugiesen nachstellt, so muß er sich an den Portugiesischen Konsul wenden, wenn ihm nicht der König, aus vorzüglicher Gunst, einen besonnern Richter bestellt.

Folgende Weise beobachtet man in den Entscheidungen der Streitigkeiten. Der Richter hat seinen Gerichtsort unter dem Schatten eines großen Baums, und manchmal in einer großen Strohhütte, die dazu aufgerichtet wird. Er sitzt auf einem Teppiche und hält einen kleinen Stab in der Hand. Der Kläger bringt kniend seine Gründe an, und sein Gegner antwortet ihm in der nehmlichen Stellung. Hernach fodert der Richter die Zeugen vor. Wenn sie nicht alsbald erscheinen, so wird der Proceß auf einen andern Tag verschoben. Stellen sie sich aber, so hört und erwegt er sehr aufmerksam ihre Aussagungen, und spricht nach denselben das Urtheil. Derjenige, der den Proceß gewinnt, wirft sich zu den Füssen des Richters, mit dem Gesichte auf die Erde, und verehret ihm zur Erkenntlichkeit etwas Weniges.

niges. Seine Freunde begleiten ihn im Triumph nach Hause, und der Wohlstand verbindet ihm, einen Schmauß zu geben, welcher etliche Tage dauert. Es geschieht selten, daß ein Mensch, der seine Sache verliert, wider seine Richter murre.

Bey Schlichtungen der Streitigkeiten nimmt man bisweilen seine Zuflucht zu gewissen Arten von Proben, als zu der Probe des brennenden Eisens, des siedenden Wassers, ferner, daß sich der Angeklagte einige Muscheln auf die Stirne legen, oder gewisse Früchte und gewisse Getränke zu sich nehmen muß. Diese abergläubische Proben, die vornehmlich unter den abgöttischen Schwarzen gebräuchlich sind, werden von den Priestern auferlegt, und veranlassen große Betrügereyen.

Dritter Artickel.

Sitten und Gebräuche.

Die Mosikongoer, so nennen sich die Einwohner des Königreichs selbst, sind gemeiniglich agatschwarz: doch sind eine große Anzahl davon von Olivenfarbe. Die meisten haben schwarzes und wolligtes Haar, doch sieht man auch einige, die rothes haben. Ueberhaupt ist ihre Statur von mittelmäßiger Größe. Ihre Augen sind ordentlicher Weise schwarz

und

und manchmal seegrün. Sie haben keine solche dicke und aufgeworfene Lippen, wie die Kaffern.

Sie sind sanftmüthig, gesellig, von ausserordentlicher Höflichkeit gegen die Fremden, gefällig und in dem Handel und gemeinen Leben biegsam, ob sie gleich auch ihre wilden und zornigen Stunden haben. Ihr Umgang ist lebhaft, lustig und vernünftig, und sie drücken sich mit so großer Anmuth aus, daß alle Fremden sie mit Vergnügen hören.

Die Faulheit ist ein sehr allgemeines Laster unter diesem Volke. Sie legen sich fast durchgängig auf keine Kunst, und bezeugen nicht den geringsten Hang zu den Wissenschaften. Die Portugiesen, die bey ihnen zuerst anlandeten, fanden sie in der greulichsten Barbarey versunken. Die Mosikongoer konnten sogar nicht einmal schreiben, und haben fast keine historische Tradition: sie zählen ihre Jahre nach den Wintern, und geben jedem Jahre nicht mehr, als sechs Monathe. Die Zwischenzeit von einem vollen Mond bis zum andern, macht einen Monath aus: die Tage unterscheiden sie von der Woche durch ihre Märkte, ohne die Eintheilung der Zeit weiter zu treiben. Ihre ganze Chronologie besteht darinn, daß sie mit einer weitschweifigen Manier von gewissen Begebenheiten sagen, daß sie vor oder nach dem Tode eines großen Mannes geschehen seyn sollen.

Alle diese Afrikaner lieben die starken Getränke und gebrauchen sie sehr unmäßig. Sie haben eine fast unüberwindliche Neigung zum stehlen. Die meisten in Ungnade gefallenen vornehmen Personen vereinigen sich, um auf den großen Landstraßen zu rauben, und nähren sich von dieser Straßenräuberey so lange, bis sie wieder zu Gnaden angenommen werden. Die häßlichsten Treulosigkeiten waren sonst bey diesen Barbaren im Schwange, und sie vergifteten einander um der geringsten Uneinigkeit willen, aber die Untersuchungen und Bestrafungen sind jetzo so strenge, daß diese Laster von Tag zu Tag seltner werden.

Die alte Kleidung des Landes, sogar des Königs und der Vornehmen, war ein Stück Zeug von Palmenblättern, daß ihnen nur die Lenden und Hüften bedeckte. Personen vom Range hatten darüber noch eine Art einer zweyten Schürze, die aus Fellen von Tigern, Ziebethkatzen oder Mardern gemacht war. Mit dieser leichten Kleidung verbanden sie eine Art von Kappe, welche ihre bloßen Schultern und ihren Kopfe bedeckt, und trugen ein Hemde von feinen Palmzeugen als eine Art eines Ueberrocks, den sie **Inkutto** nennen, und der wie unsere Netze gewirket war. Die Armen haben noch die alte Tracht beybehalten, nehmlich die Schürze von Palmenblättern, welche von den Lenden bis auf die Knie gehet, und den übrigen Leib unbedeckt läßt. Die gemeinen

nen Weiber tragen eine noch viel größere, welche bis auf die Füsse reicht.

Seit der Ankunft der Portugiesen kleidet sich der König und die Vornehmen europäisch, und tragen spanische Mäntel, Hüte, seidene Westen, sammetne oder korduane Pantoffeln, Halbstiefeln, und solche lange Degen, sagt ein Schriftsteller, als man sie niemals in Kastilien getragen. Das Frauenzimmer richtet sich auch nach den Europäischen Moden, und macht sich Mäntel und lange Unterröcke aus unsern reichsten Zeugen.

Zugemüse, Getreide, Wurzeln und Früchte sind die vornehmste Nahrung der Einwohner von Kongo. Das Fleisch ist sehr rar, und das Flügelwerk so theuer, daß ein junges Huhn zu St. Salvador einen Pistol gilt: aber dieß Volk gewöhnt sich ohne Mühe an die gemeinsten Speisen. Ein Mosikongoer, wenn er reiset, lebt nur von Wasser und Wurzeln.

Singen und Tanzen ist ihre Leidenschaft. Sie haben auch einige Glücksspiele, und Carli versichert, daß ihnen das Chartenspiel nicht unbekannt sey. Sie erwählen gemeiniglich die Nacht zu ihren Schmausereyen. Die Gäste kommen in einem Felde zusammen, und setzen sich unter einen großen Baum in einem Zirkel herum. Mitten in demselben steht eine hölzerne Schüssel, worinn verschiedene Gerichte bey-

beysammen sind. Der Aelteste in der Gesellschaft macht Portionen, und theilet sie aus. Er reicht ihnen auch die Flasche mit dem Palmenwein, indem er sie einem Gaste nach dem andern vor dem Mund hält. Wenn einige Fremde dazu kommen, so setzen sie sich ohne Umstände mit in Zirkel, und bekommen ihre Portion, wie die andern. Als der Pater Merolla einmal seine Sklaven speisete, bemerkte er, daß viele andere Schwarzen sich unter sie mengten. Er fragte, wer diese Fremden wären und warum sie litten, daß Leute, die nicht an ihrer Arbeit Theil genommen, doch mit ihnen ihre Mahlzeit theilen dürften. Die Sklaven antworteten, daß sie diese Schwarzen nicht kenneten, aber daß es die Gewohnheit des Landes wäre, diejenigen, welche sich einstellten, bey dergleichen Gelegenheiten aufzunehmen. Der Mißionar, nachdem er es überlegt, ward durch diese Menschenliebe gerührt, und ließ doppelt anrichten.

Nach Tische singt man Verse, oder tanzt nach verschiedenen barbarischen Instrumenten, welche wenig von denjenigen unterschieden sind, von denen ich in vorigen Bänden geredet habe, und die in den Berichten des Carli und Merolla sehr verwirrt beschrieben werden. Die Englischen Verfasser der allgemeinen Historie der Reisen, zweifeln mit einigen Grunde, ob diese Kapuzinische Mißionarien für gute Richter in der Musik gelten könnten. Also wollen wir uns nur in diesem Punkte begnügen, die

Quellen

Quellen anzuzeigen, ohne uns in das Kleine einzulassen, welches den meisten Lesern wenig angenehm seyn würde.

Die Mosikongoer haben, nach dem Beyspiele der meisten Afrikanischen Nationen, keine andere Wohnungen, als Hütten von Erde oder Palmenlaube und mit Stroh bedeckt. Sie könnten viel solider bauen: denn es giebt wenige Länder, wo ein größrer Ueberfluß an Steinen ist, und überdieß fehlt es ihnen auch nicht an Bauholze. Aber diese mit wenigen Kosten erbauten Hütten sind ihnen gut genug, und sie bemühen sich, sie dadurch bequem zu machen, daß sie sie in viele Gemächer abtheilen. Sie sind manchmal mit einem großen Hofe umgeben, der mit einer lebendigen und dicken Hecke eingeschlossen ist, die eine sehr schöne Einfassung macht, da sie mit Matten von prächtiger Arbeit behangen wird.

Was die Künste betrifft, so befleißigen sie sich auf weiter keine, als gewisse Arten Zeuge aus sehr feinen Faden zu verfertigen, welche sie aus der Rinde oder den Blättern gewisser Bäume spinnen. Die in ihrem Lande zu verkaufende Sklaven sind nicht so stark und zur Arbeit geschickt, als die Angolaschen. Die Simbos, kleine Muschelchen, welche ihnen statt des Geldes dienen, Helfenbein und Palmöl sind die einzigen Reichthümer des Königsreichs. Zu St. Salvador ist der größte Handel.

Die Portugiesen verkaufen den Schwarzen unter andern Waaren Europäische Zeuge, Indianische Leinewand, Englische Tücher, kupferne Kessel, Halsbänder, Ringe und andere geringschätzige Krämereyen. Es giebt im Lande weder goldene noch silberne noch kupferne Münze. Die meisten Kaufe geschehen durch Tauschen, vornehmlich durch Simbos. Eine Pistole gilt 1500 solcher Muscheln.

In dieser Gegend zieht man aus Mangel des Futters keine Pferde. Die Hamaks sind das Einzige, dessen man sich bedienen kann, bequem zu reisen. Will man recht geschwind fortkommen, so nimmt man viele Sklaven, die einander ablösen, und eben so hurtig gehen, als die besten Pferde. Auf den Flüssen fährt man in Kähnen, die aus dem Stamm eines Baums verfertiget werden, und davon manche, nach dem Pigafetta, auf die zwey hundert Menschen fassen können. Die Ruderer stehen und gebrauchen mit vieler Geschicklichkeit statt des Ruders eine Art von Schauffel.

Ihre Heyrathen bestehen in einem einfältigen Vertrag. Die Aeltern der Mannsperson schicken den Aeltern des Mädchens eine Flasche Palmwein mit einem ihrem Vermögen angemessenen und durch das Gesetz verordnetem Geschenke. Der junge Mensch begiebt sich, unter Begleitung seiner Freunde, zu dem Vater des

Mädchens, und empfängt sie von seinen eigenen Händen. Ein sehr sonderbarer Gebrauch hat sich in der Provinz Sonho erhalten, daß nehmlich die beyden Eheleute sich noch vor ihrer Verbindung zur Probe nehmen, und manchmal einige Wochen beysammen leben, um mit einander bekannt zu werden. Ertappt man sie in dieser Probezeit auf einem gar zu freyen Umgange, so werden sie zu einer Strafe verdammt. Ist der Mann nach einer genauen Prüfung mit dem Mädchen nicht zufrieden, so schickt er sie wieder zu ihrem Vater, und läßt sich sein Geschenk ersetzen. Die Mädchen haben gleiche Freyheit, sich von der Mannsperson zu trennen, wenn sie ihnen bey der Probe nicht gefällt, und sie sollen über diesen Artikel viel schwieriger seyn als die Männer. Diejenigen, die einen zurückschicken, werden eben so geachtet, als zuvor. Aber diese Proben scheinen den Portugiesischen Mißionarien so verdächtig, daß sie den Müttern die Absolution versagen, die ihre Töchter dergleichen Gefahr aussetzen.

Der Ehebruch wird nicht sehr scharf bestraft. Der Galan muß nehmlich dem Mani, so viel als ein Sklave werth ist, geben, und die Frau kommt mit einer Abbitte ihrer Untreu los. Das Weib, welches sich von einem Manne die Pfeife nehmen läßt, und ihm nur einen Augenblick erlaubt, sich derselben zu bedienen, giebt ihm solche Gewalt über sich, daß sie ihm keine Gunstbezeugung abschlagen darf.

Die Sorgen und Kosten der Wirthschaft trägt theils der Mann, theils die Frau. Der Mann ist verbunden, ein eigenes Haus zu halten, und seine Frau und Kinder nach seinem Stande zu kleiden; ferner Wurzeln aus dem Felde auszugraben, Bäume zu beschneiden, und Palmwein zu schaffen, so viel, als in der Hütte verzehret wird. Auf der andern Seite sind die Weiber verbunden, durch ihre Arbeit den Vorrath an Essen in das Haus zu schaffen. Wenn die regnigte Jahrszeit die Feldarbeit zurückbringt, so müssen sie bey anbrechendem Tage auf das Feld gehn, da unterdessen die Männer ganz ruhig in ihren Hütten schlafen. Zu Mittage kommen sie davon zurück, und bereiten die Mahlzeit zu. Der Mann sitzt allein am Tische. Die Frau und die Kinder stehn um ihn herum und speisen das Uebriggelassene, wenn er satt ist.

Wenn die Mädchen die ordentliche Unbequemlichkeit ihres Geschlechts das erstemal haben, und von ohngefehr ausser ihrer Hütte sind, so müssen sie, nach ihrer alten Gewohnheit, an dem Orte, wo sie sich befinden, verweilen und warten, bis sie ein Anverwandter aus ihrer Familie in ihr väterliches Haus zurück bringt. Man giebt ihnen alsdann eine besondere Wohnung, wo sie zwey bis drey Monathe eingeschlossen werden, während welcher Zeit sie mit keiner Mannsperson reden, des Tages sich vielmals waschen, und den Leib mit einer Salbe

reiben müssen, die aus dem Staube einer Wurzel Takulla gemacht wird. Die Mosikongoer glauben, die Mädchen, die diesen letzten Gebrauch unterlassen, würden mit einer beständigen Unfruchtbarkeit bedrohet. Die Weiber binden sich im Anfange ihrer Schwangerschaft das dicke Bein von den Lenden bis auf die Knie mit Reifen, die von der Rinde des Mirronebaums gemacht werden. Diese Rinde gleicht einem groben Zeuge, welche man nicht sowohl für ein Produkt der Natur halten würde, sagt Merolla, als für ein Werk der Kunst.

Man bindet auch die Kinder mit Zauberschnuren, die ihre Landpriester verfertigen, und ihnen unter geheimnißvollen Worten umwinden. Dieses hält man für ein mächtiges Verwahrungsmittel wider die Krankheiten und Zufälle der Kindheit. Aus einem nehmlichen Vorurtheile werden ihnen auch Knochen und Zähne von verschiedenen Thieren angehangen. Einige Mütter behängen sie überdieß noch mit Agnos Dei und Schaustücken von Heiligen. Die Mißionarien verdammen diese letzte Gewohnheit nicht; aber wenn sie Zauberschnuren um die kleinen Schwarzen finden, welche man zur Taufe bringt, so lassen sie die Mütter, mitten in der Kirche, scharf peitschen. Die Gewohnheit des Landes erfordert, die Kinder nackend zu lassen, und sie nicht zu windeln. Wenn sie allein gehen können, so bindet man

den Kindern eine Schelle um den Hals, um sie desto leichter zu finden, wenn sie sich entfernen. Die kleinen Schnuren, die Thierzähne, selbst die Schaustücke verhindern nicht, daß nicht eine große Anzahl Kinder eine Beute wilder Thiere werden.

Diese Völker haben keine Aerzte, und kennen auch keine andere Arzeneyen als die Simplicia, die Wurzeln von einigen Bäumen, oder ihre zu Pulver gestoßene Rinde, die sie gemeiniglich unter das Oel mischen. Sie machen daraus Getränke, oder Umschläge, deren sie sich bey allen Arten von Krankheiten bedienen. Sie meynen ihre epidemischen Fieber dadurch zu heilen, daß sie sich zwey bis dreymal den Leib, vom Kopfe bis auf den Fuß mit einer Salbe von Honig und Sandalstaub reiben. Bey Kopfschmerzen lassen sie sich an den Schläfen zur Ader, wozu sie eine kleine spitzige Muschel gebrauchen, und setzen auf die Wunde ein Horn, und saugen das Blut aus. Die rothe oder graue Sandalsche Salbe ist das gewöhnliche Mittel für die Blattern, welche lange nicht so gefährlich sind, als in Europa. Sie haben eine Purganz vom Staube gewisser Rinden, die sehr heftig ist.

Ein unter den Barbaren allgemein eingerissenes Vorurtheil vermöget sie, zu glauben, daß niemand fast eines natürlichen Todes stirbt. Sie bilden sich ein, die Todten rufen die Lebendi-

endigen zu sich; aber sie setzen auch voraus, daß der Einladung durch Gift, oder ein ander gewaltsames Mittel zuvorgekommen sey. Daher beschuldigen die Freunde und die Familie des Verstorbenen allezeit seinen nächsten Anverwandten, ihn getödtet zu haben, überhäufen ihn mit Vorwürfen und Schimpfreden, martern ihn acht Tage lang jämmerlich, und nöthigen ihn, sich mit den gerichtlichen Proben zu vertheidigen. Wenn er seine Unschuld durch dieses Mittel beweisen kann, so läßt man ihn in seiner Hütte ganz ruhig, nachdem man ihn gezwungen hat, den Bart und die Haare abzuschneiden. Hält er aber die Probe nicht aus, so wird er aus dem Lande verwiesen. Ein Gebrauch von dieser Art hat wahrscheinlicher Weise keinen andern Grund, als die barbarische Fertigkeit, die die Afrikaner besitzen, einander zu vergiften.

Aus eben dieser Ursache ist es vielleicht nicht erlaubt, die Todten anders zu begraben, als in Gegenwart der ganzen Familie. Die Entfernung kann nicht einmal zum Vorwande dienen, diesem Gesetze Abbruch zu thun. Wenn man dem Verstorbenen diese letzte Pflicht erweiset, so opfert man an der Thüre seiner Hütte einige junge Hühner, und besprenget mit deren Blut das Inwendige und Auswendige des Hauses, und wirft die Rümpfe davon auf das Dach, um zu verhindern, daß die Seele des Verstorbenen nicht die Lebendigen mit Erschei-

nungen beunruhige. Man ist gänzlich überzeugt, daß die Ansicht einer vom Tode zurückgekommenen Person unvermeidlich den Tod verursache, und dieser Wahn, sagt Merolla, ist so tief in dem Verstande der Neger eingewurzelt, daß die Einbildung oft die Kraft der Wirklichkeit gehabt hat.

Vor und nach dem Opfer der jungen Hühner erhebt man große Klagen über den Körper: hernach schreitet man von der Traurigkeit zur Freude, und vertreibt den übrigen Tag und einen Theil der Nacht mit essen, trinken und tanzen. Während dieser ganzen Zeit bleibt der Körper unbegraben. Merolla füget noch einige andere besondere Umstände hinzu, für deren Gewißheit ich aber nicht stehen will. „Wenn der Tanz zu Ende ist, sagt er, so geht man an bestimmte Oerter, wo alle Zuschauer beyderley Geschlechts eingesperret werden, und die Freyheit haben, sich ohne Unterschied zu vermischen. Da das Zeichen zu dieser schändlichen Ceremonie mit Trommeln gegeben wird, so ist die Hitze des Volks unglaublich, mit welcher sie sich in diese Versammlung verfügen. Den Müttern wird es fast unmöglich, ihre Töchter davon abzuhalten, und den Herren noch weniger, ihre Sklaven davon abzuziehen. Die Mauern und Ketten sind sehr schwache Hindernisse. Aber, was noch viel seltsamer scheinen muß, wenn der Herr eines Hauses gestorben ist, so überläßt sich die Frau allen, die

sie

sie um ihre Gunstbezeugung bitten, ohne eine andere Bedingung, als kein Wort zu reden, so lange man bey ihr ist."

Man bemühet sich, mit Blättern und kleinen Aesten den Weg zum Grabe zu bestreuen. Der Zug geschiehet allezeit in gerader Linie, und wenn da unter Wegs eine Mauer oder Hütte aufsteht, so ist es der Gebrauch, sie niederzureissen. Man begreift leicht, daß alle diese abergläubischen Ceremonien nur an den Orten beobachtet werden, wo die Abgötterey noch ist. In eben diesen Gegenden begräbt man mit den Standespersonen einige lebendige Sklaven, und füllt das Grab mit einem Vorrath von Essen und Trinken, damit diesen vornehmen Todten ja nichts mangle, die in ihrem Leben an alle Vergnügungen gewöhnt waren. Nach der alten Gewohnheit wurden mit dem Könige zwölf junge Mädchen begraben, die dazu bestimmt waren, ihm in der andern Welt zu dienen. Sie stritten sich heftig um diese unglückliche Ehre, und indem sie frölich in das Grab sprungen, schlugen sie sich um den ersten Platz bey dem Todten, und tödteten also einander. Das Christenthum hat diesen grausamen Gebrauch aufgehoben; unterdessen soll es doch noch, wenn man dem von mir angeführten Schriftsteller glaubt, Christen geben, welche mit ihren Eltern Sklaven einscharren.

Die Gräber der Heiden werden entweder auf offenem Felde, oder unter einem Baume gemacht, und gemeiniglich mit einem Haufen

Erde bedeckt. Der Körper liegt nicht in einem Sarge: man begnügt sich nur, ihn in Coton, oder in Strohmatten einzuwickeln. Die Trauer für den verstorbenen König wird 8 Tage gefeyert, erst mit Thränen, hernach durch Feste, die dem Trunke und der Liederlichkeit geheiligt sind. Sie heissen **Malalo** und werden alle Jahre erneuert.

Vierter Artickel.

Die alte Religion von Kongo.

Die Völker von Kongo, Angola und andern benachbarten Königreichen haben sich jederzeit zur Abgötterey bekannt. Nur seit dem 15ten Jahrhunderte hat sich in diesen Ländern das Christenthum ausgebreitet, und Anfangs großen Fortgang gehabt. Die alte Religion besteht in der Verehrung der **Mokissos**, ein Nahme, welchen die Negern allem dem geben, von welchem sie glauben, daß es die Macht habe, das Böse und Gute zu thun. Man betet diese Mokissos unter verschiedenen Gestalten an, welche man mitten in den Städten und Dörfern stellt, und ihnen den gemeinen Nahmen **Gongampemba** giebt. Die meisten sind von Holz, unter Gestalt eines Thieres, und der Kopf von Schildkrötenschalen. Man pflegt auch kleine Elephantenbeine hinzuzufügen. Die Afrikaner glauben, daß diese Götzenbilder den Mokissos zum Werkzeuge dienen, sich zu erklären.

ren. Der vornehmste Gottesdienst besteht in einem Tanze Quimbrara, während welchem, wie man glaubt, der Mokisso sich in einen Körper der Anwesenden verbirgt, und ihm die Antworten auf die Fragen vom Zukünftigen und Vergangenen eingiebt. Das Volk läßt sich aus Aberglauben von den Priestern gewisse Gerichte oder Getränke untersagen. Diese verbotene Speisen nennt man Kin oder Kegilla, und die Schwarzen, die fest glauben, daß der Genuß derselben ihnen den Tod verursachen würde, beobachten das Verbot mit der äussersten Sorgfalt. Das Schrecken tödtet schon einige dieser Elenden, wenn sie auch wider Willen ihre Kegilla genossen haben. Ein anderer durch ihre Religion geheiligter Gebrauch ist, in den besäeten Feldern einen vollen Korb mit Hirschhörnern und Papageyblumen zu setzen. Dieses geschieht zu Ehren des Mokisso oder des Schutzgottes ihrer Ernte. Man kann ohne Furcht ein Paket auf der freyen Straße liegen lassen, wenn man es nur mit einem Bündel von Gras zusammen bindet, um zu zeigen, daß man es dem Schutze einer besondern Gottheit anvertrauet: alsdenn wird sich der kühnste Räuber ein Gewissen machen, es anzurühren.

Die Gangas oder Priester sind so sehr geehret, daß man ihnen keinen andern Nahmen beylegt, als Chinghilli, das ist, Gott der Erde. Ihr Oberhaupt nennet sich Ganga-Kitorna, und wird für den ersten Gott von dieser

ser Gattung gehalten. Man glaubt, ihm alle Produkte der Erde zu verdanken zu haben, und bringt ihm aus Erkenntlichkeit die ersten Früchte. Wenn er fühlet, daß er seinem Ende nahe ist, so wählt er sich unter seinen Schülern einen Nachfolger, ertheilt ihm, in Gegenwart des Volks, seine unumschränkte Macht, und befiehlt ihm, ihn mit einem Stricke zu erdrosseln, oder mit einer Keule zu tödten. Dieses wird auf der Stelle vollzogen, im Angesicht aller Einwohner des Orts, welche glauben würden, daß die Erde auf ewig ihre Fruchtbarkeit verlöhre, wenn die Stelle des Oberpriesters nur einen Tag offen bliebe. Man füget noch hinzu, daß die meisten Gangas eines gewaltsamen Todes sterben wollen.

Es kann also niemanden wundern, wenn diese Priester einen unversöhnlichen Haß gegen die Mißionaren hegen, da uns die letztern selbst versichern, daß sie die Gangas mit der äussersten Härte verfolgen. In allen Oertern, die unter der Portugiesischen Bothmäßigkeit stehn, bestraft man sie entweder am Leben, oder mit der Landesverweisung. Wie man sagt, so legen sie sich auf die Zauberey, und eignen sich die Macht zu, Regen entstehn zu lassen, mit Tigern und Löwen umzugehen, alle Thiere zu beherrschen, und auf den Rücken der Krokodille die Flüße beschiffen zu können. Sie bezaubern die Hähne, machen sie unverwundbar, und beobachten ihr Geschrey oder ihren Flug,

um

um daraus wahrzusagen. Von diesen Hähnen erzählt man die allerabgeschmacktesten Märchen.

Sie haben keine andere Tempel, als schlechte Hütten, wo sie sehr närrische Ceremonien verüben. Von ohngefehr traf Merolla einen von diesen Schlupfwinkeln an, wo er eine Menge Neger versammelt fand, um diese Geheimnisse zu feyern. An einer Seite hiengen zwey Schurze, die über alle Maaßen schmutzig waren und übel rochen. Mitten in der Hütte war eine Mauer von Erde und zwey Fuß hoch, hinter welcher ein Chinghilli seine Orakel hervorschrie. Dieser vermeynte Gott hielt zwey Messer in seinen Händen, und hatte einen Federbusch auf seinem Kopfe. Da der Mißionar in den Tempel hereingehen wollte, so ward er von einem großen Feuer abgehalten, welches auf einmal entstand, und aus welchem ein solcher entsetzlicher Gestank kam, daß ihm alle Sinne vergiengen. Unterdessen erkühnte er sich doch, weiter zu gehen, indem er sich mit dem heiligen Kreuze bewaffnete, und sich dem Schutze des Himmels empfahl, aber die Negers, die über seine Kühnheit erbittert wurden, versammleten sich um ihn, und zwangen ihn mit ihren Drohungen, sich zurückzubegeben.

Die Chinghilli eignen sich die Macht zu, die Kranken wunderbarer Weise heilen zu können. Diese vermeynte Wunder bestehen in dem

dem Gebrauche einiger Simplicien, davon sie eine genaue Kenntniß haben; aber sie überreden das Volk, daß ihr Kredit, den sie bey den Mokissos haben, ihnen eine unumschränkte Gewalt über alle Krankheiten gewähre. Wenn die Mittel nicht anschlagen, so geben sie vor, daß entweder ein gewisser unglücklicher Vogel über das Haupt des Kranken geflogen sey, und die Operation verhindert habe, oder daß diejenigen, die sie befragt, gewisse wesentliche Formalien unterlassen, oder daß endlich die Anverwandten des Todten selbst seinem Leben nachgestellt haben. Diese letzte Entschuldigung verursachet grausame Untersuchungen, die, wie man schon bemerkt hat, auf dem Wahn beruhen, in welchem die Neger stehen, daß fast kein Mensch eines natürlichen Todes stürbe.

Fünfter Artickel.

Entstehung, Fortgang und Verfall des Christenthums.

Das Christenthum ward zu Kongo ohne die geringsten Hindernisse eingeführt. Ein Portugiesischer Priester, welcher sich mit einigen Kaufleuten seiner Nation, zu Praza, an dem Zaire 1488. niederließ, legte dem Mani von Sonho die Wahrheiten des Evangeliums vor, und flößte ihm eine große Lust ein, dem Heidenthum zu entsagen. Der Mani entdeckte

deckte sein Vorhaben dem Könige von Kongo, seinem Neffen, welcher eben denselben Eifer bezeugte, um den christlichen Glauben anzunehmen, und unaufhörlich um Mißionaren bat. Der Hof zu Lissabon, der von dieser günstigen Lage der Sachen Nachricht erhielt, schickte viele Mönche nach Kongo, welche sich im Jahre 1491. nach Praza begaben.

Den Tag nach ihrer Ankunft ließ gleich der Mani von Sonho, welcher dazumal in dieser Stadt residirte, eine hölzerne Kirche bauen, und half mit eigener Hand daran arbeiten. Da sie fertig war, erhielt der Statthalter und sein Sohn die Taufe, und der eine bekam den Nahmen Emmanuel, der andere aber Antonius. Die Mißionaren giengen alsdenn gleich nach St. Salvador, wo der König von Kongo seine Hofstaat hatte. Sie wurden von einer großen Anzahl der Vornehmen unter einer Instrumentalmusik begleitet. Der ganze Weg bis zu St. Salvador, welche funfzig Meilen von Praza liegt, war von einer unzählbaren Menge Volks erfüllt, und von allen Seiten wurden in großem Ueberflusse Lebensmittel zugeführt. Der König selbst schickte den Mißionaren einige von den Vornehmen mit Erfrischungen entgegen, und der ganze Hof empfing sie eine Meile von der Hauptstadt, wohin sie mit ausserordentlicher Pracht eingeführt wurden.

Der König gab ihnen vor der Thüre seines Schlosses Audienz. Nachdem der Portugiesische

sische Gesandte den Inhalt seines Auftrags erkläret hatte, so stand er, zur Bezeugung seiner Freude, auf, und das Volk bewies die seinige durch Singen und Zurufen. Hernach warf sich die Versammlung dreymal zur Erde, und hub, zum Zeichen ihres Beyfalls, den Fuß auf. Der Monarch ließ sich die Geschenke zeigen, die man ihm aus Portugall schickte. Er besah auch den priesterlichen Schmuck, welcher für die Mißionarien bestimmt war, und ließ sich den Gebrauch desselben erklären.

Nach der Audienz führte man den Gesandten in einen besondern Pallast, und die übrigen Portugiesen wurden in die Häuser der vornehmsten Hofleute vertheilt. Der König befahl, alle nöthige Materialen, zur Aufbauung einer kostbaren Kirche, herbeyzuschaffen. Aber wegen Empörung der Anzikkis, eines Volkes, das auf den Inseln in dem Zaire wohnt, mußten sie diesen Entwurf fahren lassen, und unterdessen nur in Eil eine hölzerne Kapelle aufbauen, in welcher der Monarch sich mit seiner Gemahlin taufen lassen wollte, ehe er wider die Rebellen zu Felde gieng. Dieser König, welcher sich Jori nannte, empfing in der Taufe den Nahmen Dom Johann, und die Königin den Nahmen Eleonora; denn die nehmlichen Nahmen führten der König und die Königin von Portugall. Diesem Exempel folgten viele Vornehme.

Nach

Nach dieser gehaltenen Ceremonie zog der König wider die Anzikkis, und brachte sie blos durch seine Gegenwart zu ihrer Schuldigkeit. Nach seiner Zurückkunft ward sein ältester Sohn getauft, und empfieng den Nahmen Dom Alfonsus, welchen der Infante von Portugall führte. Dieser junge Prinz zerbrach oder verbrannte in der ersten Hitze seines Eifers alle Götzen in seiner Statthalterschaft. Aber **Pansaquitima**, der andere Sohn des Königs, Statthalter der Landschaft Pango, bezeugte einen großen Widerwillen wider das Christenthum. Viele Vornehme des Reichs, welche bey dem alten Gottesdienste blieben, verschworen sich heimlich wider den Dom Alfonsus, und glaubten, daß sein Untergang den Untergang der christlichen Religion nach sich ziehen würde. Eine Menge Weiber, von welchen die Neubekehrten sich geschieden hatten, um dem Evangelium nachzuleben, traten mit in diese Verschwörung, und vermehrten die Anzahl der Mißvergnügten. Sie brachten dem Könige einen so starken Verdacht wider den Alfonsus bey, daß er ihm die Statthalterschaft nahm; aber, da eine genauere Untersuchung die Unschuld seines Sohnes an den Tag legte, so setzte er ihn wieder in seine Bedienungen ein, und empfahl ihm nichts desto weniger Mäßigung in seinem Eifer, und mehrere Nachsicht für die alte Religion. Lopez versichert, daß der König damals einen Ekel für das Christenthum bekommen habe, welches er

vielleicht mehr aus Hitze, als Ueberlegung angenommen hatte. Die Feinde des Dom Alfonsus wurden ihm zur Last, und er hatte noch die Schwachheit, sie anzuhören, und schickte seinem Prinzen den Befehl zu, sich nach Hofe zu verfügen, um von den Einkünften seiner Statthalterschaft Rechnung abzulegen. Des Königs Absicht soll nicht allein gewesen seyn, ihn seiner Bedienungen zu entsetzen, sondern sich auch seiner Person zu bemächtigen. Dom Alfonsus, der von den Verschwörungen seiner Feinde wider ihn unterrichtet war, vermied durch beständigen Aufschub, das ihm gestellte Netz, und der König starb unter dieser Zeit.

Die Königin, die sowohl dem Christenthume als auch dem Alfonsus zugethan war, verbarg viele Tage lang den Tod des Königs, um ihrem Sohne Zeit zu geben, nach St. Salvador zu kommen, wohin er sich mit unglaublicher Eilfertigkeit verfügte; denn er legte, auf den Schultern seiner Sklaven, in einer Zeit von 36 Stunden eine Reise von 70 Meilen zurück. Er wurde in dieser Hauptstadt gekrönet, und bestattete in derselben seinen Vater, nach den Gebräuchen der Römischen Kirche, mit einem kostbaren Leichengepränge zur Erden.

Pansaquitima befand sich damals in seiner Statthalterschaft von Pango, wo er mit dem Mozambis und andern aufrührischen Völkern Krieg führte. Kaum hatte er den Tod seines

Vaters

Vaters vernommen, so vergaß er die Schuldigkeit gegen sein Vaterland, schloß einen Waffenstillstand mit den alten Feinden von Kongo, und eilte an der Spitze von zwey hundert tausend Mann nach St. Salvador, um seinem Bruder den Thron streitig zu machen. Dom Alfonsus hatte das Glück, über seinen Mitbuhler zu siegen, der in diesem Kriege elendiglich umkam, ob er gleich an Macht schwächer war, und gleich im Anfange von einem grossen Theil seiner Anhänger verlassen wurde. Lopez versichert, der König habe damals Zeichen einer wunderbaren Hülfe erhalten; der Himmel habe seinen Augen ein ausserordentliches Licht leuchten lassen; in der Luft wären fünf glänzende Schwerdter zu sehen gewesen, die sich gleichsam seiner Person zu ergeben geschienen hätten, und die er hernach zu seinem Wappen genommen hätte; ja endlich habe die heilige Maria und der heilige Jacob sichtbarlich für ihn gestritten.

Alfonsus ließ zur Erkenntlichkeit dieses Sieges, eine große Kirche erbauen, und am heiligen Kreutzigungstage den Anfang machen, und sie mit diesem Nahmen belegen. Er trug auf seinen Schultern den ersten Korb mit Steinen, und die Königin nahm gleichfalls einen Korb mit Sande, welches alle Hofleute und Hofdames nachthaten. Das Volk bezeugte nicht weniger Eifer für die Herstellung dieses Gebäudes, welches bald vollendet wurde.

Es stellte sich eine so große Menge Leute zur Taufe ein, daß es an Priestern mangelte, diesem Verlangen und Eifer der Neger ein Genüge zu thun.

Zu gleicher Zeit schickte der König nach Portugall einen Abgesandten, welcher von vielen Standespersonen begleitet wurde; und unter vielen andern Aufträgen Befehl hatte, um neue Mißionaren zu bitten, und zu Lissabon einen Theil seines Gefolgs zu lassen, damit sie in der Religion und Sprache des Landes unterrichtet werden könnten. Ein grausames Edikt, wovon ohne Zweifel die Portugiesen Angeber seyn mochten, drohete dem Heidenthum eine völlige Ausrottung. Dom Alfonsus befahl nehmlich seinen Unterthanen, bey Lebensstrafe, alle ihre Götzen und Zauberinstrumente den vornehmsten Manis jeder Landschaft zu übergeben, welche sie nach Hofe übersenden sollten. Man sammlete von allen Seiten, sagt Lopez, die Bäume, die Pflanzen, die Klötzer, die Steine, die gemalten oder gestochenen Bilder, die Vögel, die kriechenden und andere Thiere, welche dieses abergläubische Volk seit vielen Jahrhunderten angebetet hatte. Alle diese Monumente der Abgötterey wurden in der Gegend von der Hauptstadt verbrannt, auf eben dem Orte, wo Alfonsus vor weniger Zeit einen großen Sieg über seinen Bruder erhalten; und damit das Volk seine alten Mokissos gänzlich vergessen möchte, wurde eine Menge

Kreuze,

Kreutze, Schaustücke und Bilder ausgetheilet. Zugleich erhielten alle Manis des Königreichs Befehl, Kirchen in ihren Residenzien zu bauen, und daselbst das Zeichen der Erlösung aufzurichten. Der König selbst ließ in der Hauptstadt drey neue Kirchen aufrichten: die eine unter den Nahmen, die St. Salvadorskirche, zum Begräbniß der Königlichen Familie; die andere mit Nahmen zu unser lieben Frauen, und die dritte unter dem Nahmen, die heilige Jacobskirche.

Dieser König, dessen Regierung sehr kurz war, hatte nicht die Zeit, an die sich vorgenommenen Einrichtungen die letzte Hand zu legen. Sein Nachfolger war sein Sohn Dom Petrus, unter welchem die christliche Religion neue Vortheile erhielt. Von Portugall kam ein starker Ersatz von Mißionarien, welche sich in alle Theile des Königreichs ausbreiteten. Man ertheilte die geistlichen Orden vielen Schwarzen, welche sich durch ihr exemplarisches Leben und ihre Geschicklichkeit hervorthaten.

Nachdem die Portugiesen zu gleicher Zeit eine Kolonie zu St. Thomas, einer Insel auf dem Guineischen Meerbusen, errichtet hatten, so schickte der Lissabonnische Hof einen Bischoff dahin ab, dem zugleich die geistliche Regierung des Königreichs Kongo aufgetragen wurde. Dieser Prälat begab sich nach St. Sal-

vador, um die Untersuchung seines neuen Kirchsprengels anzustellen, und ward daselbst mit vielen Aeusserungen der Freude aufgenommen. Der ganze Weg, vom Ufer bis in die Stadt, war mit Matten bedeckt. Der König, in Begleitung seines ganzen Hofs, und einer unzählbaren Menge Volks, gieng dem Prälaten entgegen, und führete ihn in die Kirche zum heiligen Kreutze. Dieser Tempel, den sein Vorgänger errichtet, ward zur Hauptkirche erkohren. Man setzte an dieselbe vier und zwanzig Domherren, und viele andere Geistliche von niedrigerm Range. Man vergaß weder die Orgeln noch die Glocken, noch sonst etwas, welches zur äusserlichen Pracht der Religion dienet. Denn es kam darauf an, die Einbildungskraft der Neger durch dieses Aeusserliche zu beschäftigen. Dom Petrus starb in der Blüte seines Alters ohne Nachkommen, und das Scepter fiel in die Hände des Dom Franciscus, dessen Regierung nicht viel länger dauerte. Von diesen beyden Fürsten wissen wir nichts besonders; ihre Geschichte ist so dunkel, daß man nicht einmal die Zeit ihrer Krönung und ihres Todes weiß. Diego, der nächste Erbe des Franciscus, bestieg hernach den Thron. Er that sich durch seine Pracht hervor, die sich sowohl in seinen Kleidern, als auch in den Möbeln seines Schlosses, äusserte. Ein schöner Zeug schien ihm niemals zu theuer, und er pflegte zu sagen, seltne Sachen wären nur für Könige. Man versichert, er habe nur ein oder

zweymal

zweymal ein Kleid getragen, und es hernach seinen Bedienten gegeben. Dieser Staat verbreitete sich im ganzen Königreiche, wo die Tapeten, die goldene und andere vortreffliche Stoffe anfiengen allgemein zu werden. Dieser verband mit seiner Freygebigkeit, eine Sanftmuth und eine Leutseligkeit, die vollends die Herzen gewann. Nicht weniger empfahl er sich durch seine kriegerischen Talente, durch welcher er viele benachbarte Staaten eroberte.

Da der erste Bischoff zu St. Thomas gestorben war, so bestimmte der König von Portugall zum Nachfolger einen Prinz vom Königlichen Hause von Kongo, welcher zu Rom studirt hatte. Aber dieser neuerwählte starb auf seiner Reise von Italien nach Lissabon, wo er sich nach Afrika einschiffen sollte. Man mußte einen dritten Bischoff ernennen, und unglücklicher Weise fiel die Wahl auf einen Portugiesischen Prediger, dessen Lebenswandel zwar vortrefflich war, aber dessen harter und ungestümer Charakter die ganze Geistlichkeit unwillig machte. Die Geistlichen von Kongo, welche seit vielen Jahren in einer Art von Unabhängigkeit gelebt, empörten sich öffentlich wider diesen neuen Bischoff. Der König trat mit vieler Hitze auf seine Seite, und ließ sogar einige von den aufrührischen Predigern gefangen nehmen, und schickte sie, theils nach Portugall, theils in die Insel St. Thomas. Diese Streitigkeiten gaben ein großes Aergerniß

der angehenden Kirche, und schadeten gar sehr dem Fortgange des Christenthums.

Aber die Unruhen, welche nach dem Tode des Diego entstunden, versetzten der Religion einen noch viel empfindlichern Stoß. Dieser Fürst hinterließ einen Sohn, welcher unwidersprechlich Recht an der Krone hatte, aber durchgängig verachtet und gehasset wurde, und ein grausamer Bösewicht raubte ihm zu gleicher Zeit Thron und Leben. Zwey Prinzen vom Königlichen Geblüte stritten hernach um die Krone. Einen begünstigte das Volk, den andern die Portugiesen und der Adel. Die Portugiesische Parthey ermordete den ersten vor dem Altare und die Gegenparthey rächete sich damit, daß sie den andern mit eben der Untreu um das Leben brachte. Das Volk, welches die Portugiesen, als die ersten Urheber dieser Gewaltthätigkeit ansahe, fiel sie mit Wuth an, und verschonete niemanden, ausser diejenigen, die ihrer ersten Hitze auswichen. Allein in dieser Meuterey wurden die Priester verschont, und sie erstreckte sich auch überdieß, ausser der Hauptstadt, nicht weiter. Dom Heinrich, Enkel des Diego, wurde auf den Thron gesetzt, aber da ihn der Tod kurze Zeit darauf wegriß, so ward Dom Alvaro, sein Stiefsohn, einstimmig von der ganzen Nation zum Könige erwählt.

Alvaro war nur sechs und zwanzig Jahr alt, als er zur Krone gelangte. Da er den bö-

sen Rathschlägen junger Leute von seinem Alter ausgesetzt war, und durch seine eigenen Leidenschaften hingerissen wurde; so überließ er sich allen Arten von Ausschweifungen, und entsagte dem Christenthume. Sein Beyspiel erschütterte den Glauben seiner meisten Unterthanen, welche stuffenweise wieder in die Abgötterey verfielen. Sonst war dieser Fürst den Portugiesen sehr geneigt, und erneuerte die alten Freundschaftstraktaten mit ihnen. Er starb in keinem hohen Alter, und ward, ungeachtet seines Abfalls, in die Kirche zum heilgen Kreutze begraben.

Sein Nachfolger, dessen Nahme uns nicht bekannt ist, wurde von den **Jaggaern** angegriffen, ein wildes Volk, das gegen Osten von Kongo wohnt. Da diese Barbaren in das Königreich durch die Landschaft Batta drungen, so rückten sie gar bis an die Hauptstadt, und verwandelten sie in einen Aschenhaufen, weil sie die Einwohner verlassen und in die Gebürge geflüchtet waren. Selbst der König begab sich mit dem vornehmsten Adel und den Portugiesen in eine Insel des Flusses Zaire und überließ das übrige Königreich den Jaggaern zur Beute, welche allenthalben Verwüstung und Verheerung mit sich führten. Die meisten Einwohner, welche genöthigt waren zu wüsten und unbewohnten Oertern ihre Zuflucht zu nehmen, starben vor Hunger oder Krankheit. Das Gefolge des Königs wurde bald gleichem Unsterne ausgesetzt. Der Preiß der

Lebensmittel stieg so hoch, daß man einen Sklaven um ein Stück Fleisch geben mußte. Die Väter verhandelten nach und nach ihre Kinder, um ihr unglückliches Leben einige Tage länger zu fristen. Die Portugiesen von St. Thomas kauften ohne Gewissen, diese unglücklichen Opfer; eine fast eben so barbarischer Handlung, sagt Lopez, als die Verheerungen der Jaggaer. Der Verfasser versichert, daß sich unter diesen Sklaven Leute von dem vornehmsten Stande, und so gar Prinze von Geblüte, befunden haben.

In dieser äussersten Noth entschloß sich der König, auf Anrathen der Missionaren, einen Gesandten nach Lissabon zu schicken, und den Beystand des Dom Sebastian zu erflehen, der seit kurzem den Thron von Portugall bestiegen hatte. Diese Gesandtschaft war nicht fruchtlos. Dom Sebastian ließ alsbald nach Kongo sechshundert Soldaten nebst einer Menge Freywilliger, unter dem Kommando des Francisco Gorea, einschiffen, der Befehl hatte, an das Eyland von St. Thomas anzulanden, und sich daselbst mit Lebensmitteln, Kriegsvorrath und so gar mit den Schiffen zu versehen, die er zu Ausführung seiner Unternehmung nöthig haben würde.

Nachdem dieser General glücklich in dem Flusse Zaire angelanget war, so verstärkte er sich mit einigen Portugiesen, die er in diesen Inseln fand, und mit allen den Schwarzen, die er konnte zusammen bringen. An der Spi-

he dieses kleinen Heers rückte er gegen die Jaggaer an, und erhielt viele Siege über sie. Ja in einer Zeit von 18 Monathen war das Königreich gänzlich von diesem wilden Volke gereinigt, davon fast kein Mann übrig blieb.

Gorea hielt sich vier Jahr im Lande auf, und da der Hof zu Lissabon, während seines Aufenthalts, benachrichtet wurde, daß es im Königreiche Gold- und Silberbergwerke gäbe, so schickte er nach St. Salvador zwey geschickte Männer, sie zu entdecken und gangbar zu machen. Aber der König von Kongo, der über ihren Entwurf erschrack, gab ihnen darinn falsches Licht und vereitelte ihre Nachforschungen. Lopez versichert, daß ihm der Portugiese **Barbuto**, sein Beichtvater und Günstling, solches Mißtrauen beygebracht habe. Aber der Verfasser bemerkt, daß dieser Anschlag zum Nachtheile der Religion ausgeschlagen sey; denn die Portugiesen wurden nach Kongo nicht mehr durch die Entdeckungen der Goldbergwercke gelocket, und richteten also ihren Handel wo anders hin. Die Mission litt dadurch auch; denn es fehlte den Arbeitsleuten die Gelegenheit dahin zu kommen, und überdieß ließ sich der Hof zu Lissabon, der die Hoffnung verlohr, diese Afrikaner von ihren Reichthümern zu entblösen, wenig ihre Bekehrung mehr angelegen seyn. Dom Alvaro der andere, welcher auf diesen jetzt erwehnten königlichen Anonymus folgte, bat Dom Sebastian vergebens, ihm Missionaren zu schicken.

cken. Seine Bemühungen bey Dom Heinrichen, dem Thronfolger des Dom Sebastian, waren nicht glücklicher, und Philipp der andere, Eroberer von Portugall, zog nur den Alvaro mit schönen Versprechungen auf.

Also verlosch das Christenthum, nach einem so glänzenden und plötzlichen Fortgange, fast gänzlich in einer Zeit von wenig Jahren. Unterdessen erhielt es sich doch stets in der Landschaft Sonho, so wohl durch die Sorge der Franciscaner Missionaren, als auch durch den Anhang, den die Religion bey dem Volke hatte, und durch den fast beständigen Schutz der Manis. Wir haben schon angemerkt, daß Kongo die erste Landschaft war, die das Licht des Evangeliums erhielt. Ihre Einwohner haben eine so blinde Ehrfurcht für die Diener der Religion, daß, als ein Mani etlichen Missionaren übel begegnet hatte, das Volk sich seiner Person bemächtigte, ihm einen sehr schweren Stein an den Hals band, und ihn in dem Zaire ersäufte. Merolla, der viele Jahre bey dieser Mission gebraucht wurde, belehrt uns, daß man in jeder Stadt eine Kirche sähe und ein großes Crucifix auf einem öffentlichen Platze errichtet hätte. Da es nun nicht genug Missionaren giebt, um an jeder dieser Kirchen einen Hirten zu setzen, so sind alle diejenigen, die keinen haben, unter der Aufsicht eines wohl unterrichteten Schwarzen, welcher aller zwey Tagen die Gläubigen versammlet und sie ihren Rosenkranz herbeten lässet. Der Sonnabend

ist

ist zu einer christlichen Vermahnung bestimmt, und an Festtagen läßt eben dieser Schwarze, statt der Messe, einige Gebeter singen. Nach dem Dapper sollen sich hier noch in großer Anzahl Abgötter befinden, und unter denjenigen, die den christlichen Nahmen führen, viele es nur aus Furcht oder Eigennutz seyn.

Die Kapuciner bemühen sich, durch ihre Dienste nützlich zu werden, die sie den Negern umsonst erzeigen, indem sie sie entweder in ihren Krankheiten eifrigst warten, oder Hospitäler bauen, in welchen sie die Alten, die Krüpel und Blinden aufnehmen. Diese christliche Liebe macht sie bey dem Volke werth und lieb, und verschafft ihnen im Lande großes Ansehn. Wenn ein Mönch in eine Stadt kommt, wo kein Priester ist, so läßt der Statthalter den Einwohnern seine Ankunft kund thun, und befiehlt ihnen, ihm das Anliegen ihrer Seelen zu entdecken. Versäumt er diese Pflicht, so setzen ihn die Missionaren von seinem Amte ab.

Hier sind einige Verordnungen, die sie festgesetzt, und über deren Vollziehung sie mit Standhaftigkeit halten. I. Alle Manis, oder besonderen Statthalter jedes Districkts, dürfen nur eine Frau haben, bey Verlust ihrer Bedienung. II. Alle schwangere Weiber sollen einige Schaumünzen, oder einige durch die Religion geheiligten Reliquien bey sich tragen, und sich in ihrer Schwangerschaft aller andern Verwahrungsmittel enthalten, bey Strafe, gestäupt zu werden. III. Die Aeltern

tern müssen ihre Kinder, bey Verlauf einer gewissen Zeit nach ihrer Geburth, der Kirche darstellen und sich zur Beobachtung einer gewissen Andacht anheischig machen, zum Exempel, ein oder zweymal des Tags für sie den Rosenkranz zu beten, den Sonnabend zu fasten, oder sich Mittewochs des Fleisches zu enthalten. IV. Statt der Talismanen zur Beschützung der Felder und des Getreydes sollen sie geweihte Palmäste gebrauchen, oder hie und da Kreutze setzen.

Wir erfahren auch von dem Merolla, daß die Kapuciner, welche über die Kirchen in dieser Landschaft die vornehmste Aufsicht haben, sich bey Führung ihres geistlichen Amts nicht mit so viel Klugheit als Eyfer aufführen. Die Paters **Franz da Romano** und **Philipp da Signar** unterstunden sich, da sie in dem Königreich **Overri**, gegen Norden von Kongo, als Missionaren waren, ein grausames Opfer zu stören, zu welchem die Neger fünf Personen bestimmt hatten. Sie drungen sich durch den Haufen ungeachtet aller Hindernisse, die man ihnen machte, und kamen bis an das Zelt des Königs, dem sie seine abscheuliche Grausamkeit vorrückten. Viele Hofleute, die über diese Kühnheit zornig worden waren, schlugen sie erbärmlich, und nach einiger Zeit wurden die zwey Missionaren, als Sklaven an Holländsche Kaufleute verhandelt, welche so großmüthig waren, und sie umsonst in die Freyheit setzten. Hierauf meldeten diese

Paters

Paters der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Glaubens das Unglück, das sie für die Religion erduldet hätten, und erhielten von dieser weisen Gesellschaft zur Antwort: Die Kirche hätte schon genug Märtyrer, und sie riethen ihnen, bey Führung ihres Amtes, nicht so wohl ihren Eyfer, als ihre Klugheit zu befragen.

Sechster Artickel.

Naturgeschichte des Königreichs Kongo.

Wir werden diese Anmerkungen mit auf das Königreich Benguela und Angola erweitern, welche beynahe mit Kongo unter einem Himmelsstriche liegen.

§. 1.

Der Winter ist in Kongo so angenehm, als der schönste Frühling in Italien. Man braucht niemals zu dieser Jahrszeit wärmere Kleidung zu tragen, noch an das Feuer zu treten. Es fällt, so gar auf den höchsten Gebürgen kein Schnee, und der Frost wird in diesen Gegenden nicht gefühlt. Die Länge der Tage und Nächte ist fast das ganze Jahr durch gleich. Der Winter fängt im Monath Merz, an, und dauert bis zum September. Es ist eine überaus regenerische Jahrszeit, wo die schönen Tage sehr selten sind. Man erstaunt nicht weniger über die Menge des Wassers,

das fällt, als über die starken Tropfen. Die Flüsse schwellen ausserordentlich auf, und überschwemmen das ganze Land viele Monathe durch.

Der Sommer fängt im September an, und endiget sich im Merz. Die Winde wehen alsdenn von Süden und Südost, und vertreiben die Wolken so weit, daß es fast in dieser ganzen Zeit nicht regnet. Die Winde im Winter nehmen ihre Richtung gegen Norden, und verändern sich nur von Osten gegen Westen.

Im Königreiche Kongo, wenn man dem **Carli** glauben kann, sind ordentlicher Weise zwey Ernten des Jahrs, eine im April, die andre im December. Man säet im Januar und im September. Merolla behauptet, daß man in der Landschaft Sonho im Merz säe, und im Monath Junius ernte; wie er denn auch nur von einer Ernte Erwehnung thut.

Der Pflug ist ein unbekanntes Werkzeug. Man macht den Erdboden mit einer Art von einer sehr leichten Mauerkelle locker, deren Griff einen Fuß lang ist. Diese Arbeit betrifft die Weiber. Zur Zubereitung des Lands ziehen sie die Kräuter und Wurzeln heraus, sammlen sie in verschiedene Haufen und verbrennen sie. Hernach bearbeiten sie ihr Feld, und so wie sie mit einer Hand die Furchen aufgraben, so legen sie mit der andern den Saamen hinein, welchen sie aus einem Sacke nehmen, der ihnen an der Seite hängt. Ungeachtet

achtet dieser mühsamen Beschäftigung tragen sie doch ihre Kinder auf dem Rücken in einer Art Hangematten, die sie um ihre Schultern haben. Der Erdboden ist sehr schwarz und alle Reisende loben dessen Fruchtbarkeit. Das Gras behält hier allezeit seine Grüne, und in gewissen Strichen, als in den Gegenden von St. Salvador, ist eine frische und heitre Luft, die den Bäumen einen vortrefflichen Glanz giebt.

Man sammlet hier allerhand Arten von Getreide. Eine der schätzbarsten ist das **Lugo**, eine zwar fremde Pflanze, die aber hier vollkommen gut fortkommt. Sie gleichet dem Senfsaamen, ob gleich ihre Körner größer sind. Sie wird mit Handmühlen klein gemacht, und das Mehl davon ist sehr weiß und giebt auserlesenes Brod, das der Semmel nichts nachgiebt. Man sammlet auch eine gewisse Art von weissem Hirse und eine besondere Art **Maiz**, welche, nach dem Aussagen einiger Reisenden, dem Reiße gleich kömmt, und nur den Schweinen gegeben wird.

Massamambala treibt Stengel in der Höhe des Indianischen Korns, und gleichet ihm auch an der Weisse und Gestalt der Aehren. **Massango** ist, nach dem Battel, ein ander Korn, dessen Saamen sich wenig von dem Hanfsaamen unterscheidet. **Asely** wächst so hoch, als eine Hellebarde, und die Aehren davon gleichen unsern Hirsenähren. **Eluro** hat eine dreyeckichte Aehre, und ein rothes Korn

in der Größe des Hirses. Es hält sich viele Jahre, und ist eine sehr gesunde Nahrung.

Die **Maniokwurzel**, welche in vielen Gegenden von Amerika häufig gebraucht wird, wächset gemeiniglich in dem Königreiche Angola, wo man auch Brod daraus bereitet. Die Afrikaner nennen sie **Mandioka**. Dapper giebt uns von dieser Pflanze und der Art, sie zu bauen eine sonderbare Beschreibung. „Ihre Blätter sind dunkelgrün, wie das Eichenlaub, mit vielen Adern und Tüpflichen. „Der Stamm wächst zehn bis zwölf Fuß in „die Höhe, und theilt sich in verschiedene Aeste; „aber er ist so schwach, wie eine Weide. Ihre „Blüthen sind sehr klein, ihr Saame gleicht „dem von der **Palma Christi**, und hat keine „bekannte Eigenschaft. Die Weise, wie sie „die Schwarzen anbauen, erfordert wenig „Kunst. Wenn die Erde wohl zubereitet ist, „indem man sie locker gemacht und in Haufen „zusammengeführt, legt man davon sieben bis „acht Zoll tief kleine Sprosser, die einen Fuß „lang und einen Zoll dicke sind, zwey bis drey „in jeden Hauffen, also, daß sie aus der Erde „nicht mehr als vier bis fünf Zoll hervorragen. „Sie schlagen so gleich Wurzel, und in einer „Zeit von neun bis zehn Monaten, wachsen sie „zwölf Fuß hoch, bekommen viel Aeste, und „werden so stark, als das dicke Bein eines „Manns. Um die Wurzel recht stark zu machen, muß man die Erde darum sorgfältig „rein halten, und wenn die Pflanze in ihrer

„Reife ist, den Stamm abhauen, welcher zu „weiter nichts, als zum verbrennen dient, und „die kleinen Aestgen zur künftigen Fortpflan„zung behalten. Man gräbt, fährt der Ver„fasser fort, die Wurzel aus, und nachdem „man sie abgeschält, macht man sie mit Hülfe „einer Radmühle zu Mehle. Zu dieser Ar„beit gehören viele Sklaven, einige müssen „die Wurzeln in die Mühle legen, und auf das „Drehen des Rads Acht haben, andre müssen „das Mehl herausnehmen, und noch andre „müssen es über dem Feuer in Kesseln, oder „Pfannen trocknen. Zu dieser Arbeit baut man „große Schoppen auf, worein die Oefen, die „Mühlen und die andern nöthigen Instrumente „gebracht werden.„ Dapper vergißt bey dieser Beschreibung eine wesentliche Anmerkung, nehmlich, daß die Maniokwurzel, wenn sie noch ganz frisch ist, der tödlichste Gift ist, und hernach diese schädliche Eigenschaft verlieret.

§. 2.

Zugemüße, Früchte, besondere Bäume, Fossilien.

Die Gärten in eben dieser Gegend haben auch ihre Reichthümer. Die Steckrüben, die rothen Rüben, die Potatas und die Rettige wachsen im Ueberflusse. Ihr Kohl ist ein wenig köpficher, als der unsrige. Gurken, Kraut, Spinat, Salbey, Lavendel, Thymian, Maioran, Koriander sind eben so gemeine Ge-

wächse, als in Europa. Sie haben noch viele andre Pflanzen, davon uns einige unbekannt sind. Die gemeinsten Früchte sind Ananas, Anones, eine Art von Aepfeln, die so dicke, als eine Hand nnd aschenfarbig sind, Bananas, Arosses welche man sonst Prunes nennt, eine saure, aber vom Geschmack sehr angenehme Frucht; Kürbisse, Melonen, Zitronen, Pomeranzen, welche hier aufferordentlich groß und von ausnehmender Güte sind. Lopez erzählt eine Sache, die einen großen Begriff von der Fruchtbarkeit dieser Landschaften geben muß; er habe nehmlich einen Zitronenkern gestecket, und daraus in vier Tagen einen kleinen Zitronenbaum sehr hoch wachsen gesehn. Man trifft in diesem Lande große Gebüsche von Pomeranzen an. Der Ueberfluß an Früchten ist hier fast allgemein, und in vielen Landschaften die vornehmste Nahrung der Einwohner.

Unter vielen besondern Arten bemerkt man vornehmlich 1. **Mabokke**, eine Art einer bittern Pomeranze, von einer vollkommnen Rundung, aber sehr harten Rinde. Sie hat einen Haufen Körner, die denen in Granatäpfeln gleichen, aber mit weniger Ordnung zerstreut sind. Es ist eine solche gesunde Frucht, daß man so gar den Kranken im hitzigen Fieber davon zu essen giebt.

2. **Kont**, eine Art Birnen, aus der die Afrikaner unendlich viel machen. Das Fleisch davon ist wie Milch so weiß, und hat einen

Saft,

Saft, dessen Geschmack ausnehmend ist. Die Körner haben die Figur einer Bohne. An den Gebürgen in Kongo befinden sich eine Menge dergleichen Bäume, die ohne Wartung wachsen.

3. **Kashiu**, eine Art Aepfel eben so süß, als erfrischend, und deren Farbe eine Mischung von Gelb und Karmesin ist. Aus ihrem Kröbse nimmt man eine andre aschenfarbige Frucht, die auf der Asche geröstet oder gekocht, den Geschmack unsrer Kastanien hat, und deren Eigenschaft sehr hitzig ist.

4. **Kola**, dessen Frucht eine Art von Nüssen ist. Eine Hülse faßt deren zehne bis zwölfe zuweilen in sich. Das Innere ist von der Natur in viele Theile getheilt, einige davon sind weiß, die andern roth. Die Schwarzen sind nach dieser Frucht sehr begierig. Man kaut sie nur, um den Saft davon zu genießen und wirft das Uebrige weg. Der Baum, auf dem sie wachsen, trägt nur des Jahrs einmal. Die Portugiesischen Frauenzimmer schätzen sie so hoch, daß es eine von ihren Höflichkeitsbezeugungen ist, einander eine Kolanuß anzubieten. Es ist gefährlich sie Abends zu essen, denn sie verhindert den Schlaf. Einige Skribenten unterscheiden sie gar nicht von der Arekanuß, welche die Indianer mit ihrem Betel vermischen und manchmahl auch allein essen.

5. **Sienko.** Es ist eine Art Birnen, die die Portugiesen **Gojava**, und die Holländer **Granata Pear**, oder Granatbirnen nennen.

Die Schaale ist gelb, und das Inwendige fleischfarbig. Die Körner, welche sehr herb und schwer von dem fleischigten Theile abzusondern sind, schaden unendlich der Güte dieser Frucht, welche übrigens eine sehr kalte und ungesunde Eigenschaft hat. Die Arosse oder Granatpflaume, von welcher ich oben geredt habe, gleichet der Sienko gar sehr, ausgenommen daß sie kleiner, gesunder und von einer Herbigkeit ist, die nichts Unangenehmes hat.

Es wächset auch hier in den morastichen Gegenden Zuckerrohr; aber die Einwohner können es gar nicht gebrauchen, weil sie die Wartung desselben verabsäumen. Dem ohngeachtet glaubt Dapper, daß es besser als dasjenige sey, welches man in der Insel St. Thomas erbaut.

Das Land bringt auch zwey oder drey Arten von Getreide hervor, welche dem Pfeffer gleichen. Das Donno ist ein Strauch, dessen Rinde den Geruch und die Eigenschaften der Zimmetrinde hat. Man versichert, daß Kassia, Tamarinden, Storax, Benzoin, und andre Apothekerwaaren in diesen Gegenden sehr gemein sind, aber daß die Schwarzen den Werth davon nicht wüßten. Unterdessen machen sie doch von einigen aromatischen Pflanzen Gebrauch, als der **Angariaria**, deren Holz und Wurzel bey ihnen ein vortreffliches Mittel wider den Stein, den Lendengrieß, und überhaupt wider alle Nierenkrankheiten ist; das Abisekko, dessen Staub ein mächtiges Mittel

wider

wider das Fieber ist; des Khilango, der wegen seiner abführenden Kraft sich berühmt gemacht hat.

Unter die Bäume von der ersten Größe zählt man den Ensaka, welchen ich anderswo beschrieben habe; den Mirrone, welcher wenig von diesem Baume unterschieden ist, und von dem abgöttischen Volke für eine schützende Gottheit gehalten wird; den Alikonde, eine Art Kokosbaum, und von wunderbarer Größe. Das Königreich Kongo trägt auch eine Menge Zedern, und man findet daselbst verschiedene Arten von Palmenbäumen, woraus Oel, Wein, vortreffliche Speisen und Holz gemacht wird, das zu allerhand gebraucht werden kann. Die Küste von Benguela hat einen großen Ueberfluß an Dattelbäumen, welche viel besser in dieser Gegend, als in den benachbarten wachsen, ob gleich ihre Früchte keineswegs mit denjenigen zu vergleichen sind, welche die Dattelbäume von Tunis und Tripoli tragen.

Einige Schriftsteller behaupten daß es in dem Königreiche Kongo Gold- und Silberminen gäbe, vornehmlich in den Landschaften Bamba und Pemba; aber sie müssen sehr verborgen seyn, weil sie bis jetzt den Nachforschungen der Portugiesen entwischet sind. So viel ist gewiß, daß in vielen Gegenden von Kongo und Angola die Kupferbergwerke gemein sind, welches man an der gelben Erde erkennt, die in manchen Ländern sich befindet, und welche viele Europäische Künstler für Gold

gehalten haben. Die Landschaft Sundi ist reich an Eisenbergwerken, und bringt auch Kristall hervor.

Porphyr, Jaspis und allerhand Marmor befindet sich in vielen Gebürgen dieser nehmlichen Gegenden. Man hat daselbst unter einigen Seltenheiten dieser Art, einen gezeichneten Stein, dessen Adern natürlicher Weise sehr schöne Hyacinthen bilden, und sich leichte ablösen lassen. Man könnte von der ganzen Masse wunderbar schöne Säulen verfertigen. Es giebt noch andre Gattungen von Steinen, die kleine Stücken Kupfer und ander Metall in sich halten, und von denen man bey der Bildgraberarbeit und Bildhauerey vortrefflichen Gebrauch machen konnte, indem sie der schönsten Polirung fähig sind.

§. 3.

Wilde und zahme Thiere.

Die darüber nachgeschlagenen Schrifftellen sagen, daß diese Gegend voll Kühe, Ochsen, Schaafe, Ziegen, Schweine und anderer dergleichen Thiere sey. Die Landschaft Bamba hat die besten Weiden, und ist auch die reichste an Viehe. Die Elephanten, welche sich nicht allein gerne in Wäldern, sondern auch auf fettem Boden und an Ufern der Flüsse aufhalten, befinden sich überflüßig in dieser Provinz. Die Schwarzen glauben, bemerkt zu haben, daß dieses Thier gemeiniglich hundert und funf-

zig

zig Jahre lebe; daß es bis in die Hälfte seines Alters wachse; daß das Weibchen zwey ganzer Jahr trächtig sey, und nur einmal in sieben Jahren gebähre.

Merolla giebt vor, daß die Jaggaer und andre abgöttische Völker dieser Gegenden einen besondern Gottesdienst dem Schwanze des Elephanten leisteten. Vor der Ankunft der Portugiesen kannten die Schwarzen von Kongo nicht den Werth ihrer Zähne, welche sie in ihren Häusern mehr aus Neugierde, als interessirten Absichten sammleten. Daher kam es auch, daß die Europäischen Schiffe sie in so großer Menge brachten, indem jeder Negergern diejenigen verkaufete, die er in seiner Hütte aufgeschüttet hatte. Aber das Land wurde erschöpft und die Einwohner sind heut zu Tage genöthigt, in andre Gegenden ihre Zuflucht zu nehmen, um die Europäischen Schiffsladungen damit versehn zu können.

Diese Afrikaner haben niemals versucht, die Elephanten zahm zu machen, und gebrauchen sie auch nicht in ihren Kriegen. Ein von Purchas angeführter Skribent behauptet, sie besäßen die Kunst, sie lebendig zu fangen, welches Dapper förmlich leugnet. Die Natur soll in dem Kopfe vieler dieser Thiere eine Art von Bezoarstein gepflanzet haben, welchem die Neger eine große Kraft zuschreiben.

Der **Empakassa**, ein in dem Königreiche Kongo sehr gemeines Thier, ist eine Art von Büffel, welcher rothes Haar und schwarze Hörner hat. Es ist sehr gefährlich ihn zu fangen. Aus seinen Hörnern werden verschiedene musikalische Instrumente gemacht. Die Schwarzen essen sein Fleisch mit Vergnügen, ob es gleich sehr grob und schleimig ist.

Merolla erwehnt einiger wilden Kühe, welche er **Impanguezza** nennt. Es giebt deren rothe, schwarze und aschfarbige. Sie haben Hörner von übermäßiger Größe, und sind im Laufen ausserordentlich geschwinde. Wenn ein Jäger sie verwundet, ohne sie zu erlegen, so fallen sie, wie die Büffel, über ihn her. Die Gefahr ist alsdann unvermeidlich, wenn man nicht einen Baum findet, sich darauf zu retten. Ihr Fleisch ist vortrefflich und das Mark aus ihren Knochen soll ein untrügliches Mittel wider die Koliken und die Flüsse seyn. Aus ihren Fellen macht man Schilder, durch die der stärkste Pfeil nicht dringen kann.

Der **Empalanga** hat viele Aehnlichkeit mit dem Ochsen, ausgenommen, daß er einen größern Hals hat, und den Kopf viel höher trägt. Seine Hörner, die zwölf bis funfzehn Zoll lang und natürlicher Weise krumm und breit sind, theilen sich in verschiedene Aeste, davon die Enden spitzig zugehen. Es ist ein zahmes Thier, das man mit leichter Mühe

zum

zum Pflügen und andern Arbeiten abrichten könnte. Es giebt deren braune, rothe und weisse. In Benguela sieht man sie in großer Anzahl. Ihr Fleisch ist weiß, und die Neger speisen es ohne Ekel, ob es gleich schwammig und unschmackhaftig ist. Doch sollen sie in der Brunstzeit sehr schädlich zu essen seyn. Eben dieses erzählt man auch von den Golungo, einer Art von Rehen oder wilden Böcken, die in diesen Gegenden sehr gemein sind. Ihr Fleisch ist zu anderer Zeit sehr delikat; aber die abgöttischen Kongoer rechnen es mit unter die verbotenen Speisen, und treiben diesen Gewissensskrupel so weit, daß sie weder das Gefäß anrühren würden, in welchem es gekocht hat, noch die Waffen, mit denen man diese unreinen Thiere erlegt hat. Wenn die Golungo anfangen, alt zu werden, so bilden sich in ihren Eingeweiden gewisse Steine, welche wir anderswo, unter dem Nahmen Bezoarstein, bekannt gemacht haben. So bald das Reh getödtet ist, muß man sie herausnehmen, sonst lösen sie sich augenblicklich auf, so weich und zart sind sie in dem Bauche dieses Thieres. Die Luft härtet sie, und giebt ihnen bald die Festigkeit eines Kieselsteins. Diejenigen, die man aus dem Körper der Böcke nimmt, werden am meisten geschätzt.

Im Königreiche Kongo und Benguela befinden sich auch viel Elende, ob diese Thiere gleich in den warmen Ländern überhaupt sehr

selten

selten sind. Man nennet sie hier **Nokoko** oder **vortreffliche Thiere**; schon längst betrachtet man ihr Horn, vornehmlich das am hintern rechten Fusse, als ein Arzeneymittel wider die Epilepsie, welches wahrscheinlicher Weise nur ein Vorurtheil ist.

Das **Zebra**, dieses artige Thier, von welchem ich im vorhergehenden Bande geredet, befindet sich in einigen Wäldern von Kongo und Angola: Merolla sagt, daß ihr Fell mehr einem mit vielen Farben gestreiften Zeuge, als einer Haut, ähnlich sähe. Die Portugiesen von Kongo erzählten dem Dapper, daß sie viere davon an den König von Portugall geschickt, der sie an seine Karosse hätte einspannen lassen, und daß der Ueberbringer derselben mit einem sehr einträglichen Amte beschenket worden sey.

Das **Envorri**, eine Gattung von Hirschen, läßt sich auch häufig in diesen Gegenden sehn. Die Löwen sind hier sehr rar; doch ist nichts gemeiners, als das Tiger, welches hier ausserordentlich grausam ist. Die Wölfe, die die Schwarzen **Luambongos** nennen, sind in sehr großer Anzahl. Ihr Körper gleicht, der Größe nach, dem von Europäischen Wölfen, allein sie haben einen dickern Hals, einen dicken und sehr grauen Kopf, mit großen schwarzen Flecken auf dem Felle, welches aber doch nicht der Tiger ihrem an Schönheit gleich kömmt.

kömmt. Sie richten große Verheerungen in dem Lande an, und dringen manchmal gar in die Hütten der Schwarzen ein.

Man sieht auch in der Landschaft Sonho eine Art wilder Hunde, welche stets heerdenweise gehn, um die Wölfe, Tiger und andere Thiere, welchen sie aufstoßen, bekriegen zu können. Sie fallen niemals die Menschen an, und gehen nahe bey den Flecken und Dörfern vorbey, ohne den geringsten Schaden zu verursachen. Ihr Haar ist roth, und ihr Leib ist, wie der Windhunde ihrer, mager und geschlank.

Die **Engullos**, eine Art Eber, sind in den Wäldern von Benguela sehr gemein, und machen sich den Schwarzen furchtbarer, als ein anderes wildes Thier. Man findet auch einige Zibethkatzen in der Landschaft Pemba; und Batta, wie auch das Land der Anzikoer liefert eine Menge Zobel, welche man hier *Insire* nennt. Die Schwarzen machen davon schöne Unterfutter. Das Thier, Nahmens **Entiengio**, hat einen sehr kleinen und eben so schlanken Leib, als das Eichhorn, und lebt auch, wie dasselbe, auf den Bäumen. Sein Fell ist so sehr sonderbar gestreift, und zu Kongo in so großem Werthe, daß der König allein das Recht hat, sich daraus Kleider machen zu lassen.

Affen giebt es in unendlicher Menge, vornehmlich in Sonho, am Flusse Zaire. Me-

rolla giebt drey Klassen derselben an; die grossen Affen, oder die Paviane, welche die größten sind, und zwey andere Gattungen, davon eine von der Größe einer Katze, die andere ein wenig kleiner ist. Battel und Dapper erwehnen einer vierten, welche in der Stärke die Paviane überträfen, und dem Menschen sehr gleich kämen. Die Indianer nennen sie **Orang Outang**, das ist, **Waldmänner**, und die Afrikaner **Pangos, Quojas-Morros.** Ich habe an einem andern Orte von diesen Thieren gesprochen. Battel sagt: die aus Afrika hätten ein Gesichte und eine Gestalt, wie ein Mensch, einen viel stärkern Leib, sehr lange Augenbraunen, sehr tief im Kopfe liegende Augen, Hände, Backen und Ohren ohne Haar, und den übrigen Theil des Leibes zottig. Er füget hinzu, sie giengen aufgerichtet, hielten mit der Hand die Halshaare, lebten in Wäldern, nnd schliefen auf den Bäumen, wo sie sich eine Art von Hütten bauen, die sie vor dem Regen schützet. Wenn die Schwarzen die Wälder durchstreichen, und während der Nacht Feuer anzünden, so bemerket man, daß die Pangos, bey ihrem Abzuge, sich demselben nähern, und sich in einen Kreis darum setzen, um sich zu wärmen. Der Verfasser giebt vor, daß sie manchmal die Reisenden angriffen und die Elephanten anfielen, wenn sie an den Orten, wo sie sich aufhielten, auf die Weide kämen.

Dapper

Dapper sagt: „Eines von diesen Thieren „sey von Kongo nach Holland gebracht, und „dem Prinzen von Oranien, Friedrich Hein„rich, vorgestellt worden. Es war von der Hö„he eines Kindes von drey Jahren, und weder „dicke noch mager; aber vierschrötig und wohl „proportioniret, sehr schnell und hurtig, mit „fleischigten und starken Beinen, am ganzen „Vorderleibe nackend, am Hinterntheile aber „mit schwarzen Haaren bedeckt. Sein Ge„sicht gliche dem Gesichte eines Menschen, „aber es hätte eine platte und gekrümmte Na„se. Die Brust, denn es war ein Weibchen, „war dicke, der Nabel eingesunken, die Schul„tern wohl vereinigt, die Hände mit Fingern „und Daumen. — Es gieng oft aufgerich„tet auf den Beinen. Es war im Stande, „sehr schwere Lasten aufzuheben und zu „tragen. Wenn es trinken wollte, hub es „den Deckel der Kanne mit einer Hand „auf, und hielt mit der andern den Boden. „Hernach wischte es sich die Lippen mit vieler „Artigkeit ab. Es legte sich schlafen, stützte „den Kopf auf ein Küssen, und bedeckte sich „mit so vieler Geschicklichkeit, daß man es für „einen Menschen, der im Bette liegt, hätte „halten sollen. „

§. 4.

Vögel, Fische, Schlangen, Insekten.

Diese Gegend giebt eine wunderbare Mannigfaltigkeit an allen Arten von Vögeln. Es

fehlt

fehlt daselbst fast keine von den Gattungen, die sich in Europa und Asien befinden. Um nur von den beträchtlichsten zu reden, so sieht man hier Pelikane von der ersten Größe, Falken, Geyerfalken, Habichte, Adler und andere Raubvögel; Papageyen, davon einige grau, die andern grün sind, die ersten sind dabey sehr dicke und große Schwätzer; **Flammingos**, Strausse, Kraniche, Phasanen, Pfauen, und eine Menge zahme und wilde Hühner. Unter den kleinen Vogeln, die durch ihren Gesang merkwürdig werden, unterscheiden sich vornehmlich diejenigen, welche die Afrikaner in ihrer Sprache **Musikvögel** nennen. Ihr Leib ist etwas stärker, als der Kanarienvögel ihrer. Es giebt deren rothe, grüne, weisse, graue und schwarze. Letztere übertreffen die übrigen alle an der Schönheit ihrer Stimme. Die Schwarzen besitzen den Eigensinn, daß sie aus dem Fleische der Rebhüner und der wilden Hüner nichts machen, ob gleich die ersten hier von einer vortrefflichen Eigenschaft sind, und die andern viel besser befunden werden, als die zahmen Hüner.

Man bemerket hier die nehmliche Fruchtbarkeit der Natur in Hervorbringung der Wasserthiere. Die Küsten von Angola und Kongo sind sehr fischreich. Sardellen, Forellen Schollen, Störe und andere Fische sind in unbeschreiblicher Menge da, vornehmlich in den Gegenden von Loanda, wo die Schwar-

zen fast keine andere Nahrung haben. Die Weissen genießen dieselben sehr häufig, besonders des Abends, weil es eine sehr leicht zu verdauende Speise ist; aber Lopez bemerket, daß in diesem Theile von Afrika der Fisch nicht so gut sey, als in Europa.

Diese Küsten, ins besondere die von Loanda, bringen eine große Anzahl Austern, Muscheln, Krabben und anderes Muschelwerk hervor, worunter man die Zimbis besonders merkt, welche hier statt gangbarer Münze, wie die Indianischen Koris, dienen. Die Weiber geben sich mit dieser Fischerey ab. Nach der Ebbe und Flut findet man unten an den Bäumen, welche die Insel Loanda umgeben, eine andere Art Muschelwerk, das die Afrikaner Ambiziomatore, das ist, Klippenfische nennen. Sie sind eine Hand breit, und gut zum Essen. Aus ihren Schaalen, die zu Asche gebrannt werden, machen die Schwarzen vortrefflichen Kalk, und gebrauchen ihn zum Gerben der Felle. Eine andere Art von Muscheln geben Oel, welches mit Pech vermischt, zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird.

Der Fluß Zaire und einige andere große Seen haben einen sehr merkwürdigen Fisch. Die Neger nennen ihn Ambisagulo, das heißt Schweinfleisch, und manchmal Nagulla umasa, oder Meersaue, wegen der Aenlichkeit mit diesem Thiere. Er hat acht Fuß in

Bayerische Staatsbibliothek München

der Länge, zwey sehr kurze Armen, zwey Hände, die sich ein wenig biegen können, aber sich nie ganz zuschließen, einen ovalen Kopf, der dem von einer Kuh nicht unähnlich ist, einen großen und stinkenden Schwanz, runde und kleine Augen, eine platte Nase, ohne das geringste Merkmaal eines Ohrs oder eines Kinns. Der Leib endiget sich mit einem langen gespaltenen Schwanze, nnd der Rücken ist mit einem dicken und breiten Felle bedeckt, welches sich wie ein Mantel zusammen giebt und ausbreitet; er hat, nach dem Merolla, zwey wohlgebildete Brüste, welche dem Busen einer Frau gleichen; daher nennen sie die Portugiesen auch **Piexe Molhar**, das ist, **Frauenfisch**. Man hat Ursache zu glauben, daß es die Sirene der Alten ist, und einige Neuere, wie Dapper meldet, belegen ihn auch mit diesem Nahmen.

So ein Fisch wieget auch auf die fünf hundert Pfund. Man bemerket, daß er sich von dem Grase erhält, daß an den Ufern der Flüsse wächset, aber ohne jemals an das Ufer zu kommen, noch den Kopf aus dem Wasser zu stecken. Sie werden vermittelst einer mit vielen Spitzen versehenen Lanze, die man auf sie zuschießt, gefangen. Stirbt das Thier davon nicht gleich, so läßt man es entwischen, und verfolgt es mit einem Bote. Der Lauf seines Blutes und das Holz der Lanze, die auf dem Wasser schwimmt, zeigt seinen Zug an.

Wenn

Wenn die Schwarzen, nach dem Exempel unserer Bootsknechte, ein Seil an diese Lanzen bänden, so erspareten sie sich die Mühe, dem verwundeten Thiere nachzuschiffen. Die Afrikaner aus Angola machen aus den Ribben dieses Fisches Armbänder, welche die Kraft haben sollen, das Blut zu stillen. Das Fleisch ist vortrefflich und an der Küste von Sofala wird es eingesalzen, und als Schiffsvorrath gebraucht.

Man siehet auch eine sehr große Anzahl Krokodille in den vielen Flüssen dieses Landes; aber, nach dem Dapper, sollen in dem Zaire sich keine befinden, obgleich Lopez das Gegentheil versichern will. Battel wird mit seiner Erzählung lächerlich, wenn er sagt, daß in Loango eines von diesen gefräßigen Thieren einen ganzen Allibamba, oder acht bis neun Sklaven, mit den eisernen Ketten, womit sie gebunden waren, gefressen habe. Es ist wunderbar genug, so eine Lüge in der allgemeinen Historie der Reisen zu finden, und noch dazu ohne Bezeigung des geringsten Zweifels darüber. Das Seepferd befindet sich in den grossen Flüssen, vornehmlich in dem Zaire. Ich habe dieses sonderbare Thier anderswo beschrieben, welches hier sehr gefährlich seyn muß, weil man in gewissen niedrigen Inseln des Zaire, die Häuser auf hohen Pfeilern bauen muß, um vor ihren Anfällen sicher zu seyn. Aus dem Horne seiner Füsse machen die Portugie-

sen Ringe, welche eine wunderbare Arzeney wider den Blutfluß seyn sollen.

Die übereinstimmenden Erzählungen aller Reisenden lassen gar keinen Zweifel übrig, daß es in diesem Theile von Afrika wunderbare große Schlangen giebt; aber man darf deshalb nicht glauben, daß sie ganze Hirsche verschlingen, wie Lopez, Carli und sogar Dapper versichern. Die Schlange, welche die Schwarzen bald **Minia**, und bald **Embamma** nennen, ist eine der allerschrecklichsten. Man erzählt, sie läge wie ein umgefallner Stamm eines Baums auf dem Wege, um die Vorbeygehenden zu belauren, über welche sie mit so vieler Geschicklichkeit, als Ungestüm herfällt, sich etliche mal um den Leib herumkrümmet, und ihnen in die Brust einen sehr spitzigen Stachel stößt, womit ihr Schwanz bewaffnet ist.

Die Skorpionen, die Tausendfüsse und andere gefährliche Insekten beschweren das Land, und schleichen sich sogar in die Häuser ein. Der Biß der Ottern ist so giftig, daß er den Tod in vier und zwanzig Stunden nach sich zieht; aber das Land bringt auch unzählbare Kräuter hervor, die die Schwarzen vollkommen kennen, und die dafür unfehlbare Mittel sind, wenn sie gleich aufgelegt werden. Dapper unterscheidet vier Arten von Ameisen, davon die größten mit einem spitzigen Stachel versehen

hen sind, der eine gefährliche Geschwulst verursachet. Er zählt zwey Arten von Bienen, die eine legt ihren Honig in die Hölen der Bäume, die andere unter das Dach der Häuser.

Viertes Kapitel.

Die von den Anzikoern und Jaggaern bewohnte Königreiche.

Diese an Kongo und Angola benachbarten Völker haben ein sehr großes Land inne, das sich vornehmlich gegen Osten und Norden der beyden Königreiche erstreckt. Sie haben sich durch ihre öftern Einfälle furchtbar gemachet, und ihre Macht ist so angewachsen, daß sie viele unabhängige Staaten errichtet haben, davon die vornehmsten **Anziko**, **Bokka Niela**, **Matamba** und **Kazangi** sind. Die drey letztern gehören den Jaggaern.

Das Land der **Anzikoer** oder **Anzikier**, wie sie einige nennen, stößt von der Nordseite an die Linie, und von der Süderseite an das Königreich Kongo, von welchem es durch den Zaire geschieden wird, wo die jetzt benannten Völker einige Inseln besitzen. Die vornehmsten Provinzen darinn sind **Pombo**, **Vamba**, **Mopenda**, **Mosongo**, **Bakka-Bakka**, **Fungeno**

geno u. s. w. Länder, die die Europäer wenig kennen, und in die sie nicht weit eingedrungen sind. Lopez sagt, daß die Einwohner jetzo Metikas oder Monsals hießen. Diese letzten Namen haben sie vielleicht von Monsal oder Monsel, der Hauptstadt dieses Landes, welche der Verfasser gleich unter die Linie setzt, da sie doch, nach der Karte des Danville, noch einen Grad davon liegt. Sie ist nur wegen des Pallasts der Regenten merkwürdig, der, nach dem Lopez, ein schönes Gebäude seyn soll. Man versichert, dieser Prinz zähle dreyßig andere Könige unter seine Vasallen. Er nimmt den Titel Makokko an, und mit diesem Nahmen belegt man auch sein Königreich.

Das Königreich der Anzikoer ist mit Kupfergruben und rothem und grauem Sandelholze reichlich versehen. Die Einwohner arbeiten aus den Palmfäden Tücher und verschiedene seidene Zeuge. Sie sind geschäfftig, kriegerisch und so hurtig, daß sie auf den Gebirgen mit eben der Geschwindigkeit, als die Gemsen, laufen. Der angeführte Verfasser rühmt ihren Muth, ihre Rechtschaffenheit uud Treue; aber ich weiß nicht, auf was er das Lob gründet, das er ihnen wegen ihrer Sanftmuth giebt, da er uns doch selbst belehret, es sey ein wildes und rohes Volk, mit dem man keine Art von Umgange und Gesellschaft pflegen könne, und Menschenfresser, die sich sogar unter einander selbst verzehrten.

Sie

Sie gebrauchen im Kriege und auf der Jagd kleine Bogen, die mit einer sehr zierlichen Schlangenhaut umgeben werden. Die Sehnen sind von dichten biegsamen, und aus Rohr gemachten Faden. Die Pfeile kurz, dünne und von hartem Holze. Im Kriege haben sie auch kleine Aexte, die den Hackmessern nicht unähnlich sind. Das Eisen daran ist sehr blank, der Griff sehr kurz, und mit einer Schlangenhaut gezieret. Sie sollen sich derselben bedienen, um die Pfeile des Feindes damit aufzufangen. Endlich haben sie auch kurze Dolche, die sie in einer Scheide von Schlangenhaut tragen, und welche die Form eines Messers haben.

Sie halten die Beschneidung, ein Gebrauch, der ihnen mit einigen andern Völkern gemein ist, die niemals die Juden gekannt haben. Von Kindheit an bezeichnen sie sich das Gesicht mit der Spitze eines Messers. Das Volk geht fast nackend, und trägt nur um die Lenden ein Stück Zeug. Die Vornehmen haben lange Röcke von Seide oder Leinewand; und ihre Frauen kleiden sich von den Schultern bis auf die Füsse mit eben den Zeugen. Die gemeinen Weiber tragen nur eine Schürze, welche von den Lenden herunter hängt. Die Sprache dieses Königreiches ist von der Kongoschen gänzlich unterschieden.

Bokka Meala, eines von den drey Königreichen, die den Jaggaern zugehören, liegt gegen

gegen Mittag von Anziko. Lopez giebt ihm ohngefehr hundert Meilen von Westen bis Osten, und dreymal so viel von Norden bis Süden. Alles, was von diesem Lande berichtet wird, ist, daß die Hauptstadt gleiches Nahmens nahe an den Grenzen von Loango liegt, von welchem Königreiche wir im folgenden Kapitel reden werden.

Matamba, eine alte Provinz von Angola, die in den letzten Zeiten von den Jaggaern unter das Joch gebracht wurde, erstreckt sich auch mehr gegen Süden. Lopez hält sie für ein großes Königreich. In demselben regierte die berüchtigte Anna Zinga, eine Tochter des Königes von Kongo, die so lange Zeit den Krieg wider die Portugiesen behauptete.

Kassangi, ist ein andrer sehr weitläuftiger Staat, der von den Jaggaern abhängt, und gegen Morgen und Mittag an Matamba stößt. Einer von meinen angeführten Schriftstellern versichert, daß er sich gegen Morgen bis an die Grenzen von Monomotapa und Mono-Emugi erstrecke. Gewiß ist es, die Jaggaer haben in dem Innersten von Afrika unermeßliche Länder, und machen ein sehr mächtiges Volk aus. Sie besitzen, nach einigen Skribenten, einen beträchtlichen Theil selbst von Mono-Emugi, einem von den östlichsten Königreichen des festen Afrika, und erstrecken sich von der westlichen Seite bis **Sierra Leona** in Guinea. Wenn wir blos von den Einwohnern

von

von Kassangi reden, so werden sie durch den großen Fluß Käneni von Matamba und Benguela getrennt. Man kennt nur eine von ihren Städten, welche auch Kassangi heißt, und die gegen Norden, nahe an den Matambaschen Grenzen, liegt. Ein mächtiger Fürst residirt in derselben, welchen einige Schriftsteller den **großen Jagga** nennen. An der Süderseite findet man die Länder der **Jaggas Kokoques**, die Provinz **Obila**, und die Landschaft **Muzumbo Akalunga**. Das ist alles, was man von diesem großen Lande weiß.

Der Nahme Kassangi ist auch ein Ehrentittel, womit die Jaggaer dieses Strichs ihren Fürsten belegen und der nach einigen Schriftstellern, dem Nahmen **großer Herr** entspricht. Das jährliche Geburthsfest dieses Fürsten feyert man auf eine sehr wunderliche Weise. Alle seine Unterthanen versammlen sich in einer großen Ebne, wo sie sich in einen Kreis stellen und in der Mitten einen großen Platz lassen, der mit vielen Bäumen besetzt ist, auf denen man eine gewisse Anzahl Logen für den großen Jagga und seine vornehmsten Hofleute baut. In einiger Entfernung bindet man an den Stamm eines Baums einen von den grimmigsten Löwen, und, nach gegebenen Zeichen, läßt man ihn im Kreiße loß, und hauet ihm den Schwanz ab, um seine Wuth noch mehr zu reitzen. Die Schwarzen drengen sich mit eben solcher Hitze auf ihn zu, greifen ihn ohne Gewehr an, und halten es für

eine Ehre, unter den Augen ihres Regenten, bey diesem Streite umzukommen. Der Löwe tödtet in der That auch viele davon, ehe er von der Menge übermannt zu Boden fällt. Die Ueberlebenden essen die Todten, und bezeugen ihre Freude durch vielfältiges Jauchzen.

Die Jaggaer sind gemeiniglich von großer Statur, agatschwarzer Farbe und unförmlicher Gestalt. Ihre Häßlichkeit vermehren sie noch durch die Narben, die sie sich mit einem heissen Eisen in die Backen brennen, und durch ihre Fertigkeit, nur das Weisse der Augen zu zeigen, wenn man ihnen in das Gesicht sieht. Sie sind ganz nackend und alle ihre Manieren sind barbarisch.

Viele ihrer Zünfte führen in den Wäldern ein unstätiges Leben, ernähren sich blos von Rauben und Plündern, und haben weder König noch Oberhaupt, das sie regierte. Alle Reisende, die dieses wilde Volk gekannt, versichern, daß es von Menschenfleische lebe. Battel, der sechszehn Monathe in den Diensten eines dieser Fürsten, mit Nahmen **Kalandula**, stand, sagt, daß sie es dem Rind- und Schöpsenfleische vorzögen, ob gleich dieses Vieh in ihren Ländern sehr gemein ist. Lopez und Merolla bestätigen diese nehmliche Erzählung, und solche übereinstimmende Zeugnisse würden entscheiden, wenn man nicht manchmahl in eben diesen Schriftstellern abgeschmackte Fabeln fände.

Der Wurfspieß und der Dolch sind ihre ordentliche Waffen; doch bedienen sie sich auch dabey lederner Schilder, die ihren ganzen Leib bedecken. In ihren Lägern pflanzen sie sie rings um sich und machen daraus gleichsam eine Art von Wall. Sie lagern sich niemahls an einem Orte, ohne sich zu verschanzen, und wenn es auch nur auf eine Nacht wäre. Diese Befestigungswerke errichten sie von gefällten Bäumen in einem runden Umfange, wo zwölf Thore angelegt werden, davon an jedem ein Hauptmann die Wache hat. Das Hauptquartier ist in der Mitte in einer besondern Verschanzung. Die Hütten der Soldaten stehn dichte an einander. An die Thüre stellen sie ihre Bogen, Pfeile und ihre übrigen Waffen.

Man versichert, die Jaggaer von Kassangi achteten das Gold nicht, ob sie es gleich im Ueberflusse unter dem Sande in einem ihrer Flüsse fänden, der nicht weit von der Kuhbay fließet. Diese Völker sind nur an den Oertern gern, wo Palmbäume wachsen, weil sie auf den Saft und die Früchte dieser Bäume über alle Maßen begierig sind. Ihre Weise, den Saft daraus zu drücken, ist folgende: sie hauen sie bey der Wurzel nieder und lassen den Stamm zehn bis zwölf Tage auf der Erde liegen, nach diesen bohren sie zwey viereckigte Löcher hinein, aus welchen sie Morgens und Abends drey bis vier Quart Saft schöpfen. Jeder Baum giebt dieses Maaß sechs und

zwan-

zwanzig Tage hindurch. An allen Orten, wo sich die Jaggaer einige Zeit aufhalten wollen, fällen sie also die Palmbäume, um sich Getränke zu verschaffen, und ruiniren in kurzer Zeit ein ganzes Land. Sie säen und pflanzen niemals, und geben sich nicht einmal Mühe, Heerden aufzuziehen; zur Erntenzeit fallen sie bey ihren Nachbaren ein und plündern, und tödten alles Vieh, das ihnen aufstößt.

Die Weiber räuchern sich mit Bisam und zieren ihr Haar mit Muscheln. Battel versichert, sie rissen sich, um artig zu scheinen, zwey Zähne oben und zwey unten heraus. Ohne dieses Opfer müßten sie es aufgeben, den Mannspersonen zu gefallen, welche sonst mit ihnen weder essen noch trinken wollen. Ihre Arme, ihre Beine und ihr Halß wimmeln ganz von Ringen. Sie sind äusserst fruchtbar; aber wenn sie in Lägern niederkommen, so ermorden die Männer die Kinder, um sich die Mühe zu ersparen, sie aufzuziehen. Diesen Verlust ersetzen sie dadurch, daß sie auf ihren Märschen eine große Anzahl junger Mädchen und Knaben erziehen, und sie mit solcher Sorgfalt, als wenn es ihre eigne Kinder wären, ernähren, da sie die Aeltern schlachten und verzehren. Sie hängen diesen Gefangenen ein Halsband um, und die Knaben tragen dieses Zeichen der Knechtschaft so lange, bis sie einen Feind getödtet und das Haupt dem Groß-Jagga gebracht haben, alsdenn sind sie keine

Skla-

Sklaven mehr und werden zu Gonso oder Soldaten erklärt.

Auf diese Weise bekommen die Jaggaer ihre vornehmsten Rekruten. Battel, der sechszehn Monathe in einem Lager dieser Wilden lebte, erfuhr, daß es nicht zwölf wahre Jaggaer noch vierzehn bis funfzehn Weiber aus dieser Nation mehr unter ihnen habe. Sie waren ein Ueberbleibsel von Räubern, die aus Sierra Leona vor mehr als funfzig Jahren unter der Anführung eines Oberhaupts, mit Nahmen **Elembe**, gekommen waren, der sich mit seinem Heere in dem Königreich Benguela niederließ. Ihre Armee, die im Anfang aus zwölftausend Mann bestund, hatte sich mehr als einmal erneuert. Kalandula war dem Elembe in der Würde eines Groß-Jagga gefolget. Er beobachtete unter seiner Armee scharfe Mannszucht. Diejenigen, die sich bey einer Aktion nicht wohl hielten, wurden zum Tode verdammt, und von ihren Kammeraden aufgezehrt. Tag täglich stieg der General auf ein Gerüste, und hielt an seine Soldaten eine Rede, um ihnen Muth einzuflößen. Sein Schmuck hatte etwas Sonderbares. Er trug lange Haare, die mit vielen Reihen von Muscheln ausgeziert waren, ein Halsband von **Masos**, kleines schätzbares Muschelwerk, welches man an der Küste von Benguela fischet. Um die Lenden und dicken Beine eine Binde von Palmenzeug, von der Straußeneyer herunterhingen. Ein zwey Zoll langes Stück

Kupfer

Kupfer gieng ihm mitten durch die Nase, und an den Ohren trug er diesen nehmlichen Schmuck: Sein Gesicht war weiß und roth geschminkt, und sein Körper, welchen er alle Tage mit Menschenfett rieb, war mit Einschnitten gezeichnet, die gewisse Figuren vorstellten. Er hatte zu seiner Aufwartung zwanzig bis dreyßig Weiber, welche unter andern Ehrerbietungszeichen, die sie ihm erwiesen, allemal wenn er trank, auf die Knie fielen, in die Hände schlugen und einige Lieder sungen.

Dieser Groß-Jagga unternahm keine wichtige Sache, ohne seine Götter, denen er menschliche Opfer brachte. Er verrichtete es allezeit vor Aufgang der Sonne, indem er auf einen Schemmel saß, und das Haupt mit einer Mütze bedeckt hatte, die mit vielen Pfaufedern gezieret war. Zwey Priester stunden ihm zur Seite, vierzig bis funfzig Frauen machten um ihn einen Kreis und hielten in ihren Händen einen Zebraschwanz, welchen sie unter ihrem Singen schwungen. Hinter denselben waren viele Musikannten, die mit ihren Instrumenten ein verworrenes Getöse machten. Mitten in den Kreise zündete man ein großes Feuer an, in welches aus einem irrdenen Gefäße weisser Staub gestreuet wurde. Die Priester nahmen diesen Staub, und bedienten sich desselben mit großen Ceremonien und mahlten die Stirne, die Schläfe, die Brust und den Leib des Groß-Jagga. Hernach brachten sie ihm seine Basengala, ein

Gewehr

Gewehr wie eine Axt, und empfohlen ihm, seiner Feinde nicht zu schonen, weil sein Mokisso bey ihm wäre. Einen Augenblick darauf stellte man ihm einen Knaben vor, den er mit seiner Axt tödtete. Er schlug mit diesem nehmlichen Gewehre vier Männer, und wenn sie nicht von dem ersten Hiebe starben, so führte man sie auffer dem Lager, um sie vollends hinzurichten. Bey eben diesem Opfer schlachtete man zehn Kühe und eben so viel Ziegen und Hunde. Mit ihrem Blute wurde das Feuer benetzt.

Die Leichbegängnisse der Jaggaer sind eben so barbarisch, als ihre Opfer; denn man gräbt mit dem Todten zwey von seinen Weibern ein, die sich ihm zur Seite legen müssen.

Fünftes Kapitel.

Einwohner von Loango.

Erster Artickel.

Beschreibung des Königreichs Loango.

Dieses Land ist ein wenig bekannter. Gegen Mittag grenzet es an Kongo und erstreckt sich von der Nordseite bis nahe unter die Linie. Die merkwürdigsten Gebiethe

darinne

darinne sind Gobbi, Sette, Mayomba, Piri, Kilongo, das eigentliche genannte Loango, Bongo, Kango, Kakongo, und Angoi. Sie liegen auf der Küste und daher haben wir auch von ihnen etwas deutlichere Begriffe.

Gobbi ist in dem nordlichsten Theile und erstreckt sich von dem Vorgebürge **Lopez Gonsalvo** ungefähr bis an einen halben Grad der Linie. Es ist ein Land voller Flüsse und Seen, welche die Einwohner mit Booten beschiffen. Die Hauptstadt liegt eine Tagereise vom Meere. In den Flüssen findet man Krokodille, Seepferde und dergleichen ungeheure Fische. Das Land ernährt wenig Vieh, und scheint mit wilden Thieren erfüllt zu seyn. Die Völker in diesem Striche sind so wenig eifersüchtig, daß es eine von ihren ersten Höflichkeiten ist, die sie einem Fremden erzeigen, ihm ihre Weiber anzubieten. Der Ehebruch setzt die Negerinnen keinem Tadel aus, sondern zieht ihnen viele Lobeserhebungen zu. Unterdessen haben die Männer doch eine unumschränkte Gewalt über ihre Weiber, und begegnen ihnen gemeiniglich mit der äussersten Härte. Doch dieses sollen sie so gewohnt seyn, daß sie sich über die wenige Liebe ihrer Männer beklagen, wenn sie selten von ihnen geschlagen werden.

Sette liegt Gobbi gegen Süden. Diese Gegend, welche von einem Flusse gleiches Nahmens gewässert wird, hat einen großen Ueberfluß an rothem Holze, womit die Einwoh-

ner

ner einen beträchtlichen Handel auf der ganzen Küste von Angola treiben. Man sondert es in verschiedene Arten ab; und die schätzbarste heißt **Befesse.** Es ist ein Holz von dunkler Röthe und ausserordentlicher Härte.

Mazomba liegt noch weiter gegen Mittag; ist voller Wald, und bringt gar kein Getreide hervor. Es ist nichts fruchtbarer an Vieh, und die Einwohner leben blos von Wurzeln, Fisch, oder von dem Fleische der Elephanten und andrer wilden Thiere. Die Wälder sind mit einer Menge Affen und Papageyen erfüllt. Die Küste hat einen Hafen, der von einer großen Bay gebildet wird, wo die Europäer sich mit Färbeholze versehn. Daselbst sieht man eine Stadt, welche aus einer langen Gasse besteht, und so nahe am Ufer liegt, daß die Einwohner bey dem starken Anlauf des Meers gezwungen sind, ihre Häuser zu verlassen. Von der Nordseite ist ein Fluß, der dieses Sonderbare hat, daß er bey seiner Mündung sehr schmal, und nur drey bis vier Fuß Wasser tief ist, da er hingegen sehr breit und tief wird, ie tiefer er in das Land geht. Das Land Mazomba hat einen Ueberfluß an Palmbäumen und Maßholderbäumen, und die Flüsse darinn sind sehr fischreich. Es trieb sonst einen sehr starken Handel mit Helfenbein. Es wird unter dem Nahmen des Königs von Loango durch einen Schwarzen regiert, der den Titel **Mani-Bomma** führt, und dem Könige von dem Rothholze, das im Lande ver-

kauft wird, Rechenschaft ablegt; denn darinn besteht seine ganze Unterthänigkeit.

Die Einwohner nennen sich **Marombaer** und lassen sich beschneiden. Sie haben eine übermäßige Leidenschaft zur Jagd und überlassen sich mit einem blinden Aberglauben allen zauberischen Streichen. In ihrer Hauptstadt ist ein Götze, mit Nahmen **Maramba**, welchen man in einen großen Korb, der wie ein Bienenkorb gemacht ist, mitten in einer geraumigen Hütte setzet, die ihm statt eines Tempels dient. Männer, Weiber und Knaben stehn seinem Gottesdienste vor, und werden nicht eher eingeweiht, als bis sie lange Proben ausgestanden haben. Man schließt sie in eine dunkle Kammer ein, wo sie zu einer strengen Fasten verurtheilt werden. Hernach giebt man ihnen Freyheit herauszugehen, aber mit dem Befehl, viele Tage hindurch ein Stillschweigen zu beobachten, ob man gleich alle ersinnliche Mittel und grausame Nachstellungen gebraucht, sie zum Reden zu bringen. Endlich führt der **Groß-Genza**, oder das Haupt der Priester, den jungen Geistlichen zum Götzen, und wenn er ihm auf die Schultern zwey Einschnitte in Gestalt eines halben Monds gemacht hat, so läßt er ihn bey dem Blute schwören, welches aus den Wunden fließt, dem Maramba treu zu bleiben. Er untersagt ihm den Genuß gewisses Fleisches, und legt ihm andre Pflichten auf, deren Verbindlichkeit, nach der Meynung der Schwarzen,

zen, so unumgänglich nöthig ist, daß man sich derselben nicht entledigen kann, ohne sich den schrecklichsten Züchtigungen auszusetzen. Das Zeichen der Aufnahme ist eine kleine Schachtel, welche der junge Geistliche an seinen Hals hängt, und worinn sich einige Reliquien von dem Maramba befinden. Der Statthalter des Lands geht ohne Vorhertragung einer Statue, die diese Gottheit vorstellt, niemals aus. Trinkt er Palmenwein, so gießet er die erste Schale zu den Füssen des Götzen, und reichet ihm auf gleiche Weise den ersten Bissen von seinen Speisen.

Das Gebiethe **Piri** erstreckt sich gegen Südost von Mazomba. Es hat vortreffliche Weiden, welche mit einer wunderbaren Menge von Vieh angefüllt sind, wovon die Einwohner den hauptsächlichsten Unterhalt haben. Das Land ist sehr eben, und das Gebüsche gar nicht selten, es bringt auch eine große Verschiedenheit an Früchten hervor. Die Schwarzen, die sich daselbst niedergelassen, heissen **Muviriſers** oder **Muviris**. Es ist eine geruhige und glückliche Nation, die vergnügt lebt.

Wenn wir weiter gegen Mittag gehn, so treffen wir **Kilongo** an, welches andere Bilongo und einige **Kalongo** nennen. Es ist die größte Provinz des Königreichs, und so wohl bevölkert, als breit. Das Land ist eine Mischung von Hügeln, Thälern und Ebnen, welche überhaupt von großer Fruchtbarkeit

sind. Man sammlet hier viel Getreyde und Honig, und treibt einen großen Handel mit Elephantenzähnen. Zwey kleine Dörfer, die am Ufer des Meers liegen, zeigen den vornehmsten Hafen des Landes an. Quelles und Nombo sind zwey Flüsse, die es bewässern. Dieser Strich, welcher sonst einen freyen Staat ausmachte, ist nun eine Provinz vom Königreiche Loango worden. Dem ohngeachtet aber haben die Schwarzen das Recht behalten, ihren Manibelor, oder Statthalter, der unumschränkt lebt, zu wählen, ob er sich gleich für einen Vasallen des Königs von Loango bekennet. Seine Unterthanen sind ungesittet und barbarisch.

Das eigentliche Loango liegt gegen Süden von Kalongo. Battel zählt darinn vier Herrschaften, und nennt sie Kabongo, Salage, Bock und Kaye, deren sehr ebner Erdboden so wohl an Früchten, als an Getreyde fruchtbar ist. Man verfertigt daselbst verschiedene Palmenzeuge und rühmt nicht wenig den Fleiß der Einwohner. Mitten in diesen vier Hauptdistrikten liegt die Hauptstadt, sie heißt auch Loango oder Baza Loangiri, und ist von dem Könige zur Residenz erwählt. Sie lieget eine Meile vom Meere, mitten auf einer großen Ebne. Ihr Umfang ist beträchtlich, und ihre, obgleich unregelmäßigen, Gassen von besonderer Nettigkeit. Man sieht hier lange Spaziergänge von Palmen, Masholder- und Banasbäumen, welche der Stadt so wohl

zur Ergötzung, als zur Zierde dienen. In der Mitte ist ein schöner Platz davon das Königliche Schloß eine Seite einnimmt, woran eine Gasse stößt, in der eine Menge Schwarze, so wohl aus der Stadt, als auch aus der herumliegenden Gegend, sich alle Morgen versammlen, und Palmenzeuge, Federvieh, Fische, Oel, Getreyde und andre Lebensmittel verkauffen. An diesem Orte feyert man die öffentlichen Feste, und der König hält Kriegsrath daselbst. Man sieht auch hier einen berühmten Götzen mit Nahmen **Mokisso zu Loango.**

Das Schloß des Königs nimmt so einen großen Platz ein, als die gewöhnlichen Städte des Landes. Er hat in seinem Serail hundert und funfzig Weiber, die in einem besondern Theile des Schlosses wohnen, und wohin bey Lebensstrafe keine Mannsperson kommen darf. Der Regent, zur Zeit des Battel, im Jahre 1589, hatte vier hundert Kinder von seinen Beyschläferinnen gehabt.

Alle Häuser der Privatpersonen sind beynahe von einerley Form, und ein jedes Haus hat nur zwey oder drey Kammern. An der Großen ihren befindet sich ein größrer Hof, der mit einem Zaune von Schilf oder Palmenzweigen umgeben wird, und sieben bis acht freystehende Hauptgebäude einschließt. Die gewöhnlichen Mobilien der Schwarzen bestehn in einigen töpfernen Gefäßen, Flaschen, Matten, welche statt der Betten dienen, Körben,

worinnen sie ihre Kleider verwahren, und anderm Geräthe von wenigem Werthe.

Diese Hauptstadt hat einen schönen Hafen, welcher Konga heißt. An diesem letzten Orte verehrt man zwey alte Götzen, davon einer Chikokko, und der andere Gomberi genennet wird. Chikokko hat zu seinem Tempel eine kleine Hütte, die auf dem Wege nach dem Meere zu lieget. Alle Schwarzen, welche da vorbeygehen, begrüssen den Götzen mit einem Händeklatzschen. Die Kaufleute und Künstler bringen ihm Opfer, um seine Gunst zu erhalten. Battel versichert, daß diese Gottheit oft die Schwarzen bey Nacht beunruhige, und ihnen eine Art von Entzückung verursache, die drey Stunden daure. Jedes Wort, welches sie in dieser Raserey ausstoßen, wird für eine Eingebung des Gottes gehalten. Die Priester, die ihm dienen, bestreichen seine Statue mit einer rothen Farbe, Tekkola genannt, welche sie aus einem Holze machen, dessen ich oft erwehnt habe. Die Einwohner mahlen sich auch damit den Leib vom Kopfe bis auf die Lenden.

Gomberi ist eine weibliche Gottheit, die, nach der Tradition ihres Landes, von selbst in dem Hafen Konga kam, um bey dem Chikokko zu wohnen. Man feyert ihr zu Ehren ein jährliches Fest mit übermäßigem Saufen. Die Trummeln und Trompeten ertönen in der ganzen Stadt, und die Priesterin läßt aus

der

der Erde eine Stimme hören, die die Neger für der Gomberi ihre halten.

Zwey Meilen von der Hauptstadt liegt die Stadt **Longeri**, wo die Könige ihr Begräbniß haben. Der Ort, worinn diese Gräber eingeschlossen sind, ist mit Elephantenzähnen umgeben, welche wie dicke Pfähle in die Erde eingegraben sind. **Kaie** ist eine andere Stadt in dieser nehmlichen Provinz, wo der vermeinte Erbe der Krone residirt.

Battel setzet gegen Osten und Nordosten von Loango zwey andere Provinzen, die er **Bongo** und **Kango** nennt. Sie erstrecken sich, wie er sagt, bis an die Grenzen des Königreichs Makokko und Anziko. Bongo hat einen großen Handel mit Eisen, Helfenbein und Palmenzeuge. Kango, ein Land voller Gebürge und Felsen, hat vortreffliche Kupfergruben. Man findet auch daselbst eine große Menge Elephanten, die höher und stärker sind, als in den benachbarten Gegenden. Die Stadt Loango bekommt auch daher den größten Theil von Helfenbein, das sie an die Europäer verkauft.

Kakongo und Angoi sind die südlichsten Provinzen des Königreichs. Merolla gestehet, daß er in allen Ländern die er in Afrika gesehn, keine angenehmere Gegend gefunden, als diejenige von Kakongo, und daß alle Fremde davon eben so urtheileten. Die Lage zwischen den drey sehr besuchten Hafen, nehmlich von Loango, Kapinda und Kakongo selbst, verschaf-

fen alle erſinnliche Bequemlichkeit und machen den Handel ſehr blühend.

Angoi iſt die Grenze vom Königreiche Kongo, und die Hauptſtadt darinnen heißt Benankoi. Dieſe Provinz hat den Tittel eines Königreichs. Sie wird von einer wilden Nation bewohnt, die dem Aberglauben, der Zauberey ergeben, wider das Chriſtenthum ſehr eingenommen, und gleichergeſtalt ein Feind der Könige von Kongo und Loango iſt, unter deren Joch ſie ſich zu verſchiedenen Zeiten hat ſchmiegen müſſen. Kapinda iſt der Nahme einer Stadt dieſer Gegend, und hat einen vortrefflichen Hafen, der an dem Fluſſe Zaire liegt, und von den Europäern ſtark beſucht wird. Die Engländer hatten zu Anfange dieſes Jahrhunderts eine Faktorey. Die Häuſer des Ortes ſind alle elend bis auf das Haus des Makirka, welcher einer der vornehmſten Officiers des Landes iſt.

Der Boden iſt wenig angebaut und die Einwohner halten, wegen ihrer auſſerordentlichen Faulheit, kein ander Vieh, als eine kleine Anzahl Schweine. Die Papageyen und Affen befinden ſich hier in ſehr großer Menge. Die Küſten ſind ganz mit Auſtern bedeckt, welche in verſchiedenen Haufen über einander liegen, und die man für kleine Felſen halten ſollte. Das Meer iſt ſo fiſchreich, daß die Schwarzen ihre Hauptbeſchäftigung davon machen. Ihre

Boote sind ihnen hinlänglich; denn sie entfernen sich niemals vom Ufer. Sie bedienen sich großer Netze, die von einer weichen Wurzel verfertiget werden, welche sich, wie Hanf, spinnen läßt. Anstatt Lüttich binden sie daran in einer gewissen Entfernung lange Röhre, deren Bewegung sie leitet.

Die Afrikaner dieser Landesstriche haben keine andere Kleidung, als eine Art einer Schürze, wobey noch einige, ein Stück Kattun über die Schultern tragen. Um den Hals haben sie ein kleines Horn, welches ihnen bis an die Brust hängt, und welches sie mit einem geweihten Oele, das sie von ihren Priestern erhalten, im vollen Monde sorgfältig salben. Die Personen vom Stande sind, wie unsere Mönche geschoren, und die Königin läßt sich auch das Haar abscheeren, und blos eine Krone mit kleinen Haarbüschelchen in der Mitten stehen. Andere legen es gegen die Stirne und den Nacken spitzig zu, und schneiden alle andere Haare ab, die sie nicht auf diese Weise gewöhnen können.

Unter andern besondern Gebräuchen bey den Schwarzen, bemerket man, daß die Prinzeßinnen vom königlichem Geblüte sich selbst ihre Gemale erwählen, und dabey blos ihrem Geschmack, ohne Rücksicht auf die Geburth, folgen; aber sich über dieselben eine unumschränkte Gewalt bedingen. Die Weiber, die

einwilligen, daß ein Fremder bey ihnen wohne, dürfen ihm auch nicht die ersten beyden Nächte ihre Gunstbezeugungen versagen. Dieß Volk, im höchsten Grade abergläubisch, betet verschiedene sehr tölpisch ausgearbeitete Götzen an, die gemeiniglich vor die Hausthüren gesetzt werden, und davon einige fünf bis sechs Fuß hoch sind. Es ist der allgemeine Gebrauch, sie den ersten Tag des Neumonds mit rothem Staube zu reiben. So bald an eben diesem Tage der Mond aufgeht, so werfen sich die Schwarzen zur Erde, schlagen in die Hände und schreyen: **Könnte doch mein Leben sich eben also erneuern, als du dich erneuerst.**

Doch genug hievon! Wir wollen nun zur Naturgeschichte dieser Gegend schreiten.

Zweyter Artickel.

Produkte von Loango.

Das Land soll hier drey Erndten gewehren, wenn es wohl gepfleget wird. Die Einwohner brauchen zum Feldbau kein ander Instrument, als eine Kelle, welche aber holer und breiter als unserer Maurer ihre ist. Man sammlet vier Arten von Getreide in diesem Lande. Das erste, welches Massanga genannt wird, und dem Hanfkorne gleicht, wächset auf einem Stengel in der Größe des Rohrs,

und

und trägt eine einen Fuß lange Aehre. Das andere mit Nahmen, Massanebala, ist so groß, wie unsere Trespe. Es wächset auch wie Schilf, und ist von solcher Fruchtbarkeit, daß ein Körnchen vier bis fünf Stengel hervorbringt, die sechs Fuß hoch sind, und davon jedes, nach dem Ausdrucke des Geschichtschreibers der Reisen, eine halbe Kanne Korner in einer Aehre hat. Das dritte wächset wie Grashalmen, und wie unser gewöhnliches Korn, und trägt auch Körner, die dem Hirsesaamen gleichen. Diese Art wird am meisten geschätzt. Alles was man bey der vierten Art bemerkt, ist, daß sie sich nicht von dem Guineischen Weizen unterscheidet, und daß die Einwohner weniger daraus machen, als aus den andern dreyen.

Ihre Erbsen sind von guter Beschaffenheit, und überhaupt größer als die unsrigen. Es giebt einige davon, deren Schoten sich unter die Erde verbergen. Dapper redet von einer Art, die die Größe unserer Bohnen haben, und auf acht bis neun Fuß hohen Bäumen in sehr dicken Schoten wachsen.

Maniok, daraus die Neger ihr tägliches Brod machen, Toback, Baumwolle, Pfeffer, Kolanüsse, von denen ich anderswo geredet habe, Zuckerrohr und Kaßia sind hier sehr gemein. Man findet hier auch Scharlachbeeren aber in geringer Menge. Pomeranzen, Limonien und Kokosnüsse sind sehr selten; allein das Land hat einen großen Ueberfluß an

Patates

Patates Ignames, Kürbissen, Bananas und andern Früchten. Unter den Produkten dieser letztern Art merkt man vornehmlich den **Mi=langa**, welcher eine saftvolle Frucht hat, und die **Melandewurzel**, die ihre Blätter um den Stamm der Bäume windet, und so wie der Hopfen in die Höhe steigt.

Der **Metamba** und **Alikonde**, Arten von Palmbäumen, sind die merkwürdigsten von den Bäumen der ersten Größe. Der Stamm des Metamba giebt, vermittelst der Einschnitte, einen geistigen und angenehmen Saft, welcher wie Wein ist. Aus seinen Aesten verfertiget man Pfäle, Latten und Bettholz. Seine Blätter dienen nicht allein zum Dachdecken, sondern auch Zeuge daraus zu machen, womit sich jedermann kleidet. Die Alikondes verschaffen beynahe eben diese Bequemlichkeit. Man sieht davon solche dicke, daß zwölf Personen, wenn man dem Battel glauben darf, nicht einen Stamm umfassen würden. Seine Blätter breiten sich, wie bey den Eichen aus, und geben den dicksten Schatten. Einige davon sind hohl, in welchen sich das Regenwasser sammlet, und zwar, wie man sagt, auf die dreyßig bis vierzig Tonnen. Das ist ein großes Hülfsmittel für die Reisenden, und manchmal für die Armeen. Man setzt hinzu, viele dieser Bäume wären unten am Fusse hohl, und man triebe Heerden Schweine hinein, um sie für der Sonnenhitze zu bewahren. Ihre drey

Fuß

Fuß lange Frucht hat einige Gleichheit mit dem Kürbiß. Die Schalen braucht man zu Gefäßen. Die innere Rinde, wenn sie wohl geschlagen und befeuchtet wird, ist sehr gut zum spinnen, und auch feiner und dauerhafter, als der Hanf. Die Schwarzen haben die Gewohnheit, an die Gipfel dieser Bäume eine Art von hohlem Holze zu hängen, welches alle Jahr von Honig voll wird, welches sie mit großen Freudensbezeugungen herausnehmen, nachdem sie die Bienen mit Hülfe des Rauchs vertrieben haben.

Das Land nährt eine wunderbare Menge Elephanten. Man findet hier auch etliche Zebras, oder wilde Esel. Die Böcke und Ziegen sind die gemeinsten zahmen Thiere. Unter vielen Arten von Vögeln sieht man einen, der dicker, als der Schwan, und von einer sehr ähnlichen Gestalt mit dem Reiger ist. Er hat große Füsse, einen langen Hals, schwarze und weisse Federn; die Mitte des Leibes ist von Federn entblößt, und man glaubt, daß er sie sich selbst mit seinem Schnabel herausreisse. Lopez unterscheidet ihn gar nicht vom Pelikan.

Dapper versichert, daß alle Schwarzen, wenn sie gebohren würden, eine mehr weisse als schwarze Farbe hätten; aber daß sie in einer Zeit von zwey Tagen vollkommen schwarz würden. Manchmal zeugen die Aeltern solche weisse Kinder, als die Europäischen, und diese behalten ihre Weisse stets.

Der

Der Verfasser fügt hinzu, daß diese weissen Schwarzen graue Augen, ein blondes, oder rothes Haar, und ein sehr schwaches Gesicht hätten, daß ihre Weisse, nach der Meynung einiger Leute, eine Würkung der Einbildung der Mütter wäre, so wie es oft geschiehet, daß viele weisse Weiber von dem Gesicht der Schwarzen zu sehr gerührt werden, und schwarze Kinder auf die Welt bringen, und daß diese Weissen von beyden Geschlecht ganz unfähig zur Zeugung sind. Wir haben anderswo angemerket, diese wenig natürliche Weisse sey die Würkung einer innerlichen und unheilbaren Krankheit. Die Reisenden haben Männer von dieser Art nicht allein unter den Schwarzen von Afrika, sondern auch in der Insel Borneo, in dem neuen Guinea und in einigen andern Gegenden Indiens gefunden. Die angeführten Skribenten berichten uns ferner, die weissen Schwarzen von Loango nennten sich **Dondos**, wären im Lande sehr geehret, besorgten die meisten gottesdienstlichen Ceremonien, und die Verfertigung der Götzen; hätten unter vielen geniessenden Privilegien, das Recht, sich in Gegenwart des Königs zu setzen, und sich auf den Märkten umsonst alle nothwendige Lebensmittel geben zu lassen.

Dritter Artickel.

Von der Regierung und den Gebräuchen.

Merolla behauptet, daß besagte Gegend von Alters her unter dem Königreiche Kongo gestanden, und daß sie nur den Titel eines Königreichs der Eroberung eines Statthalters zu verdanken habe, welcher sich wider sein Oberhaupt auflehnte, und sich zum Könige ausrufen ließ. Lopez scheint diese Erzählung zu bestätigen, und setzt noch hinzu, daß diese Eroberung nicht alt sey. Dapper versichert, ohne den angeführten Aufruhr zu erwehnen, daß das Land vor Zeiten in viele Länder getheilt gewesen wäre, davon jedes sein besonderes Oberhaupt gehabt hätte. In der Folge der Zeit gelung es einem schwarzen Prinzen aus der Familie **Lexi**, in der Gegend von Kakongo, diese verschiedene Oberhäupter sich unterthänig zu machen, und er errichtete dadurch eine mächtige Monarchie. Der Verfasser merkt die Epoche dieser Revolution nicht an, und läßt sich über die Geschichte der Könige von Loango in keine umständlichere Beschreibung ein.

Diese Könige werden, wie die Götter, verehret, und führen auch in der That den Titel **Samba** oder **Pango**, welches **Gottheit** bedeutet. Das Volk beredet sich, daß sie, nebst noch andern übernatürlichen Eigenschaften, die Macht besäßen, Regen vom Himmel fallen zu

lassen.

lassen. Sie wenden sich also auch in einer gewissen Jahrszeit, wenn das Land des Wassers bedürftig ist, an sie; jeder bringt ihnen da ein Geschenk und die ganze versammlete Nation beschwöret sie, ihnen unverzüglich diese Gnade zu gewähren. Der König setzt zu dieser großen Ceremonie einen Tag an. Alle Vornehmen erscheinen bewaffnet, unter Begleitung ihrer Leute, vor ihm. Sie machen in seiner Gegenwart verschiedene Kriegesübungen, und endigen sie mit Beschwörung ihrer Treu auf den Knien. Hernach befiehlt der Prinz seinen Kunstpfeifern, die Trompeten und Trommeln hören zu lassen. Diese Trommeln sind wunderbar groß, und die Trompeten von ausserordentlich großen Elephantenzähnen, die hohl und mit vieler Kunst poliret sind. Nach diesem schrecklichen Concert steht der König auf, und schießt einen Pfeil gen Himmel. Regnet es diesen Tag, so überläßt sich das Volk dem Ausbruche seiner Freude, und bestärkt sich um desto mehr in der abergläubischen Ehrfurcht, welche es für seine Monarchen hat.

Der König ist gemeiniglich in einem Europäischen Zeuge gekleidet. In der linken Hand trägt er ein Fell von einer wilden Katze, in Form eines Ermels, doch an einem Ende zugebunden. Die Großen haben den Vorzug auch dergleichen Fell zu tragen. Er ißt allezeit allein, und hat nicht einmal einen Bedienten zur Aufwartung, weil ein altes Gesetz bey

Lebens-

Lebensstrafe verbietet, seinen Mahlzeiten beyzuwohnen. Dieses Gesetz ist so strenge, daß man bey Uebertretung desselben, auch wenn sie ohne Vorsatz geschiehet, einer unvermeidlichen Strafe ausgesetzt ist. Dapper erzählet, daß ein Kind von sieben bis acht Jahren, der Sohn eines Vornehmen vom ersten Range, zum Tode verdammet worden sey, weil man es im Speisesaal, während der Tafel des Königs eingeschlafen gefunden hatte. Man schlug ihm den Kopf mit einem Hammer ein, und die Priester benetzten mit seinem Blute die Götzen des Schlosses. Zwey Söhne des Königs, nach dem Battel und Bruno, hatten, in eben denselben Umständen, gleiches Schicksal. Dieses Gesetze soll sich sogar bis auf die Thiere erstrecken. Es gründet sich auf die abergläubische Meynung, worinn die Neger sind, daß dem Könige ein naher Tod bevorstünde, wenn ihn jemand speisen sähe, und man glaubt, das Unglück abzuwenden, wenn man die Schuldigen tödtet. Battel setzt hinzu, es geschehe manchmal, daß er in Gegenwart seiner Hofleute tränke, und daß alsdenn die Hofbedienten, die ihm den Becher reichen, das Gesicht wegwendeten, und eine Glocke rührten, um alle Gegenwärtige zu benachrichtigen, sich so lange auf die Erde zu werfen, bis er aufgehört habe zu trinken. Kein Mensch darf auch die Gerichte anrühren, die ihm aufgetragen worden, und alles, was von seiner Tafel kömmt, wird vergraben.

Nach der Mahlzeit, das ist gegen die Mittagsstunde, giebt er dem Volke Gehör, und entscheidet alle Privatstreitigkeiten und Staatssachen. Der Versammlungsort dazu ist der größte und prächtigste Saal im ganzen Schlosse. Er ist mitten in einem großen Hause, und die Vorderseite desselben ist der frischen Luft wegen offen. Der **Tial**, oder Thron ist in der Tiefe, und an jeder Seite desselben hängt ein rother und schwarzer Korb, worinn, wie die Neger sich einbilden, der König seine Schutzgeister verwahret. Dieses Gehör dauert bis zur Abendmahlzeit des Königs, und wird hernach wieder von ihm bis in die Mitternacht fortgesetzt.

Bey manchen solennen Festen zeigt sich der König öffentlich in aller seiner Pracht und Größe. Der dazu erwählte Ort ist ein grosser Platz mitten in der Stadt, seinem Schlosse gegen über. Man errichtet ihm einen Thron aus künstlich verflochtenen Weiden, und hinter denselben setzet man einen Pfeiler, an welchem sein Schild hängt, das in einigen reichen Europäischen Zeugen eingehüllet ist. Rund herum sind sieben bis acht große Fächer, welche die Gestalt eines halben Zirkels haben, und mit kleinen Hörnern ausgezieret sind, zwischen welchen Papageyenfedern stecken. Sie werden mit aller Gewalt bewegt, und machen eine sehr angenehme kühle Luft. Vor dem Throne liegt ein großer Teppich von Palmenzeug, zwanzig Faden lang, und zwölfe breit.

Der

Der König und die Prinzen vom Geblüte können auf diesen Teppich gehn, an dessen Seiten die Vornehmen in verschiedenen Reihen sitzen, einige auf der Erde, andere auf Matten, indem jeder einen Büffelschwanz in der Hand hält, den sie in der Luft herumwehen. Das Volk nimmt den untern Platz ein, und steht.

Wenn der König auf seinem Throne sitzt, so begrüssen sie ihn auf eine wunderbare Art, welche sie **Kilomba** nennen. Sie schwingen ihre Arme, und machen zwey bis drey große Sprünge vorwärts und rückwärts. Der König mit den Großen seines Gefolges strecket die Arme aus, als wenn er sie empfangen wollte; aber sie werfen sich zu seinen Füssen, und wälzen sich verschiedene Male auf der Erde herum, um ihre Demuth desto besser zu bezeugen. Unterdessen können diejenigen, welche am meisten an seiner Gnade Theil haben, nach den zwey ersten Sprüngen beyde Hände auf seine Knie legen, und das Haupt in seinen Schoß. Battel bemerkt, daß sich die Vornehmen manchmal selbst unter einander den **Kilomba** erweisen, und daß der König einigen Günstlingen dieses Ehrenzeichen zu erweisen würdige.

Der König von Loango soll nicht weniger, als sieben tausend Weiber haben. Er wählt unter denselben die klügste und erfahrenste aus, welche seine Mutter heißt, und eine unumschränkte Gewalt hat. Der Monarch muß sie in al-

len wichtigen Dingen um Rath fragen, und von ihr so abhängen, daß sie, nach der Erzählung eines Reisenden, das Recht hat, ihn zu tödten, wenn er ihr die geringste Beleidigung anthut. Die Schwarzen des Landes belegen diese mächtige Frau mit dem Nahmen **Makonda.**

Nach dem Tode des Königs kommt nicht die Krone auf seine Kinder, sondern auf seinen ältesten Bruder, und in Ermangelung derselben auf die Kinder seiner Schwestern. Die nächsten Erben, an der Zahl viere bis fünfe, können ihre Wohnung in gewissen Städten haben, die ihnen zur Appanage dienen. Also hat der vermeinte Erbe seine Residenz zu Kaie, der andere zu Bock, der dritte zu Sallage und die andern an andern Orten. Wenn der Prinz von Kaie zum Throne gelangt, so erhält der nächste Erbe seine Appanage, der folgende kommt nach Bock, der andere nach Sallage und so weiter. Die zur Thronfolge bestimmten Prinze werden von dem Volke dergestalt geehret, daß jedermann auf die Knie fällt, und seine Demuth durch Händeklatschen bezeuget, wenn sie vorbeygehen.

Unter die vornehmsten Bedienten des Königreichs zählt Dapper sechse, die mit großen Statthalterschaften bekleidet sind, und den Titel **Mani** führen, auch zu gleicher Zeit den Rath des Königs ausmachen. Jeder Kanton der Provinzen hat noch überdieß sein besonde-

res Haupt, das im Nahmen des Königes die Gerechtigkeit verwaltet.

Von den gerichtlichen Formalitäten ist die merkwürdigste die Probe, die mit einem Trank geschieht, der **Bonda** oder **Imbonda** heißt. Man macht ihn aus dem Staube einer großen Wurzel, welche man im Wasser einweichen läßt. Wenn sie lange genug gejähret, so macht sie einen so bittern Trank, als die Galle, und im Haupte erregt er solche Dünste, die die Ohnmacht nach sich ziehen. Man bedient sich ins besondere dieser Probe bey Diebstälen, Vergiftungen und Hexereyen. Die Angeklagten sind oft in großer Anzahl; denn in gewissen Fällen begnügt man sich nicht einen Menschen allein vor Gerichte zu fordern, sondern seine Anverwandten und Nachbaren, welchen ein Priester anderthalb Kannen vom besagten Tranke reicht. Hernach wirft er über sie kleine Stöckchen von Bananabaum, und saget ihnen in einem prophetischen Tone: **fallet auf die Erde, wenn ihr schuldig seyd, oder haltet euch auf euren Beinen, wenn ihr unschuldig seyd.** Alsdenn zerschneidet er die Wurzel, wirft sie auf die Erde, und befiehlt den Angeklagten, darüber mit festem Schritt zu gehen. Wenn einer das Unglück hat zu fallen, so erklärt man ihn für schuldig, und das Urtheil wird alsbald gesprochen.

Verdient das Verbrechen den Tod, so wird der Angeklagte vom Volke in Stücken zer-

zerhauen. Ist es nur ein leichtes Versehen, so muß er alsbald einen Gegengift einnehmen, der aus Menschenmist und einigen Kräutern verfertigt wird, und die Würkung des Gifts hemmt. Die Unschuldigen werden mit großen Zurufungen in ihre Hütten begleitet.

Man kann sich wohl einbilden, daß der Himmel bey dieser Gelegenheit keine Wunder thue; daß der Schwächste bey der Probe unterliegt, und daß es eine mächtige Betrügerey in den Händen der Priester werde. Battel sagt: man muß nicht zweifeln, daß der Priester in Austheilung seines Tranks partheyisch sey, und daß er denjenigen die stärkste Dose gebe, die er stürzen will: aber er thut es mit so vieler Geschicklichkeit, daß seinen Betrug niemand gewahr wird. Eben dieser Verfasser füget hinzu, es gienge nicht eine Woche vorbey, da diese Prüfungsceremonie nicht erneuert würde, und eine große Anzahl Unschuldige um das Leben brächte. Die Weiber des Königs müssen sich in ihrer Schwangerschaft eben dieser Probe unterwerfen, oder wenigstens einen Sklaven den Bonda für sich trinken lassen. Unterliegt der Sklave, so wird die Schuldige zum Feuer verdammt, und ihr Liebhaber, er sey wahr oder erdichtet, lebendig begraben. Das sind grausame Gesetze; aber sie können bey einem so abergläubischen als verdorbenen Volke ihren Nutzen haben.

Der

Der König von Loango unterhält zahlreiche Armeen, welche ihn bey allen seinen Nachbaren in Ehrerbietung halten: aber die Kriegskunst ist bey diesen Barbaren unbekannt, und ihre Mannszucht ist eben so schlimm, als der übrigen Afrikaner ihre, von denen wir geredt haben. Ihre Soldaten führen zu ihren Waffen große lederne Schilder, die fast den ganzen Leib bedecken; Zagayen, oder kurze Piquen, welche sie mit eben so vieler Geschicklichkeit, als Stärke werfen können; Dolche von einer vortrefflichen Art, und sehr scharfe Säbels.

Die Einwohner dieser Gegend heissen **Bramaer** und gleichen sehr den Kongoschen Schwarzen. Der Gebrauch der Beschneidung ist auch noch bey ihnen eingeführt. Daß sie sie nicht von den Juden erhalten haben, kann man daher beweisen, weil sie bey ihnen für keine heilige Handlung gehalten wird. Sie sind von hoher Statur, starker Leibesbeschaffenheit, unter sich sehr höflich, mehr abergläubisch, als gottesfürchtig, von unersättlichem Geitze, betrügerisch und untreu, allen Ausschweifungen der Unmäßigkeit und Liederlichkeit ergeben.

Der Schurz der Standespersonen geht bis auf die Füsse, und gleichet großen Weiberröcken. Der König und die Vornehmen haben sehr reiche, des Volks ihre aber gehen nicht bis an die Knie. Jedermann trägt über diesen Schurz ein Stück Rauchwerk, und einige haben wohl auf den Reisen sieben bis acht der-

dergleichen Stücke. Die Häute, welche diese Schwarzen **Enkeni** nennen, kosten sehr viel; aber der König hat allein das Recht, derselben sich zu bedienen. Der vornehmste Putz ihrer Kleider besteht in Büschen von Papageyenfedern, in Franzen von Löwenhaar und in prächtigen Gürteln, deren sie manchmal drey, einen über den andern, tragen. Gläserne Halsbänder, dreyeckigte Ketten, welche über die Brust hengen, helfenbeinerne Stöckchen und verschiedene Arten von Muscheln, kupferne und eiserne Ringe, machen den übrigen Theil ihres Putzes aus.

Alle ihre einheimischen Zeuge werden aus Palmfaden verfertigt, die feinsten, mit Nahmen **Libongo** oder **Bondo**, sind für den König, und für einige Große, die aus besonderer Gunst die Erlaubniß haben, sie zu tragen. Den Webern ist bey Lebensstrafe verbothen, sie andern zu verkaufen. Die **Kimbas** sind von der andern Feinheit, und sind nur zum Gebrauch der Großen. Die gemeinen sind für das Volk. Der Palmfaden kann, nach dem Battel, so lang und dichte, als man ihn haben will, gesponnen, und daraus Sammet, Atlas, Taffet, Damast und andere Zeuge gemacht werden, welche wie seidene aussehen. Da nun diese Waaren hier die gangbarsten sind, so werden sie am meisten zur Vertauschung gebraucht, welches den Verfasser verleitet zu sagen, sie dienten statt der Münze. Unter andern Landeswaaren haben die Elephantenzähne,

ne, das Kupfer, das Zinn, das Bley und Eisen den ersten Rang.

Die Einwohner von Loango kennen, nach dem Exempel anderer Schwarzen, keine Delikatesse in der Wahl der Speisen. Wenn man einige Freudentage ausnimmt, an welchen sie Thiere und Vögel schlachten, so leben sie gemeiniglich von frischen oder geräucherten Fischen, die sie mit verschiedenen Kräutern sieden lassen, und mit Palmöl, Salz und Akikikörnern würzen, denn so nennen sie den Brasilischen Pfeffer. Die Reichen essen die Fische mit Massanga, einer Art Steinbirnen, welche sie in einem Mörsel reiben, und in Wasser kochen lassen.

Die Heyrathen werden hier ohne viele Formalitäten vollzogen. Es ist genug, wenn eine Mannsperson das Mittel erfunden hat, dem Mädchen zu gefallen, und sie in sein Haus zu bringen: kaum würdigt er die Familie, nach ihrer Einwilligung zu fragen. Unterdessen giebt es doch Väter, die ihre Töchter sehr sorgfältig hüten, um sie an diejenigen zu verkaufen, die sie heyrathen wollen. Ein Mädchen, welches sich vor der Verbindung verführen läßt, muß sich mit ihrem Liebhaber vor den König stellen, und ihm seinen Fehler bekennen. Es erhält allzeit Vergebung und hat übrigens davon gar keine Beschimpfung.

Auf den Frauen beruhen die beschwerlichsten Arbeiten, so gar der Feldbau. Einer von ihren Frohndiensten ist, die Länder des Kö-

nigs zu besäen und zu bearbeiten. Der erste Tag, an dem sie dieses thun, ist ein jährliches Fest, welches man mit vieler Pracht feyert. Die Männer erscheinen um dieselben herum bewafnet, und der König ermuntert sie durch seine Gegenwart und Ermahnung. Der Tag wird mit einem Mahle, welches er ihnen giebt, beschlossen. Die Länder jedes großen Herrn werden gleichfalls von den Weibern ihrer Unterthanen bestellt. Die Männer fordern von diesem unglücklichen Geschlechte eine Unterthänigkeit, welche der Knechtschaft sehr nahe kömmt. Wenn sie ihre Mahlzeit zu sich nehmen, so stehn die Weiber in einer gewissen Entfernung davon, und essen hernach das Uebriggebliebene. Sie müssen sich zur Erde werfen, wenn ihr Mann erscheint, und allezeit auf den Knien mit ihm sprechen.

Die Leichenbegängnisse unter diesen Schwarzen haben das Besondere, daß man mit dem Todten nicht allein alle seine Geräthschaft, sondern auch ein Theil von der Geräthschaft seiner Verwandten einscharret. Die Helfte davon wird in das Grab gelegt, und der übrige Theil in tausend Stücken zerbrochen, und auf Pfählern aufgestellt. Man trägt den Körper mit eben der Schnelligkeit fort, als wenn man von einiger Gefahr bedrohet würde. Unter den vielen Geräthschaften, welche man in sein Grab wirft, befindet sich auch einer seiner Mokissos mit einem Topfe und einer hölzernen Schaufel, ein Bogen, ein Flaschenkirbis, ein

Trinkgefäß, ein Stock, eine Zagaye, Taback und eine Pfeife. Man glaubt hier, wie zu Kongo, daß fast niemand eines natürlichen Todes sterbe, und dieses barbarische Vorurtheil verursacht hassenswürdige Untersuchungen, welche gemeiniglich dazu gemißbraucht werden, daß ein Unschuldiger durch die Probe des Bonda sterben muß. Sehr merkwürdig ists, daß die Schwarzen von Loango nicht verstatten, daß ein Fremder in ihrem Lande begraben werde. Man muß den Körper an das Meer, eine Meile von dem Ufer tragen, und ihn in das Wasser werfen.

Dapper beobachtet drey Dinge bey dem Begräbnisse der Könige. Das erste, daß man einen gewölbten Keller unter der Erde baut, in welchen man den Körper setzt, der mit seinen schönsten Kleidern angethan ist, und auf einer hölzernen Bank sitzt, indem er eine Menge Möbeln und Hausgeräthe um sich herum hat. Das andere, daß man längst den Mauern eine Anzahl kleine Statuen errichtet, die die Mokissos oder die Hausgötter des verstorbenen Königs vorstellen; drittens, daß man endlich bey dieser Gelegenheit eine große Anzahl Sklaven opfert, deren Körper an den nehmlichen Ort, und zwar in ein daran stoßendes Gewölbe gelegt werden, um den König in der andern Welt zu bedienen, und von seiner Aufführung, die er in dieser hier bewiesen, ein Zeugniß abzustatten.

Die

Die Leopardenjagd ist der vornehmste Zeitvertreib der Loangoschen Schwarzen. Erscheint eines von diesen Thieren in einer Gegend, so giebt man den Einwohnern durch Trompeten davon Nachricht, und sie versammlen sich alle, es anzugreifen. Sie bewafnen sich mit Lanzen und Wurfspießen, machen einen großen Kreis um den Ort, wo das Thier seinen Stand hat, und bemühen sich, es durch ihr Geschrey und das Lermen der Trompeten und des kleinen Geschützes, aus seinem Lager herauszutreiben. Erscheint es nun in ihrem Kreise, so wird es von der Menge überwunden. Man trägt es im Triumphe in die Stadt, oder in das vornehmste Dorf, und alle die Jäger verbringen die Nacht mit Tanzen und Springen um ihre Beute. Es ermordet das Thier allezeit ein großer Herr, und die Haut wird dem Könige überschickt. Man vergräbt das Fleisch und die Eingeweide in eine tiefe Grube und die Galle wird in den Fluß geworfen, damit die Hexenmeistern die Gelegenheit nicht haben, sie zu einer schlimmen That gebrauchen zu können. Der König befindet sich oft bey dergleichen Jagden, aber man hat die Vorsichtigkeit, vor ihm ein Netze auszubreiten, welches ihn vor alle Arten von Zufällen sichert.

Die Trompeten, deren sie sich bey ihren Jagden bedienen, sind helfenbeinerne Hörner von verschiedenen Arten, und heißen Rongos. Ihre gewöhnliche Oefnung ist ohngefehr zwey Zoll und sie geben einen sehr lieblichen Ton.

Einige

Einige sind von ausserordentlicher Größe, und machen ein schreckliches Getöse. Ihre übrigen musikalischen Instrumente bestehen in Trommeln und Zimbeln. Die Trommeln, welche man **Dembes** heißt, sind von Stämmen ausgehöhlter Bäume, die mit einer Thierhaut bedecket werden, und an einem dieser Enden eine Oefnung von zwey Fingern haben. Man schlägt sie mit einem in der Rechten haltenden Stäbchen, oder mit der linken Hand, oder nur mit beyden flachen Händen. Battel stellt die Zimbeln als eine Art Schüsseln von dickem Holze vor, um welche herum paarweise Löcher von der Länge eines Fingers gegraben sind, durch welche zwey kupferne Platten gehen, die sie mit Stiften befestigen. Er fügt hinzu, dieses Instrument mache ein Geräusch, welches den Klange vieler Schellen, die um ein Rad wären, gliche.

Vierter Artickel.

Von der Religion.

Die Schwarzen haben einen sehr verwirrten Begriff von einer obersten Gottheit. Sie nennen sie in ihrer Sprache **Sambian Pongo**, und sie gebrauchen ihren Nahmen oft, ob sie ihr gleich direkte keine Ehrerbietung erweisen. Ihre Ideen über die Natur und das Schicksal der Seelen stimmen wenig überein. Die Prinzen glauben, daß ihre Seelen nach ihrem

rem Tode bestimmt sind, andern Körpern ihrer Familie das Leben zu geben. Andre halten dafür, daß die Seele mit dem Körper auf ewig stürbe; aber der größte Haufen glaubt ein ander Leben. Einige setzen die Seelen ihrer Familie in den Rang ihrer Schutzgötter, und errichten ihnen unter dem Dache ihres Hauses eine Kammer, wo sie ihnen die ersten ihrer Speisen opfern. Andere endlich vermeynen, daß sie ihre Wohnungen unter der Erde haben.

Sie besitzen eine große Anzahl Götzen, in deren Verehrung sie das Wesen ihrer Religion bestehen lassen. Einige haben eine unumschränkte Gewalt über den Donner, die Winde und Jahrszeiten. Man wendet sich an sie, um eine glückliche Ernte zu erhalten, man stellt sie auf das Feld, und sie thun den Dienst einer Vogelscheuche. Andere sollen der Fischerey, dem Futter der Thiere, dem Glücke, der Erhaltung des Gesichts, der Gesundheit, der Beine u. s. w. vorstehen: mit einem Worte sie haben Götter zu allen Bedürfnissen.

Diese Götzen, die den allgemeinen Nahmen Mokisso führen, sind von verschiedenen Gestalten. Einige stellen menschliche Figuren vor, andere nur närrische und fantastische Gegenstände, als Stöcke mit ein wenig Bildhauerarbeit; Röhre, welche man am Halse oder Arme trägt; Stricke mit Blumen und Hörnern ausgeziert, welche statt der Gürtel die-

nen; Töpfe voll Erde, Ochsenhörner und andere dergleichen Lächerlichkeiten.

Unterdessen ist es eine Kunst bey ihnen diese Götzen zu verfertigen, und die Priester Engangas **Mokissos** geben darinn Lehrstunden. Will ein Privatmann einen Gott machen, so versammlet er seine Freunde und Nachbaren, welche ihm eine Hütte von Palmästen bauen helfen, in welcher er sich funfzehn Tage einschließt, davon er neune, ohne zu reden, zubringen muß, indem er sich zwey Papageyenfedern in den Mund steckt, welche ihn verhindern, die Lippen aufzuthun.

Sind diese funfzehn Tage verflossen, so verfügt sich die ganze Versammlung an einen offenen Ort, tanzet nach der Trommel und singet zum Lobe des Mokissos. So bald dieser Tanz geendiget ist, so fängt derjenige an zu tanzen, welcher den Götzen verfertigen will, und setzt diese Uebung zwey bis drey Tage fort, und nimmt sich kaum Zeit zu den nothwendigsten Verrichtungen der Natur, nehmlich zum schlafen und essen.

Nach dreyen Tagen kommt der Enganga, erhebt ein erschreckliches Geschrey, sagt geheimnißvolle Worte, zeichnet auf den Leib seines Schülers weisse und rothe Striche, um ihn vorzubereiten, den Mokisso zu empfangen. Sobald der Schüler mit heftigen Zuckungen beschweret wird, so macht er schreckliche Grimassen,

massen, erregt ein abscheuliches Geschrey, nimmt Feuer in seine Hände und frißt es, indem er die Zähne zusammenknirscht, ohne ein Uebel davon zu empfinden. Manchmal flüchtet er in wüste Oerter, und verschwindet einige Tage. Endlich führt man ihn wieder in sein Haus mehr todt, als lebend. Hat er sich von seiner Mattigkeit erholt, so fragt ihn alsdenn der Enganga, was er mit seinem Mikosso vornehmen wolle, und der Schüler antwortet mit schäumendem Munde, und mit den Zeichen der äussersten Unruhe. Der Enganga endiget es damit, daß er ihm einen eisernen Ring um den Arm legt, der ihn Zeit seines Lebens an seine Versprechungen erinnern soll.

Es ist keine Familie noch Zunft, die sich nicht einigen peinlichen Beobachtungen, in Ansehung des Gottesdienstes der Mokissos, unterwerfen müßte. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, so ruft man einen Enganga, um demselben eine Busse von dieser Art aufzulegen. Die Aeltern tragen große Sorge, in den Jahren ihrer Erziehung, ihnen eine unendliche Ehrfurcht für diese Ausübungen einzuschärfen, die darinn bestehn, daß sie sich einer besondern Art von Speise enthalten, daß sie sich die Haare und den Bart scheeren, daß sie niemals öffentlich gewisses Fleisch oder gewisse Früchte essen, daß sie den Gürtel von der Haut eines besondern Thiers tragen, daß sie sich stets mit einerley Zeuge kleiden, und daß sie andre

derglei-

dergleichen Beobachtungen mehr halten. Die Loangoschen Schwarzen kommen den Verbindungen von dieser Art, die man sie eingehen läßt, sehr getreu nach. Sie schreiben ihre Krankheiten, ihre Verluste, und alle die Uebel, die sie martern, der Verletzung dieser Pflichten zu.

Die Großen sind wie die andern dem allgemeinen Aberglauben unterworfen. Wenn eine Prinzeßin vom Königlichen Geblüte einen Prinz auf die Welt gebracht hat, den seine Geburth zur Thronfolge bestimmt, so ist sie verbunden, sich auf Lebenszeit in ein Dorf einzuschließen, welches Kine heißt, und des Schweinefleisches sich zu enthalten. Fängt der Sohn an, zu gehen, so führt man ihn zu den Moansa, oder Oberpriester, welcher ihm, nach Ertheilung des Segens, den öffentlichen Genuß der Kolanuß untersagt, und ihm nur allein verstattet, sie ins Geheim zu essen. Man führt ihn hernach zu einem andern Diener der Religion, mit Nahmen Gangasimeka, welcher ihm verbietet, kein Flügelwerk zu essen, das er nicht selbst erlegt und zubereitet habe. So wie er an Alter zunimmt, so bekommt er neuen Unterricht bey andern Priestern, daß er, wenn er den Thron besteigt, für einen Menschen gehalten wird, der in der Lehre der Mokissos vollkommen ist, und ihnen an tiefen Einsichten fast gleichet.

Alle Geistlichen des Landes nennen sich Gangas oder Engangas, und verbinden da-

mit noch den Nahmen des Mokisso, dessen Diener sie sind, vornehmlich, wenn es ein berühmter Götze ist. Die berüchtigsten Mokissos sind, nach dem Dapper, zu Tiriko, Bosibatta, Kikekko, Bombo, Makemba, Makongo, Nyimi, Kossi, Kimaya, Inyami, Kitouba, Panga, Pongo, Moanzi und andere mehr. Der Verfasser macht wunderbare Anmerkungen über den Gottesdienst und die Priester dieser verschiedenen Götter.

Der Götze zu Tiriko, einem großen Dorfe, vier Meilen von der Stadt Loango, hat eine menschliche Gestalt, und stehet in einem sehr geräumigen Tempel. Sein Ganga ist der Herr des Ortes. Alle Morgen betet er zu dem Mokisso in den geheimnißvollsten Beschwörungen, und empfiehlt ihm mit lauter Stimme die Gesundheit des Königs und seiner Familie, das Wohl des Königreichs, die Sorgen für die Ernten, und den Fortgang des Handels und der Fischerey. Alle Beystehende thun diese nehmlichen Wünsche und schlagen mit den Händen.

Der Mokisso von Bosibatta ist nichts anders, als ein Sack von einer Löwenhaut, welchen der Priester zur Stunde des Gebets um den Hals hängt. Dieser Sack ist mit kleinen Hörnern, Muscheln, kleinen Kiessteinen, Schellen, Schlüsseln, Lumpen, Zähnen, Haaren, Krallen von weissen Dammhirschen und

andern Kleinigkeiten erfüllt. Auswendig ist er mit Federn, kleinen Stricken und seidenen Bändern versehen. Eben dieser Sack hat zwey Körbe, welche auf die Schultern des Priesters fallen, und in welchen eben dergleichen Kleinigkeiten sind. Ein wesentlicher Theil des Bosibattaschen Gottesdienstes ist, diese Reliquien den Augen des Volks vorzulegen. Der Ganga, wenn er diese Ceremonie vollstrecket hat, setzt sich auf eine Matte, schlägt sich die Knie mit einem ledernen kleinen Beutel, und klimpert mit eisernen Schellen, die er stets zwischen den Fingern trägt. Er klopft alsdenn an seine Brust, bemahlt sich die Augenbraunen, das Gesicht und andere Theile des Leibes weiß und roth, macht erschreckliche Grimassen und Verdrehungen, und scheint ganz ausser sich zu seyn, so daß man ihm den Arm reichen muß, um seine Entzückungen einzuhalten. Von dieser heftigen Erschütterung erholt er sich nur durch die Besprengung eines bittern Wassers, welches seine Sinnen in Ruhe setzt. Er antwortet alsdenn den Personen, die ihn um Rath fragen, und theilet ihnen die vorgegebenen Geheimnisse mit, die ihm während seiner Entzückung geoffenbaret worden sind.

Der Götze Kikokko genannt, ist von schwarzem Holze, und stellt einen sitzenden Menschen vor. Man verehret ihn besonders in der Stadt Kinga. Nebst vielen andern Tugenden, die ihm zugeeignet werden, soll er auch

die Macht haben, vor dem Tode zu schützen, von Schandthaten zu befreyen, und die Todten zu nöthigen, aus ihren Gräbern des Nachts herauszugehen, um bey dem Fischen und Rudern der Nachen Beystand zu leisten.

Die Feste des Gottes **Bombo** werden vornehmlich durch Mädchen gefeyert, welche mit sehr ausserordentlichen Bewegungen, und mit sehr unflätigen Wendungen und Stellungen tanzen. Sie bedecken sich das Haupt mit Federn von verschiedenen Farben, und das Uebrige ihrer Kleidung ist nicht weniger närrisch. Eine Art einer Klapper, welche sie in der Hand haben, macht ein verwirrtes Getöse. Nach den Zuckungen, die sie machen, sollte man sie für Besessene halten.

Das Amt des Mokisso **Makemba**, ist für die Gesundheit des Königs zu wachen. Man betet ihn unter der Figur einer Matte an, deren oberstes Ende mit einem zeugenen Bande gefasset ist, von welchem kleine Körbe, Blumen, Muscheln, Röhrchen von Kaßia, Schellen und andere dergleichen Dinge, die roth gemahlt sind, hängen. Eine besondere Ceremonie dieser Feste ist, daß der Ganga eine Bürste in ein rothes Wasser taucht, womit er den König und den ganzen Adel benetzet.

Von dem Götzen **Makongo** werden wir gar nichts besonders belehret. Der von Nyimi

mi ist ein Stamm von einem Baume, auf welchen man einen Sack legt, in dem lauter obbemeldete Kleinigkeiten sind.

Der Gott Kosi ist nur ein Sack voll weisser Erde und von aussen mit Hörnern besetzt. Seine Kapelle ist eine kleine Hütte, die mit Bananasbäumen umgeben wird. Er schützet vor dem Donner, giebt zur rechten Zeit Regen, und steht der Schäferey und der Schifffahrt vor.

Der Mokisso, welchen man zu Kimaya anbetet, einer Stadt, die nicht weit von Loango liegt, ist ein Haufen schmutziger Töpfe und faulen Holzes, welches ihnen statt der Deckel dient, nebst einigen alten Lumpen, die man ihm umhängt. Der von Inyami hat eine menschliche Gestalt. Er steht in einem Tempel einer Stadt gleiches Nahmens; aber der Ort, wo er hauptsächlich verehret wird, ist ein kleiner Hügel, welcher auf dem Wege von Loango liegt, und auf welchen niemand, aus Furcht, den Götzen zu beleidigen, zu Fusse reiset.

Kitouba ist ein dicker hölzerner Klapper; Panga ist ein Stock in Gestalt einer Hellebarde, mit einem ausgeschnitzten Kopfe, der roth gemahlet ist; Pongo ist ein Korb, der mit Lumpen und geheiligten Kleinigkeiten angefüllet ist.

Der letzte Götze, von dem wir sprechen wollen, ist Moanzi, welchen man unter die berühmtesten setzen muß, ob er gleich nur in einem alten Topfe besteht, der unter der Erde begra-

begraben ist, und auf welchem ein Pfeil liegt, über den ein Strick, woran sehr viel Blätter hängen, gezogen ist. Diejenigen, die diesen Mokisso sehen wollen, müssen an dem Arm einen kupfernen Ring haben, und eine Gelübde thun, niemals Kolanüsse öffentlich zu essen.

So viel mag genug seyn, um eine Idee von diesem lächerlichen und abergläubischen Volke zu geben. Wir merken nur an, ehe wir diesen Artikel schließen, daß zu Anfange des letzten Jahrhunderts ein Kapuzinischer Missionar, mit Nahmen **Bernardin Ungaro**, unternahm, den Glauben in diesem Lande auszubreiten. Seine Predigten hatten einen solchen Fortgang, daß der König, die Königin, und ihre Kinder mit drey hundert Hofleuten das Evangelium annahmen, und er in einer Zeit von einem Jahre zwölf tausend Menschen taufete. Aber nach dem Tode dieses Mönchs, und da die Hirten an der Kongoschen Kirche diese Kirche in ihrer Geburth gleichsam vernachläßiget hatten, so verfiel das Königreich Kongo in kurzer Zeit wieder in die Abgötterey. Merolla beobachtet, daß es niemals einen christlichen König in Angoi gegeben habe.

Sechstes Kapitel.

Einwohner von Guinea.

Man muß sich erinnern, daß die letzten beschriebenen Gegenden sich bis an die Aequinoctial-

noctiallinie erstrecken. Jenseit derselben fängt Guinea an, welches man in das Mittägliche und Mitternächtliche eintheilt. Das Mittägliche, von welchem wir zuerst reden werden, indem wir Afrika stets von Süden gegen Norden folgen, begreift in sich das Land **Biafara** und **Benin**, die **Sklavenküste**, die **Goldküste**, die **Zelfenbeinküste** und die Küste von **Malaguetta**. Das Nordische Guinea erstrecket sich von der Küste von Malaguetta bis nach Senegal.

Erster Artickel.

Gegend von Biafara.

Wir werden diesen Nahmen der ganzen Küste geben, die zwischen dem Cap **Lopez Consalvo**, einen halben Grad mittäglicher Breite, und dem Cap **Formosa**, vier Grade nordlicher Breite liegt. Diese Küste verlängert sich Anfangs von Mittag gegen Mitternacht, und hernach von Morgen gegen Abend, indem sie einen irregulairen halben Zirkel macht, wo das Meer hineindringt, und den man den **Guineischen Meerbusen** nennt. Ihr Umfang beträgt wenigstens 150 Meilen.

Das Cap Lopez Consalvo hat den Nahmen von einem Portugiesischen Hauptmanne, der es entdeckte, und liegt an dem mittäglichen

chen Ende dieser Küste, am Eingange des Guineischen Meerbusens. Man kann es sehr leicht erkennen, weil es sehr weit in das Meer hinein geht. Uebrigens ist es nur ein sehr enges, niedriges, morastiges und ganz waldigtes Land. Seine Rheede ist gut, nur daß man mit Behutsamkeit einlaufen, und einige Sandbänke vermeiden muß, die blos bey der abnehmenden Flut gefährlich sind.

Das Ufer bietet nur ein kleines Dorf von zwanzig Häusern dar; aber ein wenig weiter findet man eine Stadt, die an einem Fluße, mit Nahmen **Olibato**, liegt. Es ist die vornehmste Wohnung der Neger. Fünf oder sechs Meilen weiter an dem nehmlichen Ufer liegt eine andere Stadt, welche die Residenz eines armen Fürsten ist, dem die Europäischen Kaufleute dennoch den Nahmen eines Königs beylegen. Sie enthält ohngefehr drey hundert Häuser, welche von geflochtenen Baumästen gebaut und mit Palmblättern bedecket sind. Es giebt noch einige andere Städte in dem Lande. Die vornehmen Negers, die in unsern Sitten unterrichtet sind, nehmen den Titel eines Prinzen, Herzogs und Admirals an. Bosmann rühmet die Gelindigkeit und Höflichkeit dieses Volks.

Der Fluß Olibato bringt eine große Anzahl Krokodille und Seepferde hervor. Die Holländer haben auch daselbst einen großen

Han-

Handel mit Helfenbein getrieben. Das Land ist voller Ochsen, Elephanten und allerhand wilder Thiere. Man findet auch eine Menge Affen und graue Papageye. Die Küste des Caps ist sehr fischreich. Die Schiffe versehen sich hier mit Bananas, Potates, Ignames, Ochsen- und Schweinefleische, Federviehe und allerhand frischen Lebensmitteln. Der vornehmste Handel geschiehet mit Helfenbein, Wachs, Honig und Färbeholz. Die Europäer geben für diese Waaren Messer, Eisen in Stangen, gläserne Halsbänder, Brandtewein, Kessel und anderes kupfernes Hausgeräthe, Aexte, Geweh-re, Pulver, Bley und Kugeln. Der König hat sich das Privilegium vorbehalten, das Färbeholz zu verkaufen. Das beste wächset in den morastigen Oertern. Es ist hart, schwer und von der schönsten Röthe. Dasjenige aber, welches man aus trockenen Oertern bekömmt, ist weisser und leichter. Die Engländer nennen dieses Holz **Camwood.**

Gegen Norden des Cap Lopez ist die Gegend von Gabon, gerade unter der Linie. Man sieht hier einen Fluß gleiches Nahmens, welcher in eine Bay läuft, deren sehr erhabene Ufer mit großen Bäumen besetzet sind. Dieser Fluß hat bey seiner Mündung nicht weniger als vier Meilen in der Breite, und sein Ufer hat gleichfalls Bäume von der ersten Grösse. Die gemeine Breite der Bay ist nur ohngefehr drey Meilen. Das Cap Sainte-

Claire, welches ihre nordliche Spitze ausmachet, ist von solcher Weisse, daß man es in der Entfernung für ein Schiffseegel halten sollte. Es giebt einige Sandklippen um das Cap, aber sie sind wenig gefährlich; entweder weil, nach dem Artus, drey bis vier Klaftern tief das Wasser darüber geht, oder weil der Schaum der Wellen, die sich hier brechen, genug Merkmaal ist, sie zu vermeiden.

Die Mitte des Flusses, drey oder vier Meilen von seiner Mündung, bietet einige Inseln dar, davon die größte fünf bis sechs Meilen im Umfange hat. Bosmann belehrt uns, daß sie zwey Regenten hätten, einer führete den Titel eines Königs, der andre eines Prinzen, und die auch viele Niederlassungen an den Ufern des Gabon besäßen. Diesen Fluß können einige Meilen die kleinen Schiffe befahren, aber weiter hinauf ist er sehr unsicher. Der Handel, welcher vornehmlich in Helfenbein, Wachs und Honig besteht, zieht eine Menge Schiffe nach sich, welche an diesem Orte große Bequemlichkeiten zum Ausruhen finden. Die Einwohner lassen übrigens sehr wenig mit sich umgehen. Die Holländer hatten davon 1601. eine traurige Erfahrung. Zwey von ihren Schiffen wurden von diesen Barbaren überfallen, die alles, was darauf war, niedermachten, und die Menschen auffraßen, wenn man dem Barbot glauben darf. Kajomba, Gabon und die nur benannten Inseln sind das

Land

Land Gabon; so wenig beträchtlich es auch ist, so müssen wir doch einige sehr interessirende Umstände ihrer Sitten erzählen. Die Schwarzen, welche es bewohnen, besitzen einen unersättlichen Geitz. So eine große Leidenschaft sie auch für den Brandtewein hegen, so trinken sie ihn doch nie an dem Bord unserer Schiffe, wenn sie nicht vorher beschenket worden sind. Finden sie, sagt ein Reisender, daß man mit dergleichen Anbietungen zu sehr zögert, so haben sie die Unverschämtheit, und fragen, ob man sich einbilde, daß sie umsonst trinken könnten. Daher dürfen diejenigen, die sie nicht für ihre Mühe zu trinken bezahlen, gar nicht hoffen, mit ihnen einen guten Handel treffen zu können. Wenn diese Schwarzen, fügt der Verfasser hinzu, den Fremden ein Geschenke machen, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß man ihnen dafür desto grössere reiche, und wird ihr Geitz nicht befriediget, so nehmen sie ohne alle Schaam dasjenige zurück, was sie mitgebracht haben.

Die Weiber sind von solcher Geilheit, daß sie dem Verlangen und den Aufforderungen der Mannspersonen zuvorkommen. Die ersten Gesetze der Natur sind hier unbekannt; die Mutter nimmt öffentlich die Karessen ihrer Söhne an, und die Töchter die Karessen ihres Vaters.

Ein Theil dieses Volks ist den zwey von mir erwehnten Prinzen unterworfen; die an-

dern erkennen kein Oberhaupt. Ihre Kleidung besteht in einem Schurz von Baumrinde, der sehr prächtig gearbeitet und roth gefärbet ist. Sie zieren ihn auch mit einigem Pelzwerke aus. Eine Schelle hangt ihnen mitten um den Bauch. Die meisten sind am Kopfe und Füssen nackend; andre tragen kleine Mützen von Binsen, oder zieren sich die Schläfe mit zwey Blumensträußern, oder kleinen eisernen Platten. Sie mahlen sich den Leib mit dem Puder eines gewissen Holzes roth. Einige hängen an die Nasen, Lippen und Ohren eiserne und kupferne Ringe, andere zieren diese nehmlichen Theile mit Stücken von Helfenbein aus. Es giebt welche von ihnen, die sich in die Unterlippe einen Schnitt machen, und zum Zeitvertreib ihre Zunge darein legen. Beyde Geschlechter haben ihre Haut voller Narben, die gewisse närrische Figuren vorstellen. Die Mannspersonen glauben, sich auf des beste geputzt zu haben, wenn sie einen elenden Rock von einem Bootsknechte, oder eine alte Peruke kaufen können. Eben so eine Liebe haben sie auch zu unsern Hütten. Ihre Prinzen tragen zur Kleidung eine Art von Rüstung, welche sie um den Hals, die Arme und die Beine hängen, und die aus Knochen und Muscheln verfertiget ist, welche, wie die Perlen an einem Rosenkranz, zusammen gereiht werden. Diese Prinzen sind so elend, daß, nach der Erzählung des Bosmann, der König des Flußes Gabon das Schmiedehandwerk

trieb,

trieb, und an die Europäer seine Weiber vermiethete, um sein Leben zu erhalten, und seinen Unterthanen nicht zur Last zu werden.

Diese Schwarzen sind stark, wohlgemacht, und von einer vortheilhaften Leibesgestalt. Sie schmieren ihren Leib mit Ochsen- oder Elephantenfett, und malen sich mit einer rothen Farbe, deren Geruch so stinkend ist, daß man sie funfzig Schritte weit riecht. Dieser Gestank ist bey den Weibern noch empfindlicher, und dem allen ohngeachtet werden sie von den Europäischen Bootsknechten aufgesucht, denen sie sich für ein klein Messerchen, oder andere Kleinigkeiten überlassen.

Ihre Waffen sind von den Waffen der andern Schwarzen auf eben dieser Küste nichts unterschieden; aber sie sollen sie mit besonderm Fleiße verfertigen. Sie ernähren sich von Ignames, Bananas, Patates und andern Früchten, woran sie manchmal ein wenig an der Sonne getrocknete Fische thun. Die Bananes stoßen sie zu Staube, und aus diesem Mehle machen sie einen Teig, der ihnen statt des Brods dienet. Sie essen auf der Erde mit einer rechten ekelhaften Unreinigkeit. Sie sind nicht gewohnt, beym Essen zu trinken, aber nach der Mahlzeit betrinken sie sich in Palmwein, Meth und Europäischem Brandteweine, wenn sie ihn haben können. Auf diesen letztern Trank sind sie so sehr erpicht, daß sie einen

schönen Elephantenzahn um ein Maaß davon geben, welches man sie so bald ausleeren sieht, als sie es gekauft haben. In der Trunkenheit sind sie Zänker, und schlagen sich mit der äussersten Erbitterung, indem sie ihre Hüte, ihre Perucken und Kleider, entweder zerreissen, oder in das Meer werfen. Ueber ihre Religion habe ich nichts anzumerken, weil sie von der Nachbaren ihrer gar nicht abgeht.

Das Land bringt auch etwas Zuckerrohr hervor; aber man erbaut hier gar kein Getreide. Die Regenzeit fängt im April an, und dauert bis zum August. Er fällt in wunderbarer Menge; aber das Land verschluckt ihn so, daß gar keine Spur von einer Nässe übrig bleibt. Die Hitze ist nicht weniger unmäßig, und der Himmel ist in dieser Jahrszeit stets mit Wolken bedeckt. Es ist hier eine vollkommne Gleichheit zwischen Tag und Nacht.

Die Ufer des Flusses Gabon, sind sehr reich an wilden Thieren, vornehmlich an Elephanten, Ochsen, und wilden Schweinen. Die Ochsen haben einen röthlichen Bauch, gerade Hörner, beynahe von der Größe der Hörner eines gemeinen Ochsen. Im Laufen scheinen sie mit den Hinterfüssen zu hinken; aber ihr Lauf ist nicht weniger schnell. Es hat große Gefahr, wenn man sie nur leichte verwundet; denn sie fallen alsdenn über den Jäger her, und tödten ihn ganz gewiß. Die Schwarzen haben die Vorsicht, auf die Bäume zu steigen,

gen, und sich dadurch von aller Gefahr loszureissen.

Die Küste Angra, gegen Norden von Gabon gelegen, einen Grad mitternächtlicher Breite, bietet keine andre merkwürdigen Oerter dar, als einen Fluß und eine Bucht gleiches Nahmens, mit zwey Inseln, davon die eine der **große**, die andere der **kleine Coriscoheißt.** Der Fluß, den die Portugiesen *Rio da Angra* nennen, fließt in die Bay. Seine Mündung ist sehr breit, und die Neger geben vor, daß seine Quelle sehr entfernt in dem Lande sey. Es ist ein Handelsplatz, der von den Holländern sehr fleißig besucht wird, die daraus Helfenbein, Wachs und Sklaven ziehen. Die Schiffe der Englischen Kompagnie von Afrika erscheinen zuweilen auch daselbst.

Die Bay Angra hat acht bis neun Meilen in der Breite und Tiefe. Die Engländer nennen sie **Anger**, welches ein verstimmeltes Portugiesisches Wort ist. Gegen ihre Mitte befinden sich die Coriscoschen Inseln, davon die größte nur drey Meilen in der Länge und etwas über eine Meile in der Breite hat. Der Erdboden ist so niedrig, daß die darauf befindlichen Bäume scheinen, als wenn sie aus dem Wasser wüchßen. Einige bringen auch dieses schöne rothe Holz hervor, welches die Engländer **Camwood**, und die Angraschen Schwarzen **Takoel** nennen. Einer von meinen angeführten

führten Schriftstellern, zieht es dem Brasilienholze vor. In Groß-Corisco zählt man nur dreyßig bis vierzig Einwohner, die durch einen schwarzen Fürsten beherrscht werden.

Die Holländer versuchten 1679. eine Kolonie daselbst zu errichten, und schickten deshalb vierzig Mann dahin, die ein Fort anlegten; aber da die Schwarzen und die böse Luft fast die Hälfte davon aufgerieben hatten, so verließen die übrigen diese Niederlassung. Eine gleiche Unternehmung von **Balthasar Moucheron** hatte im Jahre 1600. noch einen weit unglücklichern Ausgang. Nachdem dieser Holländischer Schiffer gegen Norden von Corisco drey kleine Inseln entdecket, und nach seinem Nahmen genennet hatte; legte er in der beträchtlichsten ein Fort an, und ließ daselbst einen Faktor mit vielen Leuten von seinem Gefolge. Aber die Gabonschen Schwarzen befürchteten, die Europäer möchten allen Handel des Landes durch ihre Faktorey an sich ziehen, überfielen die neue Niederlassung, und tödteten die Holländer nebst allen Einwohnern von Angra, die sich mit ihnen verbunden hatten.

Von Rio da Angra, wenn man stets gegen Norden zu fährt, findet man nach und nach, in der Weite von funfzig Meilen, viele, aber wenig bekannte Ufer, welche in unsern Karten, durch die Nahmen der Flüsse, die sie benetzen, angezeigt werden. Rio San Benito,

nito, Rio do Campo, Rio da Pao da Nao, Rio Borro und Rio Camarones sind die vornehmsten dieser Flüße. Das Meer zeiget unter vielen andern Inseln, die in dieser nehmlichen Breite liegen, die Inseln des Prinzen von Fernando Po und von Branca. In einer dieser letzten, welche in Ueberfluß verschiedene nützliche Thiere, und alle Arten von Früchten hervorbringt, bieten sich die Weiber öffentlich selbst an. Die Einwohner lassen sich beschneiden. Barbot behauptet mit Unrecht, daß sie keinen Begriff von einer Gottheit, noch eine Art eines Gottesdienstes hätten; denn er belehrt uns ja selbst, daß einige Holländer in der Insel eine kleine Hütte bemerkt haben, worinn ein irrdener Topf gewesen, der mit einem Netze bedeckt war, und bey dem Topfe ein aus Holz sehr grob geschnitztes Kind mit einigen in die Augen gesteckten Fischgräten. Er setzt noch hinzu, die Schwarzen hätten diesen Fremden, es anzurühren, niemals erlauben wollen. Allem Ansehen nach, ist es ein Mokisso von der Natur derjenigen, die wir im 5ten Kapitel dieses Bands beschrieben haben.

Die Völker, die die Ufer von Rio Camarones bewohnen, sind groß und tapfer. Sie haben zu ihrem Haupte einen aus ihrer Nation, dessen Residenz der schönste Ort in ganz Guinea ist. Die Gestalt ihrer Häuser ist viereckigt. Sie haben einigen Handel mit

den Europäern, welchen sie Steine von Aigris [1]) und Sklaven verkaufen. Sie bekommen Stangeneisen, Kupfer, Hausgeräthe von diesem letztern Metall, eiserne Halsbänder, Tücher, stählerne Platten und Ochsenhörner dafür.

Das Land gegen Norden von Rio Camarones, wird von den Kalbongaern bewohnt, welche in zwey Nationen getheilt werden, und beständig mit einander im Streite liegen, ob sie gleich beyde einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Sie sind groß, stark und beherzt, aber aller Arten von Untreu fähig, sogar gegen ihre nächsten Anverwandten, die sie den Fremden ohne alles Gewissen verkaufen. Ihre Unreinlichkeit geht auf das äusserste, und sie tragen gar keine Kleider. Sie pflegen sich, den Leib roth zu mahlen, das Gesicht mit großen Narben zu verunstalten, die Haare auf eine närrische Weise zu legen, und die Zähne zu spitzen. Das Fischen ist ihre vornehmste Beschäfftigung. Ihre merkwürdigsten Wohnungen sind an einem Ufer, welches die Portugiesen Rio del Rey nennen, und in der Gegend Ambozi.

Die Mündung des Flusses Rey formiret eine Art von einer Bay, welche sieben bis acht Meilen in der Breite beträgt. Das Land, das sie bewässert, ist niedrig und morastig. Dieser Fluß kommt sehr weit her, und fließt

sehr

1) Eine Art blauer Korallen.

sehr lange Zeit in einem sehr breiten Bette, weil er in seinem Laufe viele Flüsse in sich nimmt. Die Ufer desselben sind sehr bevölkert, und enthalten eine große Anzahl Dörfer in sich. Der vornehmste Handel ist in den Händen der Holländer, welche hieher Stangeneisen, Korallen, kupferne Kessel, Ringe und dergleichen Armbände, Pomeranzen- und Limonenpressen bringen. Sie kaufen alle Jahre in dem Lande tausend bis zwölf hundert Tonnen Helfenbein, und vier bis fünf hundert Sklaven. Sie bringen auch blaue Korallen und verschiedene Arten von weissen Waffen heraus, die sie mit Vortheil auf der Goldküste verkaufen. Die blauen Korallen sind ein gemeines Produkt an den Ufern des Rio del Rey und Camarones. Das Land hat kein Quellwasser, und wegen der Nebel eine beständige dicke Luft.

Die Gegend Ambozi ist unter Rio del Rey und Rio Camarones. Man erkennt sie leicht an der Höhe ihrer Gebürge, davon einige, nach dem Barbot, so hoch, als der höchste Berg in Teneriffa, sind. Der Verfasser sagt, man fände hier viele Dörfer, unter welche er Serges, Bodi und Bodira rechnet, wo die Holländer einen Sklavenhandel haben. Das Land ist voll von Vögeln, Thieren, Früchten und verschiedenen Pflanzen; aber keine Palmbäume wachsen daselbst nicht. Statt des Safts von diesen Bäumen, verfertigen die Einwohner,

mit gewissen gekochten Wurzeln, ein Getränk, welches sie **Gajanlas** nennen, und dessen Geschmack nicht unangenehm ist.

Drey Meilen von dieser Küste giebt es drey runde Inseln, welche von dem festen Lande nicht sehr abgesondert scheinen. Die Portugiesen nennen sie auch **Ambozi** oder **Ambozes**. Der Kanal, der sie vom Lande absondert, ist so tief, daß man darauf mit dem größten Schiffe ganz sicher fahren kann. Diese drey ausserordentlich bevölkerten Inseln machen eine mächtige Republik aus, die ihre Nachbaren in große Furcht gesetzt hat. Die Einwohner verstehn die Portugiesische Sprache sehr wohl; aber in ganz Guinea sind keine Schwarzen, mit denen es gefährlicher zu handeln wäre.

Der Fluß **Namur** oder **Jamur** geht durch das Land der Kalbongaer von Nordost gegen Südwest. Barbot sondert ihn gar nicht vom Camerones ab, aber d'Anville macht ihn zu einem besondern Flusse. Der Camerones nimmt, nach dem Barbot, verschiedene Flüsse an, vornehmlich den **Monambaschatgatt**, an dessen Ufern die Schwarzen eine Stadt gleiches Nahmens erbaut haben, wohin die Holländer und Europäer des Handels wegen kommen. Der Verfasser setzt auf den Camerones eine große Stadt, welche er **Biafara** nennt, und von der die ganze Küste den Nahmen führt.

Von Rio del Rey bis an das Cap Formosa, wo wir die mitternächtlichen Grenzen des Landes Biafara gesetzt haben, erstreckt sich

die

die Küste fast in gerader Linie von Osten gegen Westen. In einem Raume von ohngefehr 40 Meilen ist sie mit vielen Flüssen umgeben, davon sind die merkwürdigsten der Bandi, der Rio Conde, der San-Domingo, der Rio Real, der Sembreiro, der Saint Barthelemi, der Lempla, der Tilana, der Mafonca und der Rio Non.

Der Bandi, dessen Einfahrt sehr leicht ist, wenn die Fluth anwächset, bietet zwey Meilen von seiner Mündung eine Stadt, gleiches Nahmens, und eine schöne Rheede dar, wo die größten Schiffe in Sicherheit Anker werfen können. Die Stadt ist auf einer Insel gebaut, die fast an das Land stößt, und kann drey hundert Häuser in sich fassen. Die Fischerey und die Handlung sind die gewöhnliche Beschäfftigung der Einwohner, welche ihr Fischwerk und die aus Europa erhaltenen Waaren auf großen Kähnen in das Innerste des Landes verführen. Sie geben dafür Helfenbein und Sklaven, die sie weit herbringen. Die Holländer treiben hier die größte Handlung.

Rio Conde, welches von den Engländern das alte Calabar, und von den Holländern Oude-Kalborgh genannt wird, fließt gegen Westen von Bandi. Man sieht an seiner Mündung zwey kleine Städte, davon eine die Holländer Fisch-Town, das ist Fischstadt, und die andere Salt-Town, oder Salzstadt

nennen, weil diese beyden Sachen der vornehmste Handel der Einwohner sind. Das Land hat eine Menge Dörfer, und giebt in großer Menge Türkischen Waizen, Ignames, Bananas und andern Vorrath für die Schiffe, die den Handel mit den Schwarzen treiben. Aber die Luft ist für die Fremden sehr gefährlich.

Der San Domingo, welchen einige **Laitomba**, andere **Boni**, **Doni**, und andere **Audoni** nennen, bietet vier Meilen von seiner Mündung eine große und sehr bevölkerte Stadt dar, welche **Doni** oder **Boni** genennt wird. Sie liegt in dem Grunde einer Bucht. Die Einwohner derselben handeln mit Helfenbein und Sklaven. Das Land ist niedrig, morastig, und den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Es ist fruchtbar an Palmbäumen und wilden Thieren. Die Neger dieser Gegend gehorchen einem Könige, und verehren, unter andern Götzen, eine Art von dicken Eidechsen, für die sie so eine Ehrerbietung haben, daß ein Mensch, der überführt wird, daß er eine getödtet hat, am Leben bestrafet wird. Ihr Fürst beherbergt seine Mokissos in einem an seinem Schlosse stoßenden Hause, und hat sie in einen grossen Schrank geschlossen, der mit roth gemahlten Hirnschädeln und Menschenbeinen angefüllt ist.

Rio Real, welches die Engländer **Kalabar** oder **Kalbar**, die Holländer **Kalbari** und

andere

andere Kalbarine nennen, ist ein beträchtlicher Fluß, welcher sehr weit herkommt, aber welchen die Schwierigkeiten seiner Mündung und die ungleiche Tiefe seines Kanals nur für die Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge schiffbar machen. An seinen Ufern trifft man zwey ziemlich große Handelsstädte an, davon eine Foko, und die andere das neue Kalabar heißt.

Foko liegt bey dem Eingange dieses Flusses, und führt ihren Nahmen von der großen Menge des Palmweins, welcher hier gesammlet wird. Diese Stadt ist überdieß noch mit zwey kleinen Flüssen umgeben, welche sich in den großen stürzen. Der gegen Abend bietet bey seiner Mündung einen vortrefflichen Hafen für die kleinen Fahrzeuge an, und das Ankern ist hier viel sicherer als in Neu-Kalabar, wo die Schaluppen nur sehr schwer fahren können.

Die Gegenden um Foko sind voller Dörfer, und die Einwohner viel höflicher, als die übrigen Schwarzen dieser Küste. Man handelt bey ihnen frey mit Helfenbein und Sklaven, und findet überdieß in ihrem Lande, Wasser, Holz, Früchte und alle Arten von frischen Lebensmitteln. Man kauft sehr wohlfeil um die Erndtenzeit die Ignames und Bananas, zum Unterhalte der Sklaven, die man aus dieser Gegend zieht; es ist die zuträglichste Nahrung für die Schwarzen, und wenn sie ihnen ohngefehr fehlt, so werden sie krank,

und auf der Reise sterben sogar viele davon. Barbot bemerkt, in dieser Breite sey die Luft den Monath May und Junius sehr gut, weil sie durch den häufig fallenden Regen abgekühlt werde; im Junius und Julius aber sey der Donner und der Sturm sehr erschrecklich. Die allerverdrüßlichste Jahreszeit ist im Oktober, November und December; denn die Hitze ist ausserordentlich und der Nebel so dick, daß zwey Personen, von einem Ende des Schiffs bis zum andern, sich nicht erkennen.

Die Stadt von Neu-Kalabar hat drey hundert Häuser, welche mit Palissaden umgeben, aber ohne Ordnung gebaut und gestellt sind. Ihre Lage ist auf einer Insel, welche der Rio Real bildet. Ein Morast, der sie umgiebet, wird oft durch das Meerwasser überschwemmet, welches manchmal bis in die Stadt tritt. Das Königliche Schloß ist auf einen erhöhtern Ort erbaut, und für die Ueberschwemmungen gesichert. Das Land Kalabar ist so unfruchtbar, daß die Einwohner fast allen ihren Unterhalt aus einer benachbarten Provinz holen müssen, die die Kakkouer bewohnen, eine kriegerische und wilde Nation, aber doch so menschlich, daß sie die Woche zwey Märkte hält, wo die Schwarzen von Rio Real hinzukommen niemals unterlassen.

Es ist bey diesem Volke ein Gebrauch, des Abends einander wechselsweise zu bewirthen.

Der

Der Palmwein ist der größte Aufwand bey diesem Schmause, an dem die Weiber Theil nehmen, und die Freude vermehren. Ein jeder bringt seinen Sessel mit, und setzt sich um die Tonne. Die Tassen sind von Ochsenhörnern ziemlich artig gearbeitet; sie enthalten ungefehr ein Maaß. Die Gerichte bestehn aus einem Kessel voll Ignames und Fische, welche man zusammen siedet, und daran Palmöl güsset.

Die Häuser und die Gassen sind mit Götzen angefüllt, welche sich den Fremden von allen Seiten darbieten, und welche überhaupt nichts anders sind, als an der Sonne getrocknete Thierköpfe, oder kleine gemahlte und lackirte irdene Figuren, wie unsre Puppen. Der König geht niemals aus seinem Schlosse, ohne ein Huhn den Göttern zu opfern, das man mit dem Fuße an einen Pfirsichbaum bindet, und in dieser Stellung von Hunger umkommen läßt. Die ganze Nation thut am Ufer eben dasselbe Opfer bey der Abreise und Zurückkunft ihrer Schiffe des Sklavenhandels halber. Diese Neger sind überhaupt abergläubisch, grausam, diebisch, betrügerisch und ungetreu.

Wenn man sich von Rio Real entfernet, so findet man in der Mitte des Landes eine große Stadt, mit Nahmen **Belli**, und einige sehr volkreiche Distrikte, als den **Krikkeschen**, **Mokoschen** und **Banischen**. Sie schließen eine große Anzahl Dörfer in sich, welche von unab-

hängigen Häuptern regiert werden. Wir erfahren vom Barbot, daß die Schwarzen von Moko eine eiserne Münze haben, die sehr platt, eine Hand groß ist, und einen Schwanz von gleichem Metall hat. Er vergleicht sie mit der Gestalt eines Rochen.

Ein anderer Reisender bemerkt, daß zu Neu-Kalabar ein großer Sklavenhandel getrieben werde, daß zu Anfange dieses Jahrhunderts der gewöhnliche Preis für einen Mann zwölf, und für eine Frau neun Stangen Eisen gewesen wäre; daß die Neger in dieser Gegend fast alle von großer Leibesgestalt, aber dabey schwach, faul, kränklich und unfähig wären, die Beschwerlichkeiten einer langen Fahrt auszuhalten. Er setzet hinzu, sie wären mürrisch und zänkisch, schlügen sich ohne Aufhören, bissen sich wie die Hunde, und tödten wohl gar manchmal einander.

Von Sombreiro, Saint Barthelemi und andern Flüssen, welche von Westen des Rio Real bis an das Cap Formosa fließen, kann ich nichts sagen, da die Länder, die sie benetzen, in einem Umfange von zwanzig Meilen weder eine Stadt noch ein Dorf darbieten.

Zweyter Artickel.

Das Land Benin.

§. 1.

Erdbeschreibung dieses Landes.

Das Land Benin fängt sich an dem Vorgebürge Formosa, oder Fermosa an, dessen Lage sich zwischen dem vierten Grade dreyßig Minuten mitternächtlicher Breite, und zwischen dem 25ten der Länge befindet. Dieses Vorgebürge ist niedrig und mit großen Bäumen besetzt, welche die Aussicht sehr reitzend machen. Er wird von einem kleinen Flusse benetzt, an dessen Ufer man ein Dorf, mit Nahmen **Sangama**, findet.

Die erste Gegend, welche sich gegen Nordwest des Vorgebürges zeiget, ist die Gegend von **Owerri** oder **Oere**, die ein klein Königreich ausmacht. Sie liegt an einem Flusse, welchen die Portugiesen **Rio Forcados** nennen, und dessen Quelle sehr weit in das Land geht; denn nach langen Umwegen fließt erstlich dieses Wasser in das Meer. Das Bette desselben ist gemeiniglich sehr breit; aber es ist so seichte, daß es keine Schiffe führen kann, die sieben bis acht Fuß in das Wasser gehn. Nahe an dessen Mündung trifft man ein Dorf **Poloma** an, dessen Einwohner sich mit nichts anders, als mit der Fischerey beschäfftigen.

Die

Die Hauptstadt, welche auch Owerri heißt, liegt an eben diesem Flusse, dreyßig Meilen von seiner Mündung, und hat zwey Meilen in Umfange. Ihre Häuser sind überhaupt angenehmer und besser gebaut, als der übrigen Guineischen Schwarzen ihre. Die Mauern sind entweder roth oder weiß gemahlt, und die Dächer haben eine artige Gestalt, ob sie gleich nur aus einem Gewebe von Palmenblättern bestehen. Das Königliche Schloß ist ein sehr großes Gebäude.

Die Landesluft ist für die Fremden sehr ungesund, und verursacht ihnen tödtliche Krankheiten, vornehmlich, wenn sie sich dem Morgenthau und dem Mondscheine aussetzen. Die Holländer und Portugiesen sind fast die einzigen Europäer, welche auf dem Flusse Forcados Handlung treiben. Er besteht hauptsächlich in dem Handel mit den Schwarzen, die hier stärker und hurtiger sind, als in dem übrigen Guinea; aber das Königreich Owerri giebt kaum fünf hundert in einem Jahre. Das Land bringt nichts besonders hervor, als eine Art grüne, blaue, oder schwarze Steine, woraus die Neger sich Halsbänder machen, die sehr weit verschicket werden. Die Einwohner gehn ganz und gar nackend. Die Portugiesen haben einige Niederlassungen an den Ufern des Flusses.

Das Land ist etwas unfruchtbar an Thieren, weil es keine Weide hat, aber dafür findet

man

man desto mehr fetteres Federvieh, als an einem Orte von Guinea. Auch giebt es daselbst in Menge Palmen, Limonien, Pomeranzen, Pfeffer, Bananen und Maniok.

Die Schwarzen in Owerri sind von sehr vortheilhafter Leibesgestalt und Bildung, und man lobt auch die Schönheit der Weiber. Beyde Geschlechter pflegen sich im Gesichte drey große Narben zu machen, davon eine mitten auf der Stirne und die beyden an jeder Seite der Augen, nahe an den Schläfen, sind. Ihre Schurze, die viel weiter und feiner sind, als in den mitternächtlichen von uns beschriebenen Ländern, bedecken ihren Rücken, ihre Brust und ihre dicken Beine. Sie werden auf der Goldküste sehr gesucht. Ein strenges Gesetz unterwirft dem Könige alle Weiber, die ihren Mann verlieren. Er nimmt sie entweder in sein Serail, oder verkauft sie auf öffentlichem Markte nach seinem Belieben. Uebrigens ist dieses Volk leutselig, höflich und im Handel sehr treu und redlich.

Wir erfahren von Merolla, einem Kapucinischen Mißionar, daß gegen das Jahr 1683. Mönche aus seinem Orden, dem Könige von Owerri eine weisse Weibesperson verschafft, und durch dieses Mittel die christliche Religion in das Land gebracht hätten. Der König heyrathete dieses Weib mit den Ceremonien ihrer Kirche, und auf diese Heyrath folgte die Bekehrung

kehrung aller Unterthanen. Barbot setzt hinzu, daß man zu Anfange dieses Jahrhunderts noch etliche Fußstapfen der christlichen Religion gesehn habe; daß in der Hauptstadt eine Art von einer Kirche mit einem Crucifixe auf dem Altare, zwischen zweyen Kerzen und einigen Bildern der Maria und der Apostel gewesen wären, daß sich die Schwarzen von allen Seiten dahin begeben, und vor dem Crucifix einige Worte, wie Gebeter, hergesagt, und Rosenkränze, die den Portugiesischen glichen, in den Händen gehabt hätten. Der angeführte Mißionar versichert, daß diese Afrikaner noch zu seiner Zeit ihren Götzen menschliche Opfer gebracht, und da sich zwey Kapuciner dieser abscheulichen Barbarey widersetzen wollen, ihnen sehr übel begegnet worden wäre. Barbot sagt, daß sie jetzo diese Opfer verabscheuten, und aus Ueberzeugung glaubten, es wäre nur dem Teufel eigen, Menschenblut zu vergießen. Der König von Owerri hat in seinen Staaten eine unumschränkte Gewalt, ob er gleich dem Königreiche Benin zinsbar ist.

Man kennt sehr wenig den Umfang dieses letzten Reichs, welches gegen Norden und Westen von Owerri liegt, wovon es durch einen Fluß abgesondert wird, welchen die Portugiesen Rio Formosa oder Fermosa nennen. Man ist nicht einmal über die Nahmen dieser Gegend einig; denn ausser dem angezeigten, wird er auch in unsern Erzählungen Binnin,

Binni und Benni geheissen. Seine Küsten, von denen man noch ein wenig deutlichere Begriffe hat, erstrecken sich von Rio Formosa bis an das Cap Lagos, in einer Weite von ohngefehr funfzig Meilen.

Rio Formosa, welches man auch den Fluß Bennin nennt, fließt von Norden gegen Süden, und theilt sich in viele Arme, deren einige breit genug sind, um den Nahmen eines Flusses zu verdienen. Ein Reisender, den Bosmann anführt, glaubt, diese Arme erstreckten sich sehr weit, weil er hätte eine Menge schwarze Kaufleute diesen Weg von Andra, Kalabar und andern verschiedenen Orten ankommen sehn. Die Mündung aber dieses Flusses, in ihrem größten Umfange genommen, hat acht bis neun Meilen in der Breite. Daselbst haben sich die Schwarzen von Usa niedergelassen, eine arme, kriegerische und dermaßen der Seeräuberey ergebene Nation, daß ihre einzige Beschäfftigung ist, den Fluß auf- und nieder zu fahren, und Menschen und Thiere wegzuführen.

Die Ufer von Rio Formosa sind erhaben, und mit großen Bäumen besetzt, welche einen prächtigen Anblick darbieten. Die Menge von Armen bildet eine große Anzahl Inseln, die voller Gesträuche und Schilf sind, unter welchen sich auch fließende Inseln befinden. Wenn man weiter in das Land hineinkommt, befindet man es niedrig und morastig. Die dasige Luft ist für die Fremden tödtlich, ohne

die

die Unbequemlichkeit zu rechnen, die die Mosquiten und andere Insekten verursachen, und die vornehmlich des Nachts unerträglich sind. Der angeführte Verfasser versichert, daß er seine halben Leute bey jeder Reise, die er an dieser Küste gethan, verlohren habe.

Wenn man den Fluß hinauf schiffet, so trifft man an dem Ufer viele Städte an, davon die vornehmsten Handelsplätze **Bododo**, **Arebo**, **Agathon** und **Meiberg** sind. Sie werden von den Holländern sehr besucht, und die Schwarzen führen ihre Waaren von allen Seiten dahin, wenn die Europäischen Schiffe ankommen.

Bododo ist ein kleiner Ort, welcher nur fünf hundert Häuser enthält, die von Röhren und Bannmästen erbaut sind. Ihre Gegend wird von einem Vicekönige, und einigen Unterbedienten regiert, deren Ansehen nur so weit geht, daß sie bürgerliche Processe entscheiden können. In peinlichen Sachen aber, und in allen Fällen von Wichtigkeit müssen sie an den Hof berichten, und seine Befehle erwarten.

Arebo, welche andere Arbon nennen, ist der vornehmste Handelsort. Es ist eine oval-rund gebaute und wohl bevölkerte Stadt, deren Häuser größer sind als die zu Bododo. Sie wird auch durch einen Vicekönig beherrscht, dessen Gewalt sich über das ganze anliegende Land erstreckt. Die Engländer und Holländer

der

der hatten zu Anfange dieses Sekulums eine gemeinschaftliche Faktorey daselbst.

Agathon, ob es gleich durch die Kriege sehr ruiniret ist, bleibt dem ohngeachtet noch eine wichtige Stadt, wo aller fünf Tagen ein sehr bekannter Markt gehalten wird. Das herum liegende Land hat eine gesunde Luft, und bringt im Ueberfluß tragbare Bäume hervor. Man trifft daselbst eine Menge Dörfer an, deren Einwohner sich haufenweise des Markttags in die Stadt begeben.

Alles, was wir von Meiberg erfahren, ist, daß die Holländer einstmals daselbst eine beträchtliche Niederlassung besessen, welche sie durch die Dummheit eines ihrer Faktoren, mit Nahmen Beldsnyder, verlohren. Dieser Mann hatte eine heftige Leidenschaft auf eine von des Negerstatthalters Weibern geworfen, und begieng die Verwegenheit, sie zu entführen. Der Statthalter wurde über diese Beleidigung aufgebracht, und überfiel mit einem Trupp Soldaten die Faktorey. Beldsnyder gewann kaum Zeit, sich auf ein Schiff zu retten, und bekam auf seiner Flucht eine gefährliche Wunde, woran er nach einiger Zeit starb. Die Holländer setzten sich zu Niena, rächeten den Tod ihres Faktors, und thaten in Meiberg einen Einfall, und tödteten oder machten den meisten Theil der Einwohner zu Gefangene. Der König von Benin selbst ergriff die

Parthie dieser Fremden wider seine eigene Unterthanen, ließ den Statthalter arretiren, welcher die Holländer überfallen hatte, und befahl, ihn und sein ganzes Geschlecht hinzurichten, und die Häuser, welche dieser unglücklichen Familie zugehört hatten, von Grund aus einzureissen.

Benin, die andere auch **Oedo** nennen, die Hauptstadt des Königreichs, liegt zwölf Meilen von Agathon gegen Norden. Nyendal giebt ihr im Umfange sechs Meilen. Man geht Anfangs durch eine Straße herein, die, nach dem Artus, achtmal breiter ist, als die Straße der Holländischen Städte, und die in der Länge mehr als eine Meile beträgt, ohne die Vorstädte zu rechnen. Man zählt daselbst noch andere dreyßig Gassen, welche meistens zwey Meilen in der Länge, und über zwanzig Toisen in der Breite haben. Die Anzahl der Quergassen ist unendlich. Die Stadt hat, von einer Seite, zum Walle eine doppelte Reihe von dicken Baumstämmen, die wie Palisaden in der Erde eingegraben, und durch lange Sparren kreutzweise verbunden sind. Der Zwischenraum dieser zwey Reihen von Stämmen ist mit Erde erfüllt, welches ein sehr dichtes Bollwerk ausmacht. Die andere Seite von Benin wird mit einem breiten Graben vertheidigt, der mit einem Moraste und einer lebendigen Hecke umgränzt ist, so daß man sich auf keine Weise derselben nähern kann.

Jedes

Jedes Viertel hat sein Haupt, oder seinen besondern Statthalter. Die Weiber erhalten, durch das beständige Kehren, eine ausnehmende Reinigkeit auf den Straßen. Die Häuser sind überhaupt einförmig und stehn alle in einer Linie. Doch sind die Häuser der Großen erhöhter, und man steigt in dieselben durch eine gewisse Anzahl Stuffen. Bey dem Eingang ist ein offenes Vorgebäude, unter welchem man vor dem Regen und der Sonne geschützet ist. Die innern Kammern haben mitten im Dache eine Oefnung, damit die Luft und das Licht herein dringen kann. Die Wohnungen der Bedienten, die Küchen und Vorrathskammern sind an besondern Oertern angelegt. Die Mauern haben zwey Fuß in der Dicke; aber ihr Mauerwerk ist nur von Erde, die mit Wasser angefeuchtet und an der Sonne getrocknet wird; denn ein Reisender versichert, daß man in der ganzen Gegend nicht einen Stein, eines Fingers dicke, fände. Die Dächer sind von Schilf, Stroh oder Blättern.

Alle Tage wird auf den großen Straßen Markt gehalten, wo Vieh, Baumwolle, hölzernes Hausgeräthe, eiserne Instrumente, Zeuge zum Kleiden, Elephantenzähne, Europäische Waaren und alles, was in dem Lande wächset, zum Verkauf gebracht wird. Ein Fremder muß sich sehr verwundern, daß er auf eben diesen Märkten Hundefleisch, welches die Neger ausserordentlich lieben, gebratene Af-

sen, an der Sonne getrocknete Eidechsen, Fledermäuse und Ratten findet. Man verkauft auch daselbst Palmwein, Früchte, Papageys, Hühner und alle Arten von Lebensmitteln.

Das Königliche Schloß nimmt einen beträchtlichen Theil der Hauptstadt ein, und würde schon selbst eine schöne Stadt ausmachen, weil es, nach dem Barbot, eben so groß ist als Rochelle oder Bordeaux. Es ist eine erstaunende Anzahl von Höfen, Galerien, Wohnungen für Männer und Weiber, von Stallungen für das Vieh und Vorrathshäusern.

Uebrigens ist die Stadt Benin in Ansehung ihrer Größe nicht sehr bevölkert, da sie bey dem Anfange dieses Jahrhunderts in den Unordnungen eines bürgerlichen Kriegs den größten Theil ihrer alten Einwohner verlohren hat. Folgendes berichtet uns Nyendal von diesem Unglücke. Der König ließ ungerechter Weise zwey Viertelsvorsteher hinrichten, um ihre Reichthümer an sich zu bringen; der dritte, der sich gleiches Schicksal gedrohet sahe, ergriff die Flucht, und nahm drey Viertheile der Schwarzen aus der Stadt mit sich fort. Dieser Rebelle führete zehn Jahre mit seinem Oberhaupte Krieg, und endigte ihn damit, daß er zwey oder drey Tagereisen von Benin seine Wohnung mit seiner Partey aufschlug, und einen eben so zahlreichen und glänzenden Hofstaat unterhielt, als des Königs seiner

ist.

ist. Seit diesem Abfall ist die alte Hauptstadt fast wüste.

Alle jetzt beschriebene Oerter liegen in dem östlichen Theile des Königreichs Benin. In dem westlichen Theile, über der Mündung des Rio Formosa findet man an der Küste viele beträchtliche Flüsse, als **Primeria**, **Palmar**, **Lagos**, **Dodo** und **Albo**. **Jabun**, eine sehr große Stadt, die durch doppelte Palisaden, welche mit Erde ausgefüllt sind, vertheidigt wird, liegt an dem westlichen Ufer von Palmar. Ein wenig weiter gegen Abend, zwischen dem nehmlichen Flusse und dem Lagos, findet man hinter einander zwey Handelsplätze, mit Nahmen **Karam** und **Almata**. Barbot beobachtet, daß die Schwarzen von Karam vortreffliche Zeuge arbeiteten, welche auf der Goldküste sehr theuer verkauft würden. Die Stadt **Jubu** liegt gegen Norden von Almata am Flusse des Lagos, und ein wenig in das Land hinein.

Man findet an der nehmlichen Küste die Inseln von **Karam** und **Kuram**, die neun bis zehn Meilen vom festen Lande liegen. Nach der Karte des Herrn Bellin scheint es, als wenn sie einen sehr großen Umfang hätten; aber der Verfasser weiß weder ihre Anzahl, noch ihre Lage. Der Kanal, der sie vom Ufer von Benin absondert, erstreckt sich vom Cap Lagos bey der östlichen Spitze des Königreichs bis zur Mündung des Rio Formosa. Dieser Ka-

nal, dessen gemeine Breite zehn Meilen beträgt, hat an vielen Orten Sandbänke, die ihn dergestalt enge machen, daß er nicht breiter ist als ein großer Fluß; aber dennoch beschiffen seinen ganzen Umfang die Raubschiffe und dergleichen Fahrzeuge.

Das mag genug von der Erdbeschreibung seyn: wir wollen nun auch zur Abschilderung der Sitten schreiten.

§. 2.

Sitten und Gebräuche der Schwarzen von Benin.

Die Neger in Benin haben ein gutes Naturell und einen gesellschaftlichen Character. Sie sind sanftmüthig, höflich, lassen sich leicht lenken, wenn man gute Ueberzeugungsgründe anbringt, ungelehrig und wild, wenn man sie mit Härte behandelt, und sie mit Gewalt zwingen will. Es fehlt ihnen nicht an Geschicklichkeit in Betreibung ihrer Sachen, aber sie sind zurückhaltend, mißtrauisch und ihren alten Gebräuchen sehr ergeben. Es ist kein aufmerksameres und höflicheres Volk gegen die Fremden: es ist bey ihnen ein Hauptverbrechen, das den Tod verdient, einen Europäer zu beleidigen. Man rühmt ins besondere ihr gutes Herz und ihre Großmuth: Machet ihnen Geschenke, sagt ein Reisender, und sie werden sie euch doppelt vergelten. Wenn ihr sie um eine Sache ansprecht,

sprecht, die ihre ist, so werden sie sie euch selten abschlagen.

Man bemerkt, daß diese Völker einen natürlichen Abscheu gegen die Portugiesen, und gegen die Holländer eine merkliche Prädilektion haben. Ihre Sitten sind sehr unordentlich, und die Unkeuschheit ist fast allgemein unter diesen Schwarzen, welches sie selbst ihren starken Speisen und dem Palmwein zuschreiben. Für die Glücksspiele haben sie keine Leidenschaft; das einzige, welches sie kennen, ist ein Bohnenspiel, und sie setzen niemals dabey Geld.

Sie sind unfleißig, von äusserster Unempfindlichkeit, und von Natur Feinde aller Arbeit. Die Männer pflegen alle mühsame Verrichtungen ihren Weibern oder ihren Sklaven zu überlassen, als die Sorge, das Feld zu bestellen, die Betreibung der mechanischen Künste, welche folgende sind: Zeuge zu fabriciren, Eisen zu schmieden, Bauholz zu zimmern, und die Felle zuzubereiten. So bald ein Mann etwas Geld hat, so nutzet er es alsobald durch den Handel, in welchen sie genug Einsichten besitzen; aber sie sind höchst saumselig in ihrem Kaufen, und stehn mit der Bezahlung manchmal lange an, ob sie gleich alle ihre Verbindlichkeit mit der vollkommensten Treue erfüllen.

Ihre Kleider sind reich und von gutem Geschmacke, vornehmlich bey den Vornehmen und Großen. Alle Standespersonen tragen, wenn sie ausgehn, ein Stück weissen Coliko, welcher

ihre Lenden und dicken Beine bedeckt, und dabey noch einen feinen Zeug, der nicht weniger, als funfzehn Ellen in der Länge hat, und welchen sie in sehr nette Falten legen. Diese beyden Schürze sind mit einer Binde versehen, deren Ende mit einer Franze, oder goldenen Spitze gezieret ist. Alle obern Theile des Leibes sind nackend.

Die Weiber vom Stande haben eben dergleichen Schürze, welche ihnen bis an die Mitte ihrer Beine heruntergehn, und vorne zugeknöpft werden. Den Kopf und die Schultern bedecken sie mit einem großen Schleyer. Ihr übriger Putz bestehet in korallenen Halsbändern, die mit Kunst angereiht sind, und in vielen eisernen und kupfernen Ringen, die sie an Armen und Beinen tragen, und ihre Finger sind mit so viel Ringen beladen, als sie nur fassen können.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß alle Kinder beyderley Geschlechts bis in das zehnte oder zwölfte Jahr nackend gehn, und wohl gar, nach dem Artus, bis zur Zeit ihrer Verheyrathung. Unterdessen erhalten sie manchmal von dem Könige Erlaubniß, eher Kleider zu tragen, und das wird hier für eine so große Gnade gehalten, daß man in den Familien darüber große Feste anstellet.

Die Männer lassen ihr Haar, wie es von Natur ist, wachsen, und begnügen sich, nur

es

es in Locken zu legen, welches sie mit Korallen ausputzen. Die Weiber aber verwenden darauf schon mehr Kunst, frisiren es mit kleinen und großen Locken, davon die auf dem Wirbel des Kopfs die Gestalt eines Hahnenkamms haben. Sie pflegen sie mit Palmöl zu schmieren, welches ihnen eine gelbe Farbe giebt, die sie sehr lieben, obgleich, nach dem Artus, nichts unangenehmer und ungestalter seyn soll.

Rindfleisch, Schöpsenfleisch und Vögel sind die gewöhnlichen Speisen der Reichen, welche einander oft zu Gaste bitten. Die meiste Nahrung der Geringen ist frischer oder eingesalzener Fisch. Die Schwarzen haben kein ander Brod als das, welches sie aus dem Mehl von Ignames oder Bohnen machen. Ihr Palmwein ist sehr mittelmäßig, aber Leute von guten Mitteln trinken Europäischen Brandtewein mit Wasser vermischt.

Ihre musikalischen Instrumente sind kleine und große Trömmeln, kleine Glocken, auf welche sie nach einem gewissen Takte schlagen, **Kalabaschen**, welche wie die Kastagnetten klingen, eine Art Sackpfeifen, die aus sechs bis sieben Röhren bestehn, welche sie mit vieler Kunst zusammen binden, und mit den Stimmen begleiten. Diese Instrumente zusammen sind nicht ganz ohne Harmonie. Ihre Tänze haben eben so viel Abänderung, als Anmuth.

Bey der ehelichen Verbindung giebt es wenig Ceremonien. Wenn man ein Mädchen zur Ehe verlangt, so ist man fast allezeit gewiß, sie zu erhalten. Die Gewohnheit erfordert, sie zu kleiden, und ihr überdieß noch einige Geschenke zu machen. Der Mann muß auch die Anverwandten beyder Familien traktiren: aber das Gastgeboth wird bey ihm nicht gegeben; sondern er schickt jedem seine Portion in seine Hütte. Artus versichert, der König von Benin habe mehr als sechs hundert Weiber, und die Großen nicht weniger als fünf und zwanzig. Ich bilde mir ein, er kramt eine Unwahrheit aus, wenn er hinzufügt, die Allerärmsten hätten deren zehne bis zwölfe.

Die Neger sind unter sich sehr eifersüchtig, und erlauben niemals, daß ihre Weiber bey den Besuchen erscheinen, die sie einander abstatten. Aber gegen die Fremden haben sie in diesem Falle eine ausserordentliche Nachsicht, denen sie in ihren Häusern alle Arten von Freyheiten erlauben, sogar, daß sie selbst einem Europäer ihre Weiber vorstellen, und ihnen empfehlen, ihn zu vergnügen und zu amüsiren. Es scheint, als wenn sie dieses Vertrauen nicht mißbrauchten; denn Nyendal stellt sie als arbeitsame und weise Frauen vor, die einzig und allein sich in und ausserhalb des Hauses beschäftigen, zu kaufen und zu verkaufen, die Speisen zuzurichten, das Feld zu bestellen, Zeuge zu fabriciren, und andere dergleichen müh-

mühsame Arbeiten zu verrichten. Die Unfruchtbarkeit ist hier ein Schimpf, aber sie ist auch unter diesen Afrikanern sehr selten. Je mehr eine Frau Kinder hat, je mehr wird sie von dem Publikum in Ehren gehalten.

In ihrer Schwangerzeit müssen sie sich alles Umgangs mit ihren Männern enthalten. Kommen sie mit einem Knaben nieder, so wird er dem Könige vorgestellt, der die Erziehung desselben über sich nimmt. Aber die Töchter werden bey dem Vater erzogen, und kommen nicht eher von ihm, als bis sie heyrathen. Der Gebrauch der Beschneidung ist bey beyden Geschlechtern eingeführt. Die Weiber werden während ihrer monatlichen Zeit für unrein gehalten, und haben nicht die Erlaubniß in die Kammer ihres Mannes zu gehn. Sie begeben sich in einen abgelegenen Winkel des Hauses, aus dem sie nicht eher kommen, als bis sie sich verschiedene male gewaschen haben.

Diejenigen, welche mit Zwillingen niederkommen, haben, nach den verschiedenen Oertern, auch sehr verschiedenes Schicksal. Zu Benin und in den meisten andern Oertern werden diese Niederkunften, als eine glückliche Vorbedeutung angesehen, und mit öffentlichen Lustbarkeiten begangen. In der Stadt Arebo opfert man einer barbarischen Gottheit die Mutter und die beyden Kinder. Der Mann kann zwar seine Frau wieder erkaufen, wenn

er

er an ihrer Statt eine Sklavin giebt; aber die Kinder werden ohne Barmherzigkeit umgebracht. Nyendal erzählt viele Beyspiele von diesem barbarischen Gesetze, welches noch zu Anfange dieses Jahrhunderts im Gebrauch war. Aber er setzt hinzu, die Schwarzen selbst wendeten allerhand Mittel an, es zu vernichten, und man hätte Ursache zu glauben, daß es nicht mehr sich lange halten würde.

Man macht beyden Geschlechtern in ihrer Kindheit eine Menge Einschnitte in die Haut, und zeichnet ihnen durch dieses Mittel auf den Leib sehr regelmäßige Figuren. Auf diese Zierde sind die Neger sehr eifersüchtig, und die Mädchen werden damit noch häufiger versehn, indem man die Narben auf ihrer Haut verdoppelt. Den siebenden Tag nach der Geburt eines Kindes, feyert der Vater ein Fest, dabey die vornehmste Ceremonie ist, daß Getränke und Speisen auf öffentlichen Straßen ausgestellt werden, um den Neugebohrnen vor der Bosheit gewisser Geister zu bewahren.

Bey Krankheiten nehmen die Afrikaner ihre erste Zuflucht zu den Priestern, von denen sie auch anfangs Arzeneyen bekommen; denn es giebt keine andern Aerzte in diesem Lande. Schlagen dieselben nicht an, so bedienet man sich der Opfer und übernatürlichen Mittel.

Die Priester fädeln die Sachen so klug ein, daß, wie auch der Ausgang einer Krank-

heit

heit seyn mag, sie immer Gründe finden, sich zu entschuldigen. Ungeachtet dem Vertrauen, daß man in sie setzet, so versichert doch Nyendal, daß sie sehr arm wären, welches er eines Theils der Gewohnheit beymißt, welche das Volk hat, ihre Opfer selbst zu opfern, und sie nicht erst durch ihre Hände gehn zu lassen.

Die Schwarzen in Benin werden allezeit in ihrem Geburtsorte begraben. Wo sie auch sterben, so wird doch ihr Leichnam nach der Hauptstadt gebracht, welches manchmal viele Jahre nach ihrem Tode erst geschieht. Um ihn unter der Zeit zu erhalten, trocknet man ihn bey einem gelinden Feuer, und wenn sich keine Feuchtigkeit in demselben mehr befindet, so schließt man ihn in einen Sarg.

Vierzehn Tage lang wird der Todte beweinet, und die Anverwandten und Freunde entledigen sich dieser traurigen Schuldigkeit, indem sie zu gewissen Stunden des Tages ein Klaggeschrey unter Begleitung gewisser Instrumenten erregen. Die Trauer, welche verschiedene Monate dauert, besteht in Abscherung der Haare und des Barts.

Es ist bey ihnen im Gebrauche, mit den Grossen dreyßig bis vierzig Sklaven und manchmal noch mehrere einzuscharren. Aber vornehmlich bey dem Tode der Könige wird erst diese Menschenschlächterey blutig. Was ich an einem andern Orte von den Gangoischen und Malabarischen

barischen Indianern gesagt habe, kommt dem noch gar nicht gleich, was Barbot und Bosmann von den Beninschen Schwarzen erzählen. Kaum hat der König die Augen zugeschlossen, so macht man bey dem Pallaste eine große Grube, die unten sehr breit, oben aber sehr enge ist. Darein wirft man erst den Leichnam des Königs, und hernach eine Menge Bedienten von beyderley Geschlechte, im Angesicht einer unzählbaren Menge Volks, das die Neubegierde herbey gelockt hat. Ist diese Exekution zu Ende, so macht man das Grab zu. Den Morgen darauf verfügen sich einige Officiers dahin, und heben den Stein auf, der das Grab bedeckt, und befragen die Hereingeworfenen, ob sie den König angetroffen haben. Wenn diese Unglückliche das geringste Geschrey erregen, so macht man die Oefnung wieder zu. Eben diese Ceremonie geschieht viele Tage hindurch, bis man des Todes aller Sklaven durch die Stille, die in dem Grabe herrscht, gewiß ist. Alsdenn begiebt sich der Thronfolger an eben den Ort, und läßt eine Menge Fleisch und Palmwein für das Volk dahin bringen; ein jeder trinkt und ißt bis in die Nacht. Aber das Ende dieses Fests ist eben so barbarisch, als der Anfang. Denn diese Leute, von den Dünsten des Weins erhitzet, laufen in allen Gassen der Stadt, wie Rasende, tödten alles, was sie antreffen, hauen denjenigen den Kopf ab, die sie ermordet haben, und tragen ihre Körper in die Grabeshöle,

höle, als ein neues Opfer, sagt Bosmann, welches die Nation dem Könige bringt. Diese Menschenopfer sind in Afrika schon längst gemein gewesen, und die Römer rückten es den Kathaginensern sehr ofte vor.

§. 3.

Gesetze und Regierung.

Der König von Benin hat eine unumschränkte Macht über seine Unterthanen, und vertrauet sie vornehmlich dreyen Personen an, die in dem Staate den ersten Rang behaupten. Ihr Amt erfordert, stets um den König zu seyn, ihm Rechenschaft über die Bitten der Privatleute zu geben, und ihnen seine Antworten zu ertheilen; die Gerechtigkeit, und die öffentliche Einkünfte zu verwalten; vor ihren Richterstuhl alle wichtige Sachen vorzunehmen, und unumschränket darüber Recht zu sprechen, ohne den Vicekönigen und den Statthaltern der Provinzen daran Theil nehmen zu lassen. Dapper fügt noch einen vierten Reichsbedienten hinzu, welchen er den Großkronmarschall nennt, und der vornehmlich das Kriegeswesen zu besorgen hat.

Die Bedienten vom andern Range nennt man Are des Roes, oder Strassenvorsteher. Einige sind in den Städten den verschiedenen Vierteln derselben vorgesetzt; andere sind Vicekönige oder Statthalter der Provinzen; andre

haben

haben die Aufsicht über die Sklaven, das Vieh, die Lebensmittel und über viele besondere Gegenstände der Policey.

Die Fiadors machen, nach den Nyendal, die dritte Klasse aus. Es sind die Negeragenten, die vom Hofe ernennt werden, und bey dem Handel mit den Fremden und Einwohnern die Vermittler sind. Hauptsächlich aber nützen sie als Dollmetscher. Alle Europäer, die im Lande handeln, müssen sich an diese Agenten halten, und ihnen bey ihrer Ankunft gewisse Abgaben erlegen; aber sie sind so mässig, daß man sich darüber mit Unrecht beklagen würde.

Die Minister vom ersten Range tragen an ihrem Halse eine Schnure mit Korallen, welche ihnen der König schenkt, und die hier für ein hohes Ehrenzeichen gehalten wird. Diese Gunst wird auch manchmal Privatleuten zugestanden. Eine närrische Sache ist es doch, daß man bey Lebensstrafe verbunden ist, dieses Halsband stets bey sich zu tragen. Ein Mann, der es in seinem Hause vergäße, oder der es auf der Gasse verlöhre, oder dem es die Räuber mit Gewalt entrissen, würde auf der Stelle zum Tode geführet werden. Nyendal erzählt davon verschiedene Beyspiele. Der König bewahrt selbst diese Halsbänder, die nichts weniger als kostbar sind, weil es nur ein Zusammensatz von gebrannter Erde ist, welche mit ihrer blassen Röthe mehr dem Marmor mit rothen Adern, als den Korallen gleichet.

Ein

Ein Gesetz, welches der Menschlichkeit dieses Volks mehr Ehre macht, setzet einen hinlänglichen Unterhalt für die Armen aus, die Schwachheits oder Alters halber zur Arbeit untüchtig sind. Der Staat ernährt sie umsonst, vornehmlich in großen Städten, wo ihre Anzahl gemeiniglich beträchtlicher ist. Auf solche Art sieht man in dem Lande keine Bettler.

Das Recht der Erbfolge ist also geordnet, daß alle Güter dem ältesten Sohne zugesprochen werden, welcher seinen Brüdern und seinen Schwestern etwas Beliebiges herausgiebt, oder sie nach seinem Gutdünken unterhält. Doch wenn seine Mutter noch am Leben ist; so muß er ihr nicht allein den Genuß von allem lassen, was sie vom Vater erhalten, sondern ihr auch aus seinen eigenen Gütern ein Gewisses zu ihrem Unterhalte reichen. Den andern Weibern ist er nichts schuldig; aber wenn er sie nach seinem Geschmacke findet, kann er sie zu seinen Kebsweibern machen. Diese Unglücklichen werden gemeiniglich als Sklavinnen behandelt, und zu mühsamen Arbeiten verdammet, um die Einkünfte ihres neuen Herrn zu vermehren. Die Anzahl dieser Wittwen beläuft sich in jedem Reiche sehr hoch, wo die Vielweiberey allgemein eingeführet ist, und da die meisten im großen Elende leben, so glauben sie, daß ihnen die Buhlerey ein erlaubtes Hülfsmittel sey.

Die Strafen auf den Diebstahl sind sehr gelinde, und doch ist er bey diesem Volke sel-

tener, als bey den Schwarzen der meisten andern Länder. Ein Mensch, der dieses Verbrechen begangen, wird nur zum Ersatz des Gestohlnen, und zur Erlegung einer gewissen Geldstrafe verdammt. Kann er es nicht ersetzen, so wird er dafür am Leibe gestraft. Doch füget Nyendal hinzu, daß der Raub, der in dem Hause eines Großen geschieht, stets mit dem Tode bestraft werde, aber daß man davon wenig Beyspiele sähe.

Die meisten übrigen Verbrechen werden gleichfalls mit einer Geldstrafe gebüsset, doch nicht Mord und Ehebruch. Der Mord wird ordentlicher Weise mit dem Leben bestraft. Der Ehebruch unter den Großen ziehet gleiches Schicksal nach sich; denn sie tödten die beyden Schuldigen auf der Stelle, und werfen ihre Körper den wilden Thieren vor. Wenn unter den gemeinen Leuten eine Frau ihrer Untreu überführt ist, so wird sie mit Schimpf und Schande und mit einer wackern Prügelsuppe aus dem Hause gejagt. Alle ihre Haabseligkeiten werden zum Besten des Mannes konfiscirt. Die Reichen suchen dergleichen Händel zu unterdrücken, und diese Schande abzuwenden. Die Verwandten der Schuldigen zahlen eine Geldsumme an den beleidigten Mann, der sich redlich mit seiner Frau aussöhnt, und ihr nach der Versöhnung ihren Fehler nicht mehr vorrücken darf.

Der Gebrauch der gerichtlichen Proben ist hier nicht weniger gemein, als im Königreiche

Kongo.

Kongo. Es giebt deren vornehmlich fünf Arten. Die erste besteht darinn, daß der Schuldige vor einen Priester geführt wird, der ihm mit einer Hahnfeder, die er vorher fett gemachet hat, die Zunge durchsticht. Geht sie leicht durch, und macht nur eine leichte Wunde, so betrachtet man dieses Wunder, als einen Beweis seiner Unschuld. Wenn aber die Feder stockt, und sich in den Fibern der Zunge verwickelt, so ist der Schluß von diesem natürlichen Zufalle, daß der Angeklagte straffällig sey; und dieß ist genug, ihn verdammen zu können.

Die andere Probe ist weniger grausam. Der Priester knetet einen sehr feuchten Erdklumpen zusammen, und steckt darein viele Hahnenfedern, welche der Beklagte nach einander herausziehen muß. Gehn sie ohne Mühe heraus, so wird er für unschuldig erklärt; aber bemerkt man, daß er sie mit Mühe herausreißt, so hält man ihn für schuldig. In der dritten Reinigung speyet man in die Augen des Angeklagten einen sehr beissenden Saft gewisser Kräuter. Empfindet er keinen Schmerz daran, so wird er losgesprochen; entzünden sich aber seine Augen und werden roth, so wird er ohne eine andere Untersuchung verdammt. In der vierten führet der Priester dem Angeklagten mit einem glüenden kupfernen Ringe über die Zunge, und seine Unschuld, sagt Nyendal, kommt darauf an, ob sie verbrannt wird oder nicht.

Die fünfte Probe, die aber sehr selten ist, geschieht auf folgende Weise. Man wirft die verdächtige Person an einen Ort eines Flusses, wo wahrscheinlich ein Wasserschlund ist. Die Schwarzen glauben, daß dieses Wasser die Eigenschaft habe, einen Unschuldigen, welchen man darein wirft, zu erhalten, und ihn an das Ufer ganz gemach zu treiben, wenn er auch gar nicht schwimmen könnte: Wäre er im Gegentheile straffällig, so verschlänge es ihn, wenn er auch noch so gut schwömme. Denn so bald als der Verbrecher hereingeworfen ist, sagen die Neger, wird das Wasser, wie ein Wirbel unruhig, und hört nicht eher auf, als bis er zu Boden ist.

Alle Menschen werden im Königreich Benin frey gebohren, und können den Fremden nicht als Sklaven verkauft werden. Es ist nicht einmal erlaubt, diejenigen, welche ihrer Verbrechen halber zur Sklaverey verurtheilet sind, zu verkaufen und auszuführen. Selbst der König kann dieses Gesetz nicht verletzen. Aber das Schicksal der Weiber ist nicht so glücklich; denn sie können nach Belieben ihrer Herren und ihrer Männer verkauft und ausgeführet werden.

Was bey jeder Thronveränderung vorgeht, verdient angemerkt zu werden. Wenn ein König sein Ende herankommen sieht, so nennt er seinem vornehmsten Minister denjenigen von seinen Söhnen, den er zu seinem Nachfolger erwählt. Dieses Geheimniß muß der Minister

ster bis zum Tod des Königs unverbrüchlich halten. So bald der Monarch verschieden ist, so bemächtigt sich dieser Minister seines Schatzes und seiner Güter, worüber ihm die Aufsicht gehört. Alle Prinzen, welche nach der Thronfolge streben, kommen und bezeugen ihm ihre Ehrfurcht auf den Knien, in der Ungewißheit des Schicksals, das sie erwarten. Nach einigen Tagen läßt er den Großmarschall ruffen, und entdeckt ihm das von dem Könige ihm anvertraute Geheimniß. Der Großmarschall läßt sichs fünf bis sechsmal wiederholen, und geht hernach fort, sich in seine Wohnung einzuschließen.

Alsdenn läßt der Minister den Prinzen kommen, dem die Krone bestimmt ist, und befiehlt ihm, sich zum Großmarschall zu verfügen, und ihn um einen Regenten für den Staat zu bitten. Der Prinz vollzieht diesen Befehl pünktlich und befolgt mit eben der Treue einige andere Aufträge. Wenn endlich der Großmarschall und der regierende Minister den Tag und die Präparatorien zur Ernennung angeordnet haben, so lassen sie den jungen Prinzen ruffen, befehlen ihm, sich auf die Knie zu werfen, und den letzten Willen des Königs, seines Vaters, anzuhören. Er wird alsbald mit dem königlichen Schmuck bekleidet, und wenn ihn diese beyden zum König ausgeruffen haben, empfängt er die Huldigung von den Großen und dem Volke.

Aber ehe er das Ruder des Regiments ergreift, muß er erst einige Zeit die Kunst zu herrschen studiren, und von einigen erfahrnen Männern Unterricht annehmen. In einem Dorfe, mit Nahmen Oesebo, nahe an Benin, steht er diese Lehrzeit aus, und zwischen dieser Zeit vertritt die königliche Mutter, der regierende Minister und der Großmarschall die Regierung.

Eine der vornehmsten Sorgen des neuen Monarchen, wenn er Besitz von seiner Gewalt nimmt, erstreckt sich auf die Hinrichtung seiner Brüder, um dem Reiche Sicherheit und Ruhe zu verschaffen. Sie müssen sich, nach einigen Schriftstellern, mit ihrer eignen Hand erdrosseln. Barbot sagt, daß man sie ersticke, indem man ihnen die Ohren, die Nase und das Maul verstopfe. Man erwählt eine oder die andere Strafe, weil diese Neger Prinzen, welche ohne Erbarmen ihre Brüder ermorden, sich ein Gewissen machen würden, das königliche Blut zu vergießen.

Die Könige von Benin zeigen sich ihren Unterthanen selten, aber wenn sie öffentlich erscheinen, so geschieht es allzeit mit der größten Pracht. Artus sagt, sie machten alle Jahre durch die Stadt zwey Processionen und es sey nichts prächtiger als diese Ceremonie, der alle ihre Weiber, an der Anzahl fünf bis sechshundert, beywohneten. Dapper erwehnt einiger Spazierritte, die sie zu gewissen Jahrszeiten machten, in Begleitung von ungefehr vierhundert Hofleuten, denen eine große An-

zahl Musikanten vorgehen und nachtreten. An der Spitze dieses Gefolges führt ein Trupp Zwerge und Stumme, Leoparden und Tieger in Ketten. Das Fest endiget sich gemeiniglich mit dem Tode zehn bis zwölf Sklaven, welche man zu Ehren des Monarchens aufopfert.

Der Beninsche Hofstaat besteht stets aus einer großen Anzahl Edlen. Der König unterhält eine so unbeschreibliche Menge Sklaven, daß man schwerlich in der Hauptstadt einen Schritt thut, ohne sie nicht Schaarenweise anzutreffen, davon einige auf ihren Köpfen Früchte oder Palmenöl zum Unterhalte des Schlosses, andere Wasser, Futter und andere Bedürfnisse tragen.

Die Einkünfte des Königs sind beträchtlich. Diejenigen an baarem Gelde bestehn vornehmlich in den jährlichen Summen, die ihm jeder Statthalter einer Landschaft übermachen muß. Der Zinß der Unterbedienten wird an Vieh, an Zeugen, Stoffen, Getreyde von allen Arten erlegt, und er ist zum Unterhalt des Schlosses genug. Also bleiben die baaren Geldeinkünfte in Kasten. Auf die Kaufmannswaaren ist keine immediate Auflage; aber man muß dem Statthalter eine Taxe für das Recht zu handeln erlegen.

Man versichert, der König von Benin sey im Stande, eine Armee von hunderttausend Mann in das Feld zu stellen. Die Mannszucht ist unter derselben so strenge, daß niemand seinen Posten ohne Lebensstrafe verlas-

sen darf. Uebrigens sind diese Schwarzen, wie alle ihre Nachbaren, ohne Muth, Einsicht und kriegerische Fähigkeit. Ihre Waffen sind wie der übrigen Afrikaner ihre, die wir erwehnt haben. Sie führen solche schwache Schilde, daß sie ihnen mehr zur Zierde, als zum Schutze dienen. Die Edlen tragen gemeiniglich im Kriege einen scharlachenen Rock; aber einige bedecken sich auch mit Elephantenhäuten oder andern Fellen zur Sicherheit für die Pfeile, und putzen sie mit Leopardenzähnen aus. Alle haben auf dem Haupt eine rothe Mütze, von welcher ein Pferdeschwanz herunterhengt. Der gemeine Soldat hat keine andere Kleidung als einen seidenen Schurz, der ihm die Lenden und dicken Beine bedeckt.

§. 4.

Religion.

Diese Völker haben einen sehr richtigen Begriff von einem obersten Wesen, das sie für unsichtbar und allmächtig halten, und das man, wie sie sagen, nicht durch sinnliche Bilder vorstellen kann, weil es keinen Körper hat. Sie geben ihm den Nahmen Orissa, und eignen ihm zu die Schöpfung des Himmels und der Erden, die unumschränkte Gewalt über die Welt, welche er nach den Gesetzen einer grosen Weisheit regiert. Aber sie halten es für sehr unnütze, ihm Opfer und Gelübde zu bringen, weil nicht nur unsre Ehrfurcht nichts zu seiner

Größe beytragen kann, sondern weil auch er nothwendig gut ist, und uns also alle Arten von Gutthaten erzeigen muß, ohne fähig zu seyn, uns etwas Böses zu thun. Im Gegentheile halten sie es für nöthig, den Teufel zu verehren, weil es ein boshafter Geist ist, der immer geneigt ist zu schaden, und welchen man mit Gebeten und Opfern besänftigen muß.

Sie verehren eine große Anzahl von Untergottheiten, welche sie Fetiches heissen, und welche ich anderswo bekannter machen werde. Alles was ich hier anmerken will, ist, daß die Schwarzen, nach dem Beyspiele der Kongoer, sich eine Menge Götzen nach ihrer Einbildung machen, und so gar die Hirnschädel und die Skelette verehren. Ihre täglichen Opfer bestehen in einigen gekochten und mit ein wenig Oel vermischten Ignames; aber an ihren großen Festtagen opfern sie Ochsen, Schöpse und allerhand Thiere, davon sie das Fleisch mit ihren Freunden essen. Sie glauben die Erscheinungen der Todten, welche, wie sie sagen, nur aus der andern Welt zurückkommen, um gewisse Opfer abzunöthigen. Bey solchen Gelegenheiten räumt man ihnen ohne Verzug alles ein, was sie verlangen, und wenn man sich zu unvermögend befindet, es zu thun, so geht man lieber zu seinen Nachbaren, und borget es, als daß man eine solche Pflicht verabsäumen sollte.

Sie setzen die Hölle und das Paradieß in das Meer. Einer von ihren Religionsgrundsätzen ist, daß der Schatten des Menschen ein würkliches Wesen sey, und daß er einmal von dem Leben desjenigen Rechenschaft geben muß, den er niemals zu begleiten aufgehört hat.

Sie füllen ihre Häuser mit Götzen, und widmen eben diesen Gottheiten besondere Kapellen in Gestalt der Hütten, wo sie ihre Opfer bringen. Ihre Priester sollen sich eine vertraute Bekanntschaft mit dem Teufel zueignen, und des Geheimnisses rühmen, zukünftige Dinge zu ergründen, indem sie bey ihren magischen Ceremonien einen Topf mit drey Löchern gebrauchen, mit dem sie einen gewissen Schall erregen können. Der berühmteste Priester wohnt zu Loebo, einer an der Mündung des Flusses Formosa gelegenen Stadt. Die Beninschen Schwarzen halten ihn für einen in den Geheimnissen der Zauberey gänzlich erfahrnen Mann, dessen Gewalt sich über Meer und Luft erstreckt, der die Ankunft der Schiffe, die Schiffbrüche und eine Menge andere Begebenheiten voraussieht. Er herrscht uneingeschränkt in der Stadt Loebo und in allen unter derselben stehenden Landen. Das Volk hat eine solche Ehrerbietung für diesen Pabst, daß es sich ihm nur mit Zittern nähert.

Ich habe von den grausamen Opfern gesprochen, die man dem Teufel von Arebo bringt. Der Ort seines Aufenthalts ist ein von der Stadt nicht weit entferntes Gebüsche,

zu dem den Negern von den andern Gegenden der Zugang sehr hart verbothen ist. Wenn sichs zuträgt, daß ein Fremder auf einen Steig zu diesem Gebüsche kömmt, so nöthigen ihn die Einwohner zurückzugehen, weil sie überzeugt sind, daß wenn er mit seiner Gegenwart diesen geheiligten Ort verunheiligte, so würde das Land durch die Pest oder eine andere Plage verheeret werden. Nyendal gieng, um ihnen dieses lächerliche Vorurtheil zu benehmen, oft in diesem Hayn auf die Jagd, und durchstrich alle dahin gehende Gänge. Die Neger erstaunten über seine Kühnheit, aber noch mehr, daß er unbestraft blieb. Doch ihre Priester sagten zur Behauptung der Ehre des Götzens, er bekümmerte sich wenig um das, was die Weissen vornähmen; wenn aber die Schwarzen, diesem Beyspiele zu folgen, sich erkühnten, so würden sie bald die Würkung seiner Rache empfinden.

Einer von den Aberglauben dieses Volks ist, eine göttliche Ehrfurcht für gewisse schwarze Vögel zu haben. Artus versichert, es sey bey Lebensstrafe verbothen, ihnen den geringsten Schaden zuzufügen, und es wären gewisse Diener gesetzt, ihnen zu dienen und die Nahrung an einen Ort der Gebürge, der ihnen besonders geheiligt ist, zu bringen.

Eben diese Neger haben aller fünf Tage ein Fest, welches sie religiös mit Opfern begehen. Die Großen opfern Kühe, Schöpse und Ziegen; die gemeinen Leute Hunde, Katzen

und

und Hähne. Man theilt einen Theil dieses Fleisches unter die Armen. Das jährliche Fest zur Ehre der Todten hat dieses besonders, daß man ihnen nicht allein eine große Anzahl Vieh, sondern auch viele menschliche Opfer weihet. Denn man ist gewohnt, bey dieser Gelegenheit fünf und zwanzig Menschen aufzuopfern, welches gemeiniglich zum Tode verdammte Verbrecher sind. Wenn sich diese Anzahl aber nicht in den Gefängnissen findet, so haben die königlichen Bedienten Befehl, die Gassen von Benin durchzulaufen, und ohne Unterscheid die ersten Personen, denen sie begegnen, aufzuheben. Die Reichen können sich zwar mit einer gewissen Summe Geldes für die Priester loskaufen, aber die Armen werden ohne Barmherzigkeit getödtet.

Was diese Neger das Korallenfest nennen, ist, nach dem Nyendal, das größte Fest des Königreichs. Man fevert es im Monat May im Bezirke des Schlosses, wohin die Neugierde und Andacht eine unzählbare Menge Volks locket. Der König wohnt demselben bey, und hat seine Weiber und seine vornehmsten Ministers um sich, und opfert unter freyem Himmel. Diese Handlung wird mit den Zuruffungen seiner Unterthanen begleitet, die auch nach und nach ihre Andacht halten, und opfern. Die Ceremonie beschließt ein großes Gastmahl, welches der König und die Großen dem Volke geben. Nyendal, der dieses

ses Fest 1702. zu Benin feyern sah, konnte von seinem Ursprunge keine Erklärung bekommen.

Dritter Artickel.

Sklavenküste.

Die wahre Größe dieser Küste geht von **Rio Lagos**, an der abendländischen Grenze von Benin, bis an **Rio da Volta** an den Grenzen der Goldküste, und der uhter diesen beyden Flüssen befindliche Raum, beträgt ohngefehr vierzig Meilen. Ungeachtet dieses Land in solche enge Grenzen eingeschlossen ist, so hat es doch vier Königreiche, welche von Morgen nach Westen zu unmittelbar auf einander folgen.

§. 1.

Das Königreich Ardra.

Ardra, von dem wir zuerst reden werden, ist das östlichste. Seine Küste hat einen geringen Umfang; aber es breitet sich ziemlich weit gegen das feste Land aus. Die dasige Luft ist für die Europäer sehr ungesund, die gar selten der Schädlichkeit ihres Einflusses widerstehen können. Aber die gebohrne Einwohner geniessen einer dauerhaften Gesundheit, und werden sehr alt, und haben keine andere Krankheit, als die Blattern zu befürchten, die manchmal greuliche Verheerungen anrichten.

Das

Das Land ist gleich, eben, und überhaupt sehr fruchtbar. Man samlet hier einen wunderbaren Vorrath an Türkischem Weizen, Hirse, Ignames, Potates, Limonien, Kokosnüssen und Palmwein. Es bringt auch viel Salz hervor, welches sich in den niedrigen und morastigen Oertern bildet, und nach welchem die Einwohner der Inseln von Karam, in dem Königreiche Benin, kommen, und es in ihre Kähne laden. Man sieht hier keine Elephanten.

Die bekanntesten Städte sind:

1) **Foulaon**, welche Barbot an einen Fluße setzt, den er **Torri** nennt. Es ist die Hauptstadt und der einzige Seehafen einer Gegend, welche man gleichfalls Torri nennt.

2) **Praya**, welches andere das **kleine Ardra** nennen. Seine Lage ist am Ufer des Meeres, am Grunde einer Bay, wo es sehr gut Anker zu werfen ist. Sie liegt auf einem erhöhten Lande, welches zwey hundert Toisen in Umfange haben kann.

3) und 4) **Offra** und **Jakin**. Die erste ist sieben Meilen von Praya, und weiter hinein in das Land. Zu Anfange dieses Jahrhunderts hatten die Engländer und Holländer Komtore daselbst. Jakin liegt zwischen Offra und Praya, an einem Flusse gleiches Nahmens, welcher vielleicht mit dem Flusse Torri einerley ist.

5) **Grandsoro** gegen Norden von Offra, ein großer Flecken, wo es eine Art von Wirthshäusern für die Fremden giebt.

6) Assem und Azem, welche die Europäer das große Ardra nennen. Es ist die Hauptstadt des Königreichs Ardra, und die ordentliche Residenz des Königs. Sie lieget sechszehn Meilen vom Meer, gegen Nordwest von Praya. Man giebt ihr drey bis vier Meilen im Umkreise; aber der größte Theil davon ist ohne Wohnungen; denn ausserdem, daß die Gassen ausserordentlich breit sind, so sind die Häuser durch große eingeschlossene Oerter abgesondert. Man geht nur von einer Seite in die Stadt und zwar durch vier Thore hinter einander, die mit einem breiten Graben vertheidigt werden. Es giebt zur rechten und linken Hand Gallerien, die anstatt der Wachthäuser dienen.

Ein Fluß, den die Schwarzen Eufrates nennen, umgiebt eine große Hälfte von Assem, und dient ihr zu einem natürlichen Graben, und dennoch hat die Stadt in dem nehmlichen Umfange eine kleine Mauer. Alle übrigen Seiten sind mit einer höhern und dickern Mauer versehen. Die Mauern sind von einer röthlichen Erde, welche vollkommen ohne Kalk zusammenhält, und eben die Festigkeit und Glätte bekömmt, als der Gips. Alle Häuser darinn sind von eben der Erde gebauet, und mit Stroh bedeckt. Barbot rühmt ihre Regelmäßigkeit, Größe, Nettigkeit und schöne Abmessung der Gassen, deren Boden gar keine Ungleichheit haben soll. Die Hitze des Klima erlaubet nicht, viele Oefnungen in die Fenster zu

machen,

machen, welche statt des Glases mit Rahmen von weissem Zeuge besetzt sind.

Das Schloß des Königs ist ein sehr grosses Gebäude, dessen Mauern auch von Erde und die Dächer von Stroh sind. Es hat viele große Höfe, die bedeckte Gänge umgeben, und über welchen sich auch Zimmer befinden. Man sieht ferner daselbst große Gärten, mit Mauern umringt, und in Alleen von langen und schmalen Bäumen vertheilt, zwischen welchen Rabatten gelassen sind. Die Möbeln zeigen von der größten Einfalt. In diesen letzten Zeiten hat die Stadt Assem viel von ihrem Glanze verlohren. Die Schwarzen von Dahoway plünderten sie 1724., nachdem sie den größten Theil des Landes ruinirt hatten.

7) und 8) Ba und Jago sind zwey andere Städte, davon die erste vornehmlich wegen ihres Salzmarkts berühmt ist, der aller vier Tagen gehalten wird. Fünf oder sechs Meilen von Ba ist ein anderer Markt, wo in gewissen Jahreszeiten sich drey bis vier tausend Schwarzen versammlen, welche allerhand Landeswaaren zum Verkauf bringen.

Was ich bey den Gebräuchen und Sitten dieses Landes merkwürdiges gefunden habe, kann auf folgende Gegenstände gebracht werden. Die meisten Einwohner in Ardra, halten sich nur für anständig gekleidet, wenn sie um die Hüften und Lenden fünf bis sechs Schurze haben, die sie über einander legen und davon viele mit gesponnenem oder geschlagenem

Golde

Golde besetzet sind. Die Personen vom ersten Range fügen hierzu noch ein Hemde von weissem Katiko, über welches sie einen kurzen Mantel tragen.

Das Kleid des Königs ist nur von zwey Schurzen, in Form der Wamste, davon einer länger, als der andere ist. Er hat ausser dem Hemde von Kaliko noch manchmal eine seidene Binde, die wie ein Degengehenke gebunden ist. Auf seinem Kopfe trägt er eine aus wohlriechendem Holze geschnitzte Krone, und eine Art von Haube mit Spitzen, welche ihm über die Schultern hängen. In der Hand hält er ein Stäbchen, davon der Griff von sehr feiner Arbeit ist.

Die vornehmen Weiber bedienen sich in ihrer Kleidung der reichsten Indianischen und Chinesischen Stoffe, und verabsäumen übrigens in ihrem Putze keinen Schmuck, den der Luxus eingeführt hat. Beyde Geschlechter waschen sich sorgfältig Morgens und Abends, besalben sich den Leib und sind überhaupt äusserst reinlich.

Ihre gemeine Nahrung ist eine Art Kuchen, mit Nahmen **Kanki**, Ignames, welche man über Kohlen kocht, oder mit Butter, Reiß, Kräutern und Wurzeln, Ochsen- Schöpsen- Hundefleisch und Vögeln zurichtet. Sie haben eine Art von Biere, die sie **Pitau** nennen, und dessen Geschmack ganz angenehm ist.

Auf den besten Tafeln erscheint kein anderes Gefäß, als in zwey geschnittene Kürbisse, welche sie Kowis nennen, und so sauber lakiren, daß man sie für Muscheln halten sollte.

Die Keuschheit ist beyden Geschlechtern eine unbekannte Tugend. Die Weiber, in Absicht den Männern zu gefallen, deren Geilheit sie kennen, bemühen sich verbuhlt und liederlich zu scheinen. Sie sollen wenig fruchtbar seyn, und sehr selten mehr als zwey oder drey Kinder haben, und eine Frau, die mehr als ein Kind auf einmal zur Welt brächte, würde für eine Ehebrecherin angesehen.

Bey ihren Leichenbegängnissen ist ein merkwürdiger Umstand, daß nehmlich der Ort des Grabes gewöhniglich selbst das Haus des Todten ist, wo man ein kleines Gewölbe anlegt, und seinen Körper hineinsetzet. Die Beerdigungen geschehen ohne Ceremonien, sowohl bey gemeinen Leuten, als bey den Königen selbst, denen man drey Monathe nach ihrem Tode einige Sklaven opfert.

Der Hamack ist auf den Reisen ihr ordentliches Fuhrwerk, und die Weissen bedienen sich derselben eben so häuffig, als die Schwarzen. Barbot versichert, sie hätten ein solches Mißtrauen gegen die Europäer, daß sie ihnen am Tage zu reisen, nicht erlaubten, und wenn auch manchmal von dieser Strenge nachgelassen würde, so geschehe es nur in Betracht derjenigen, welche mit einem einheimischen Prinzen reiseten, und auch alsdenn noch bemühte man

sich,

sich, sie auf Abwege zu führen, und vermiede vornehmlich, sie an die Städte näher zu bringen.

Einer von meinen angeführten Schriftstellern beobachtet, daß alle Bedienten des Königlichen Hauses den Titel eines Hauptmanns von dem, was ihre vornehmste Verrichtung sey, führeten. Also nenne sich der erste Haushofmeister, Hauptmann der Tafel; der Liverant, Hauptmann der Lebensmittel; der Mundschenk, Hauptmann des Weins ꝛc.

Man bedienet den König auf den Knien, und wenn die Gerichte aufgetragen werden, so werfen sie sich alle nieder, und neigen ihr Haupt bis auf die Erde. Es ist bey Lebensstrafe verboten, ihn, wenn er trinkt, anzusehen, oder die Augen auf seine Speisen zu heften.

Unter einer großen Anzahl Weibern, welche in dem Serail des Königs sind, führt nur eine den königlichen Titel. Es ist diejenige, die ihm den ersten Sohn gebiehrt. Sie stehet in solchem Ansehen bey den andern, daß sie sie aus dem Schlosse jagen, oder sie gar in die Sklaverey verkaufen kann, ohne daß sich der König dieser Grausamkeit widersetzet.

Die Europäer treiben einen großen Handel auf der Küste von Ardra, von da die Holländer allein jährlich drey tausend Sklaven ziehen sollen. Ein Theil dieser Elenden sind Kriegesgefangene; andre sind in den zinsbaren Provinzen erzogen worden; einige sind aus dem Lande verwiesene Verbrecher, oder unzahlbare Schuldner, die zum Besten ihrer Gläu-

biger verkauft worden sind. Die übrigen aus dieser Gegend kommenden Waaren bestehen in einigen Zeugen, welche daselbst gemacht werden, und blauen Steinen, die den Nahmen Aegris führen. Das Beste, was man hieher bringen kann, sind Bugis, kleine Muscheln, welche die liebsten Münzen der Schwarzen sind; platte Eisenstangen, Halsbänder und gläserne Ohrgehänge von verschiedenen Farben; lange Korallen, vergoldete Häute, rothe und weisse Taffende und andere geblümte und gestreifte Zeuge; Kessel und kupferne Becken; Ringe von eben dem Metall; Agathe, viereckigte vergoldete Spiegel, französischen Brantewein, Kanarien- und Malvasierwein; Hüte, Drapdor und Drapdargent, Messer, Gewehre, Schießpulver, kupferne Schellen und andere kleine Waaren.

Der König hat die erste Beschauung und den Vorzug bey allen fremden Waaren, und mit ihm muß man zuerst handeln. D'Elbee sagt, daß er niemals auf Kredit nähme, noch die Kaufleute betröge, wie die andern Negerkönige, und daß man sich auf seine Treue völlig verlassen könne. Alle, große und kleine Schiffe bezahlen ihn in Waaren, für das Recht zu handeln, den Werth von funfzig Sklaven. Die andern besondern Rechte können auf die Hälfte dieser Taxe steigen. Wenn der König seinen Kauf geschlossen hat, so kommt die Wahl der Waaren und das

Recht, zuerst seine Sklaven zu verkaufen, an dem Erbprinz, Oberpriester und an die Großen des Hofes. Die fremden Faktors handeln alsdenn mit den Privatkaufleuten; und da diese besser als der König und die Hofleute bezahlen, so hält man für sie das Beste von der ganzen Schiffsladung zurück.

Dieses Volk, welches weder lesen noch schreiben kann, und selbst in seiner eigenen Sprache keine Buchstaben hat, bedienet sich bey dem Zusammenrechnen kleiner Bindfaden mit Knötchen, als eine Art von Ziffern. Doch die meisten Standespersonen verstehn sehr wohl Portugiesisch, und können sogar schreiben und lesen.

Ihre Religion ist nur ein lächerlicher Wirrwarr von den plumpesten und abergläubigsten Ungereimtheiten. Sie erkennen ein oberstes Wesen, ohne ihm aber die geringste Ehrfurcht zu bezeugen, ohne die Unsterblichkeit der Seele einzuräumen, und ohne einen Begriff eines andern Lebens zu haben. Ob sie gleich überzeuget sind, daß der Tod sowohl den Leib als die Seele vertilge, so glauben sie doch, daß diejenigen, welche im Kriege für das Vaterland sterben, auf die Erde wieder zurück kommen können, aber mit andern Zügen, und einer neuen Gesichtsbildung, welches mache, daß sie von ihren besten Freunden nicht erkannt würden. Barbot argwohnt mit Recht, daß dieser politische Lehrsatz von den Priestern erfunden sey, um den Soldaten Muth zu machen.

Diese Schwarzen sind so furchtsam, daß sie der geringste Zufall beunruhiget, und daß man sie bey dem bloßen Nahmen des Todes zittern sieht. Der Oberpriester hat bey allen gottesdienstlichen Handlungen den Vorsitz, und ist zu gleicher Zeit erster Staatsminister. Sein Ansehen ist so befestigt, daß er einen König vom Throne stoßen könnte, wenn er nur die geringste Veränderung in dem öffentlichen Gottesdienste vornehmen wollte. Er giebt jeder Familie ihre Fetiches oder ihre Götter. D'Elbee bemerkte in der Ecke eines Ganges, bey dem Besuche, den er einem solchen Priester abstattete, eine weisse Puppe, in der Größe, eines Kindes von vier Jahren. Als er fragte, was dieses vorstellen sollte, so antwortete der Priester, es ist der Teufel. Aber der Teufel ist ja nicht weiß, sagte D'Elbee. Worauf er wieder antwortete: Ihr glaubt, er ist schwarz, doch das ist ein großer Irrthum; denn ich, der ich ihn sehe, und ihn oft spreche, ich kann euch versichern, er ist weiß. So weit treiben die Priester den Betrug, oder vielleicht die Dummheit.

Es steht jedem Privatmanne frey, die Fetiches anzubeten, welche er will, wenn er nur bey dieser Gelegenheit ihre Priester um Rath fraget. Einige erwählen zum Gegenstand ihres Gottesdienstes einen Berg, andere einen Baum, einen Stein, ein Stück Holz, oder eine andere unbelebte Substanz. Dieser Gottesdienst ohne alle Gebete, Opfer und Arten

von Ceremonien besteht einzig und allein, nach dem D'Elbee, in Bezeugung einer tiefen Ehrfurcht gegen die erwählten Fetiches. Aber Barbot versichert, daß das Haupt jeder Familie, ihnen alle halbe Jahre ein öffentliches Opfer bringe, und ihnen manchmal sogar Thiere opfre. Die Fetiches des Staats sind dicke schwarze Vögel, welche man in dem königlichen Garten mit großer Sorgfalt hält. Snelgrave belehret uns, daß der Statthalter von Jakin einen Todtenkopf zu einem Fetiche hätte, welchem er eine bäurische Kapelle errichten lassen, die wie ein Heuschober aussah.

Sie pflegen die Götzen in ihren Häusern mit einem irdenen Topfe zu bedecken, woraus sie sie nehmen, wenn sie sie um Rath fragen wollen, und sie hernach wieder in den Topf setzen, den man mit etlichen Tropfen wohlriechenden Wassers besprengt.

Ich weiß nicht, ob folgende Gewohnheit zur Religion gehört. „Der Oberpriester, es sind des D'Elbee eigne Worte, hat in jeder Stadt ein Haus, wohin er wechselsweise die Weiber schickt, um gewisse Uebungen zu erlernen, welche fünf bis sechs Monathe Unterricht erfordern. Es sind Gesänge und Tänze, welche in sehr mühsamen Bewegungen und Sprüngen, unter vermischtem Geschrey und Heulen, bestehen, dabey man aber einen gewissen Takt beobachtet. Die Weiber, die zu dieser Uebung bestimmt sind, versammlen sich in einem großen Saale. Man beläſtiget ihre Füsse

und Hände mit eisernen und kupfernen Instrumenten, um den Lerm zu vermehren und ihre Bewegungen desto beschwerlicher zu machen. Sie hören nicht auf zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit und Schwachheit hinfallen, und alsdenn rufen die alten Schönen eine neue Bande Schülerinnen.„

Der Schriftsteller, aus dem ich diese Erzählung genommen, fand in dem Königreiche Ardra einige Merkmaale des Christenthumes. Denn in der Zeit, da er zu Assem sich befand, kamen einige Schwarzen, die eigentlich die Portugiesen bekehret hatten, und baten ihn um Paternoster, und bezeugten ein heftiges Verlangen, die Messe zu hören. Er konnte ihre Frömmigkeit nicht befriedigen, weil er sich von seinem Kapelan nicht hatte begleiten lassen.

Alle Einwohner dieses Landes zahlen dem Könige eine Kopfsteuer, die die Weissen so gut, wie die Schwarzen entrichten müssen. Die Europäer, welche nach der Hauptstadt reisen, um eine Audienz bey dem Könige zu erhalten, werden in dem Schlosse beherberget, und auf Kosten des Königes bewirthet. Bey dieser Ceremonie geht der Monarch etliche Schritte auf sie zu, nimmt sie bey der Hand, drückt ihre Hand an die seinige, und berührt ihnen dreymal den ersten Finger. Der Fremde reichet alsdenn seine Geschenke, entdeckt seine Absichten durch den Mund eines Dollmetschers, und

erhält

erhält durch eben denselben die Antwort. Nach diesen führt man ihn zur Audienz des Erbprinzen und des Oberpriesters.

Man versichert, daß der König von Ardra eine Armee von vierzig tausend Rittern in das Feld stellen kann. Alle Unterthanen sind verbunden, sich einrolliren zu lassen, wenn sie zu seiner Fahne gefodert werden. Die an den Küsten wohnende Neger sind mit Flinten und Säbeln bewaffnet, aber in der Mitte des Landes tragen sie Bogen und Pfeile, Dolche, Picken und hölzerne Kolben. Sie haben an dem Ende einer Stangen, die die Gestalt eines S hat, eine kleine Standarte, mit der sie eine Menge närrische Schwenkungen machen. Ihre Trommeln gehn spitzig zu, und werden mit einer gewissen Art von Takt geschlagen. Sie haben auch Glöckchen, die sie mit Stöcken schlagen, und bey deren Klange der Soldat tausend lächerliche Verzückungen macht. Sänger und Possenreisser bemühen sich auf ihrer Seite ihre Truppen durch Gesänge und martialische Geberden zu beleben. Aber aller dieser Beystand ist nicht vermögend, diesem weibischen und furchtsamen Volke Muth einzuflößen.

Es ist länger als hundert Jahr, daß die Holländer und Engländer im Besitze des vornehmsten Handels auf der Küste Ardra sind. Die Franzosen versuchten 1670. sich daselbst niederzulassen. Zwey Schiffe ihrer Ostindischen Gesellschaft, eines die Gerechtigkeit,

das andere die Eintracht genannt, kamen zu Anfange dieses Jahres auf die Rheede zu Praya, unter dem Befehle des Herrn D'Elbee, eines Seekommissarius. Ihn begleiteten bey dieser Unternehmung der Herr Dübourg, welcher zum Befehlshaber des Forts bestimmt wurde, das man in diesem Lande anlegen wollte, und ein fremder Kaufmann, mit Nahmen Carlof, der in den Diensten der Holländer auf der Küste von Guinea eine vollkommene Kenntniß des Handels in dieser Gegend erhalten hatte.

D'Elbee, als er Dübourg und Carlof an das Land geschickt hatte, um die ersten Entdeckungen des Handels zu machen, begab sich nach Assem selbst, wo er dem Könige des andern Tages, nach seiner Ankunft, vorgestellet wurde. Dieser Regent, welcher sich Tofizon nannte, schien ohngefehr siebzig Jahre alt zu seyn. Er hatte eine vortheilhafte Leibesgestalt, große und feurige Augen, ein ausserordentlich edles Betragen in seinen Manieren, Witz und Beurtheilungskraft sah aus allen seinen Reden und Antworten hervor. So bald er D'Elbee gewahr wurde, reichte er ihm die Hand, nahm die seinige, und knickte seinen Daum dreymal, welches daselbst für ein besonderes Zeichen der Liebe und Huld gehalten wird.

Nach den gewöhnlichen Komplimenten bat der Abgesandte von Frankreich, welchem man schon eine Faktorey zu Offra für seine Nation angebothen hatte, den König, den Franzosen zu erlauben, eine nach ihrem Gutdünken zu

errichten,

errichten, weil diejenige, welche man ihnen gegeben, sehr klein und unbequem wäre. Der König antwortete, er wollte Befehl stellen, daß die Wohnungen ihrer neuen Faktorey vermehret würden, aber er könnte ihnen nicht klüglich die Erlaubniß ertheilen, eine nach ihrem Sinne zu errichten. Ich kenne, sagte er, eure Politik. Mit einer Batterie von zwey Kanonen fangt ihr an; das Jahr darauf habt ihr eine mit vieren, und stufenweise wird eure Faktorey ein Fort, das euch Meister von meinem Lande macht. Er begleitete diese vernünftige Rede mit so vielen Feinheiten, daß D'Elbee über seine Weigerung nicht ungehalten werden konnte.

Nach einiger Zeit schickte der König von Ardra den Neger **Matteo Lopez**, ersten Dollmetscher des Hofs, nach Frankreich, mit dem Titel eines Ambassadeurs. Dieser Minister schiffte sich in das Schiff, die Eintracht genannt, im Monath März ein, und kam erst nach neun Monathen zu Dieppe an, weil sein Schiff zu Martinike einlaufen mußte. Er hielt seinen Einzug zu Paris den 15ten December 1670. und den 19ten gab ihm Ludwig der vierzehnte in Thuilleries Audienz. Lopez wurde von dem Oberhofmarschall in dem Wagen des Königes, und seine Kinder in der Königin ihren dahin gebracht. Die folgenden Tage führte man ihn zur Königin, dem Dauphin und zu den vornehmsten Ministern. Ohne Zweifel waren die Ehrenbezeugungen ein we-

nig

nig übertrieben, welche diesem Negergesandten erwiesen wurden; aber Ludwig der vierzehnte liebte den Pomp, und wollte vornehmlich damit die Fremden blenden. Uebrigens bezeugte Lopez in seiner Gesandtschaft eben so viel Witz als Ueberlegung. Es war, sagt mein angeführter Schriftsteller, ein kluger Mann, der wenig sprach, aber viel fragen that, und sorgfältig alles, was er hörte, aufschrieb. Er verstund sehr gut Portugiesisch, und druckte sich in dieser Sprache mit vieler Anmuth aus. Er war in den Grundsätzen des Christenthums unterrichtet, er wußte die Gebeter der Kirche, und soll sogar die Taufe haben annehmen wollen. Er ersuchte Ludwig den vierzehnten, im Nahmen seines Königes, Mißionaren nach Guinea zu schicken.

Während seines Aufenthalts zu Paris hatte er mit den Direktorn der Ostindischen Gesellschaft öftere Unterredungen, die ihm folgende Vorschläge thaten:

1) Daß die Französischen Schiffe, die nach der Küste von Ardra geschickt würden, den Vorzug vor allen andern Schiffen aller Nationen hätten.

2) Daß sie nur zwanzig Sklaven für die Rechte zu handeln, erlegen dürften.

3) Daß der König von Ardra sein Ansehen anwenden möchte, damit die von seinen Unterthanen gemachten Schulden an die Faktorey der Gesellschaft gezahlet würden.

4) Daß

4) Daß die Französischen Faktors, den Hofleuten Kredit zu geben, entlassen würden, wenn sie in der Genauigkeit ihrer Bezahlung Mißtrauen hegten.

5) Daß endlich der König unmittelbar die Faktors und die Güter der Gesellschaft unter seinen Schutz nehmen möchte.

Auf diese Bedingungen versprachen die Direktors ihre Faktorey zu Ardra hinlänglich mit allen nothwendigen Waaren bis auf den Werth von fünf hundert Sklaven zu versehen; jährlich eine gewisse Anzahl Schiffe auf diese Küste zu schicken, und sich mit keinen andern Fürsten wegen des Sklavenhandels einzulassen. Der Gesandte war mit diesen Anerbietungen zufrieden, und machte über die ersten vier Artikeln keine Schwierigkeiten. Was aber den fünften anbelangt, so sagte er, er wüßte seines Herrn Meynung nicht, und könnte für den Erfolg keine Gewähr leisten; aber er wollte alle seine Kräfte anwenden, um den König von Ardra zur Bestätigung derselben zu vermögen.

Matteo Lopez hielt seine Abschiedsaudienz mit eben den Ceremonien, als sie das erste mal beobachtet worden waren, und gieng im Jenner 1671. von Paris, schiffte sich nach weniger Zeit in Havre de Grace ein, und kam glücklich auf der Rheede von Ardra den ersten Oktober eben dieses Jahres an. Carlof begleitete ihn auf dieser Ueberfahrt. Er gab vor, der Minister habe ihm die Austheilung der reichen Geschenke, welche man dem Könige von Ardra über-

überschickte, aufgetragen; aber Lopez behauptete, daß sie dem Könige nur durch ihn überreicht werden müßten. Carlof erhielt es, und der Negergesandte ward über diese Beschimpfung so aufgebracht, daß er alle seinen Kredit anwendete, dem Handel der Franzosen zu schaden, und alle ihre Entwürfe zu vernichten. Ein Einfall, den eine fremde Macht in dieses Land that, verhinderte sie, ihren Entwurf durchzusehen. Dieß Königreich wurde von dem Könige von Dahomay 1724. verheeret, und die Europäer handelten nicht mehr dahin.

§. 2.

Das Königreich Juida. 1)

Beschreibung dieses Landes und seine merkwürdigsten Produkte.

Bosmann übertreibt es vielleicht ein wenig, wenn er sagt, die ganze Welt habe keine Gegend, welche an Schönheit der Juidaischen gleich käme. Aber alle Reisende stimmen darinn überein, daß es eine der reitzendesten auf unserer Erdkugel sey. Die Bäume sind da von besonderer Größe, und alle Jahreszeiten über mit dem prächtigsten Laube bedeckt; die Felder mit vielen Flüssen und einer Menge Bä-

che

1) So nennen es die Franzosen, nach dem Barbot. Andre nennen es Fida, Whida, Whidaw, Ueda ꝛc.

che gewässert, und mit großen Wäldern von Palmbäumen und Tamarinden, oder angenehmen Pomeranzen- Limonen- Feigen- und Bananasbäumen geziert. Die Gebüsche und bösen Pflanzen verdunkeln diese Bäume nicht, wie in andern Theilen von Guinea. Hohe Gebürge, sagt des Marais, begrenzen gar nicht diese Aussicht; das Land erhöht sich erst nach und nach zehn bis zwölf Meilen von der Küste, wie ein prächtiges und großes Theater, wo eine unendliche Menge von Dörfern, die mit Bäumen besetzet sind, die Kanäle vieler Flüsse, und die Aussicht auf das offene Meer, den prächtigsten Anblick, den man sich vorstellen kann, verschaffen.

Ueber die Grenzen dieses Königreichs, welches Südwest gegen Ardra liegt, ist man uneinig. Die Reisenden, die dieselbe am größesten beschreiben, sagen, es habe an der Küste funfzehn bis sechszehn Meilen in der Länge, und in das Land hinein zehn bis zwölfe. Einige behaupten, sein ganzer Umfang betrage nur sechszehn Meilen.

Die vornehmsten Flüsse des Landes sind Jakin und Eufrates, die alle beyde aus dem Königreiche Ardra entstehen. Der erste hat ein gelbliches Wasser, und da er kaum drey Fuß tief ist, so kann er nur Kähne tragen. Der andere ist breiter und tiefer, und sein Wasser ist vortrefflich. Es würden darauf große Schiffe gehen können, wenn sein Bette nicht an manchen Orten Sandbänke hätte.

Man

Man theilt das Land in sechs und zwanzig Provinzen, deren jede einen besondern Regenten hat, und wozu die meisten durch die Erbschaft gelangen. Man findet ihre Nahmen in der Reise des Des Marchais, aber auch nicht das geringste mehr, ausgenommen, daß er von der ersten saget, sie hieße Sabi von dem Nahmen ihrer vornehmsten Stadt, die zugleich die Hauptstadt des Königreichs sey, und mache die alten Domainengüter des Königs aus.

Jede Provinz hat eine Stadt, die zur Residenz ihres Regenten dient, und viele Dörfer, die unter ihr stehen. Das ganze Land ist überhaupt so voller Einwohner, daß es, wie ein Reisender sagt, nicht anders scheint, als wenn es nur eine Stadt ausmachete, die in viele Viertel eingetheilt ist, in welcher bebaute Felder liegen, die man für Gärten halten sollte. Die Dörfer sind, nach dem Bosmann, nur einen Musketenschuß von einander. Uebrigens ist das innere Land den Europäern wenig bekannt, und die angenehmen Beschreibungen, die sie von diesem Königreiche machen, sind vornehmlich von den Gegenden zu verstehen, die an der See und an die Hauptstadt liegen. Denn dieser Theil des Landes wird von unsern Reisenden am meisten besucht.

Es ist sehr schwer, an dieser Küste Anker zu werfen, weil die Wellen unaufhörlich wüten. Sie werden so groß und stoßen mit einer solchen Gewalt an einander, daß das Aussteigen der Schiffe niemals ohne Gefahr ist. Die

Euro-

Europäischen Schiffe haben mehr, als einmal, davon eine traurige Erfahrung gemacht.

Sabbi, oder Sabier, die Hauptstadt des Königreichs, liegt viertehalb Meilen vom Meer, mitten in einer großen Ebene. Es ist die Residenz des Königs und der Europäischen Faktors. Jede Familie hat ein gewisses Stück Erdreich, mit einer Mauer umgeben, und eine verhältmäßige Anzahl Hütten mit ihren Personen. Alle diese eingeschlossene Bezirke, welche oft Gärten und bebaute Aecker enthalten, sind durch gewisse Plätze von einander geschieden, welche man mit dem Nahmen der Gassen belegen könnte, wenn sie breiter wären. Aber die meisten sind so enge, daß kaum zwey Personen neben einander gehen können. Also ist Sabi nur ein verwirrter Zusammenhang von Hütten und bestellten Feldern, und man thut ihr, nach dem Des Marchais, viel Ehre an, wenn man sie mit dem Nahmen einer Stadt belegt. Ueberdieß haben die letzten Eroberungen des Königs von Dahomay diese Hauptstadt fast gänzlich verwüstet. Da alle Häuser von Erde sind, und die Schwarzen sie um ihre Wohnungen herum dazu nehmen, so sind die benachbarten Oerter voller Löcher und Graben, welche den Weg, vornehmlich bey Nachtzeit, sehr gefährlich machen. Die Einwohner werfen auch darein alle ihre Unreinigkeiten, welche in der ganzen Stadt einen unerträglichen Gestank verursachen.

Das Königliche Schloß, welches die Europäer das Serail nennen, hat einen sehr grossen Umfang, welcher mit einer von neun bis zehn Fuß hohen Mauer eingeschlossen ist. In den Winkeln giebt es kleine runde Thürme von eben der Materie und Höhe, worinn die Wachen wohnen können. Das Hauptthor wird mit einer Batterie von zwölf Kanonen, nebst einer andern von neun Stücken, die einem solchen Winkelthurme gegen über liegt, vertheidigt. Man hat ein besonderes Haus zu einem Audienzsaale bestimmt, wo man den Königlichen Thron sieht, der in einem Lehnstuhle besteht, und ein wenig erhöht, auf einer reichen Decke gestellet ist. Der übrige Theil des Saals hat keine andere Auszierung als Matten, noch andere Möbeln, als Lehnstühle, für die Europäer, die zur Audienz gelassen werden.

Alle Gebäude des Schlosses haben nur ein Stockwerk, welches wenig über den Grund hervorraget. Die Mauern sind von einer rothen und ziemlich festen Erde. Die gewölbten Decken sind ein Gewebe von Schilf und Palmenästen, durch welche weder Wind noch Regen dringen kann. Ein Reisender versichert, die Abtheilungen der Zimmer sey sehr schöne, die Möbeln gäben den Europäischen nichts nach, und es fehle an keiner Sache, die zur Auszierung eines Hauses etwas beytragen könnte. Die Weiber, deren Phillips auf drey tausend rechnet, und Atkins nur tausend,

haben

haben in einem besondern Distrikte ihre Wohnungen.

Die Häuser der Großen und reichen Privatleute sind, nach Verhältniß, eben so prächtig ausmöblirt. Diese Schwarzen, zu denen die Europäer ihren Luxus gebracht, haben geschickte Köche, die in unsern Faktoreyen unterrichtet worden sind, und ihre Tafeln sind eben so prächtig bestellt, als die unsrigen. Der Gebrauch der Spanischen, Französischen und des Kanarien- und des Madera-Weines ist ihnen ganz gemein worden. Sie trinken feine Liqueurs und kennen die besten davon sehr gut. Die Konfituren, der Thee, Koffee und Schokolade sind ihnen gar nicht mehr fremde. Sie haben feines Tischzeug, reiches Porcellain und sogar silbernes Geschirr.

Die Europäischen Faktoreyen, welche hier den Nahmen der Gasthäuser führen, sind in der Nachbarschaft des Schlosses, um den grossen Platz, welcher der vornehmste Markt in der Stadt ist. Sie sind von den Portugiesen, Franzosen, Engländern und Holländern besetzt. Dasjenige, welches die Franzosen in dem letzten Jahrhunderte erbauet hatten, war das geraumeste und schönste, aber ein Brand verzehrte die vornehmsten Gebäude 1727.

Die Regenzeit ist hier eine sehr ungesunde Zeit, vornehmlich für die Europäer. Selbst die Eingebohrnen fürchten sich dafür, und gehn alsdenn sehr schwer aus ihren Hütten. Das Wasser fällt vom Himmel durch Güsse, und

ist so brennend, als wenn es über dem Feuer gestanden hätte. Man athmet in den Häusern eine verbrannte Luft, und man hat dafür kein anderes Hülfsmittel, als sich unaufhörlich durch Sklaven mit großen Fechern von Fellen abkühlen zu lassen.

Ueberdieß schreibt man der Luft von Juida eine natürliche Schädlichkeit zu, welche in diesem Lande besondere Krankheiten verursacht. Man erkennt den schädlichen Einfluß derselben an einem Kennzeichen, welches alle Seereisende, die auf dieser Küste landen, abschrecken sollte. Der Reif, der in der Nacht auf ein Schiff fällt, zeigt eine Menge kleine Insekten, den Eidechsen, Kröten und Schlangen nicht unähnlich, welche bey den ersten Sonnenstrahlen sterben, und sich verlieren. Diese schädliche Eigenschaft der Luft bringt sehr gefährliche Wirkungen über die Reisenden hervor, die die Unvorsichtigkeit besitzen, des Nachts auf dem Oberboden zu schlafen oder daselbst frische Luft zu schöpfen.

Die Schwarzen sind gewohnt mit bloßem Haupte in der größten Hitze zu gehen, und die Sonnenstrahlen, die ihnen nicht beschwerlich fallen, senkrecht aufzunehmen; aber für die Europäer ist die Wirkung tödtlich, und verursacht böse Fieber, die mit Verzückungen begleitet sind, und sie nach Verlauf dreyer Tage in das Grab bringen. Im Monat Junius, Julius und August, richten sie die allergrößten Verheerungen an. Sie melden sich durch große

Kopf-

Kopf- und Nierenschmerzen, durch Herzstechen und Nasenbluten. Die Zunge wird trocken, und ganz und gar schwarz. Die rothe Ruhr ist ein anderes allgemeines Uebel in Juida, und um desto mehr gefährlicher, weil es die Fremden zu allen Jahrszeiten anfällt. Die Schwarzen und Weissen sind beyderseits der Würmerkrankheit unterworfen; aber die letztern werden weit schwerer daran geheilet, und bringen manchmal einen verderblichen Saamen davon nach Europa.

Der Erdboden ist in dieser Gegend von röthlicher Farbe, und giebt jährlich etliche Ernten. Die Erbsen folgen auf den Reiß, der Hirse auf die Erbsen, der türkische Weitzen auf den Hirse, die Patates und Ignames auf den türkischen Weitzen.

Die Art die Felder zu bestellen, geschieht also. Sie reissen die Erde mit tiefen Furchen auf, und säen darein das Getreyde. Der Reif, welcher sich daselbst sammlet, und die Sonnenhitze, welche es an den Seiten erwärmt, befördern auf eine merkliche Weise den Wachsthum. Auf der Oberfläche der Furchen pflanzt man Melonen und Hülsenfrüchte, so daß nicht ein Daum breit Feld in Brache liegt.

Die Tamarinden und die Palmbäume sind hier sehr gemein. Unter den Produkten dieser Art ist vornehmlich der Polon zu merken, welcher in Amerika den Nahmen Käsekrämer führet. Er bringt sehr kurze und fei-

ne Fäden, aus denen schöne Zeuge gemacht werden.

Die Zuckerröhre und der Indigo kommen in Juida eben so glücklich fort, als in andern Gegenden der Welt. Der Indigo gleicht, oder übertrifft noch vielmehr, an Güte den Indianischen und Amerikanischen. Die Einwohner haben ganz und gar nichts anders die Kleider zu färben, nur bezeugen sie nicht genug Fleiß in der Zubereitung. Man macht mit den Patates des Landes eine Art Brod, das man zum Fleische und andern Speisen ißt. Die Ignames kommen weniger hier fort, als in den benachbarten Gegenden, und man sammlet auch hier weniger Zwiebeln. Aber alle übrigen afrikanischen Hülsenfrüchte wachsen im Ueberflusse, und erfordern fast keine Wartung, ja Bosmann erbaute mit großem Glücke viele Europäische Pflanzen, als Kohl, rothe und weisse Rüben, Petersilie und dergleichen mehr.

Des Marchais rühmt besonders eine Art Erbsen, die in einer fast eben so dicken Hülse wachsen, als das Pergament ist. Jede Hülse trägt hundert und zwanzig bis hundert und funfzig Körner. Sie sind so weich, und eben so schmackhaft als die Europäischen, aber viel schwerer zu verdauen. Man macht vortreffliche Suppen daraus. Die Europäer essen sie grün, wie unsere Schoten; aber die Neger sammlen sie später und warten bis die Blätter der Pflanzen anfangen gelb zu werden.

Das

Das Land bringt drey Arten von Getreyde hervor, davon die gemeinste das Indianische Korn ist, weil die Einwohner es zu ihrem Hauptgegenstande der Arbeit und zu ihrer vornehmsten Nahrung machen. Aus den beyden andern Arten wird nur ein Bier gebrauet, welches der ordentliche Trank der Juidaschen Neger ist. Denn das Brunnenwasser ist so roh und ungesund, daß man es nicht vier Tage trinken kann, ohne das Fieber zu bekommen.

Das Königreich Juida hat, wie alle andere bevölkerte Länder, wenig wilde Thiere. Doch wenn man tiefer in das Land hineinkommt, findet man auf den Gebürgen Elephanten, Ochsen und Tieger. Die Dammhirsche, Hasen und Affen sind hier sehr gemeine Thiere. Man sieht auch im Lande einige Pferde, aber sie sind klein, ungelehrig, und zur Arbeit gar nicht tauglich. Die Schwarzen essen das Fleisch davon so gern, als von den Hunden. Wegen der Vortrefflichkeit der Weiden sind die Ochsen, die Kühe, die Ziegen, die Schöpse und die Schweine fetter und fleischiger, als in den benachbarten Staaten. Allein, in Ansehung der Dicke, mit den Europäischen gar nicht zu vergleichen.

Die Schlangen sind in Juida nicht selten. Atkins unterscheidet davon hauptsächlich zwey Arten, eine schwarze und sehr schädliche, die andere gelb und weiß, und auf einigen Theilen der Haut marmorirt, und so unfähig zu schaden, daß man sie wegen ihrer Sanftmuth

zu einer Gottheit erhoben hat. Wir werden an einem andern Ort von diesem ungeheuern Götzen, und dem närrischen Gottesdienste, den man ihm leistet, sprechen.

Eben diese Gegend bietet eine reitzende Abwechselung von den schönsten Arten Vögel an. Die Papageys sind grau, am Kopfe, an Flügeln und am Schwanze haben sie einige rothe Federn. Man kann sie eben so leicht zahm machen, als sie abrichten. Der Kronvogel, ein sehr gemeines Thier in ganz Guinea, hat seinen Nahmen von dem gelblichen Busche, der mit einigen grünen und rothen Federn untermischt ist, und seinen Kopf gleichsam krönet. Das Gefieder an seinem Körper ist schwarz, und hat nichts angenehmes: aber seine Flügel haben gelbe, rothe und weisse dicke Federn, die durch ihre Verschiedenheit gefallen. Er hat auf beyden Seiten des Kopfs hellpurpurne Flecken, und vorne sehr schwarze Pflaumfedern, die wie ein Sammt sich anfühlen. Bosmann redet von einem besondern Vogel, welcher, wie ein Mensch, Augen und Augenbraunen hat. Er fügt noch eine merkwürdige Anmerkung über gewisse kleine Vögel hinzu, die mit dem Maussern eine andere Farbe erhalten. Wenn sie ein Jahr schwarz gewesen, so werden sie das andere Jahr blau und roth, und das dritte Jahr gelb oder grün. Diese Vögel sind sehr schön, aber von solcher Weichlichkeit, daß man sie sehr schwer verführen kann.

Man

Man findet in keinem andern Lande einen größern Ueberfluß an Rebhünern Fasanen, Drosseln, Turteltauben, Perlhühnern, wilden Enten, Schnepfen, Ortolanen, Holztauben. Die Turteltauben sind vornehmlich so gemein, daß, nach der Erzählung des Bosmann, ein guter Jäger deren hundert in einem Tage schießen kann.

Die Anzahl der Fledermäuse ist so unbeschreiblich, daß die Bäume des Tags mit ihnen bedecket sind, und der Himmel bey Untergang der Sonne davon verdunkelt wird. Diese Thiere halten sich des Morgens an den Gipfeln der Tamarinden und Palmbäume, an welchen sie, wie ein Kamm von Kokosnüssen, zu hängen scheinen. Es ist ein rechter angenehmer Zeitvertreib, sagt Des Marchais, diese Kette mit einem Flintenschusse zu zerschmettern, und diese stinkenden Thiere, die bey Tage über ihre Existenz in Verlegenheit sind, dutzendweise herunterfallen zu sehen. Zu Juida sind sie gemeiniglich so groß, als ein junges Huhn.

Unter den Fischen hat mir derjenige, den man Affe nennet, merkwürdig geschienen. Er bekommt seinen Nahmen von der Gleichheit, die er so wohl wegen seiner Gestalt, als auch wegen seiner Geschwindigkeit und Biegsamkeit mit dem Affen hat. Es ist ein großes Thier, das manchmal neun bis zehn Fuß in der Länge, und über drey bis viere in der Breite hat. Der Kopf ist rund, der Schwanz sehr lang, die Augen klein, und unter der Nase

hat er gleichsam einen Knebelbart. Er ist sehr lebhaft, schwimmt mit vieler Leichtigkeit, und macht, wenn er gefangen wird, Sprünge und sehr komische Verdrehungen. Man findet im Eufrates Seekühe, Hippopotamen, und Krokodille. Wir erfahren vom Phillips, daß der König von Juida Alligatorn [1]) in zwey großen Teichen, die an sein Schloß stoßen, halten läßt. Sie sollen ganz ruhig am Rande derselben bey der Sonnenhitze schlafen. Die Neger erlauben nicht, daß man diese Thiere beleidigt, weil sie in manchen Gegenden von Guinea wie Götter verehrt werden, und es ein Grundsatz der Neger ist, die Götter ihre Nachbaren fast eben so sehr, als ihre eigne Fatiches, zu verehren. Diese religiöse Gesinnung entsteht aus einem Grunde von Mäßigung und Menschlichkeit, der diesem Volke Ehre macht, und welche die Vereinigung und den Frieden unter so vielen verschiedenen Sekten erhält. Wir sind in diesem Stücke viel barbarischer, als die Neger.

Handel zu Juida, Sitten der Einwohner.

In dem Königreiche werden sehr oft Märkte und Messen, vornehmlich in der Hauptstadt und in der Landschaft Aploga, gehalten. Der Zusammenlauf ist auf den Aplogaschen Märkten so groß, daß sich ordentlicher Weise fünf bis sechs tausend Schwarze daselbst befinden.

Die

1) Eine Art von Krokodillen.

Die königlichen Weiber haben die Freyheit, denjenigen, welche die Woche zweymal um Sali in freyen Felde gehalten werden, beyzuwohnen. Sie bringen Zeuge und andere Manufakturen dahin. Jede Kaufmannswaare hat auf den Märkten ihren angewiesenen Platz, und es herrscht daselbst eine solche gute Policey, daß man ungestraft nicht die geringste Unordnung begehen kann. Ein Richter mit einer Wache von vier bewafneten Männern, hat das Recht der Besichtigung über alle Waaren, erkennet über alle Streitigkeiten, die er durch eine schnelle Entscheidung endiget, und verdammt diejenigen, die eines Diebstahls überführt werden, oder die öffentliche Ruhe stöhren, zur Sklaverey. Ein anderer Magistrat, der Konagongla heißt, hat die Aufsicht über den wahren Gehalt des Goldes. Er prüfet die Toquas oder Bugisschnuren, deren jede vierzig Muscheln haben soll, und wenn er daselbst ein geringes Stück an Gehalt findet, so wird es confiscirt, und fällt dem König anheim.

Die Märkte sind mit kleinen Häuserchen umgeben, die die Speiser eingenommen haben, und allerhand gekochtes Fleisch, als Ochsen- Schweine- Ziegen- und Hundefleisch verkaufen. Weiber, die in Zeltern feil haben, handeln mit Reiß, Hirse und türkischem Korne. Das Bier Pito, der Palmwein und der Brantewein werden hier auch in besonderen Buden verschenkt. Man muß die Speisen

und

und Getränke, die man sich bringen läßt, voraus bezahlen.

Auf diesen Messen befinden sich alle Waaren; auch Sklaven von jedem Alter, Ochsen, Kühe, Schaafe, Schweine, Ziegen, Hunde, Federvieh und Vögel von allen Arten; Wolle, Kattun, Kalikos und andere Indianische Zeuge; Specereyen, Kramwaaren, chinesisches Porcellain, Goldstaub und ganze Stücken von Gold, bearbeitetes und Stangeneisen.

Die eigentlichen Landeswaaren sind Zeuge, die ihre Weiber verfertigt, Matten, Körbe, Krüge zum Pito und dem Palmenweine, Flaschen von verschiedener Größe, Teller und hölzerne Tassen, Paradieskörner, Salz, Palmöl und dergleichen. Die Negerweiber treiben damit den vornehmsten Handel, und ihre Geschicklichkeit ist darinn so groß, daß sie unseren erfahrensten Kaufleuten Lehren darinn ertheilen können.

Hier weiß man vom Kredit nichts. Des Marchais hätte also entübrigt seyn können, anzumerken, daß die Neger keine Handlungsbücher haben. Wie sollten sie sie auch halten können? Sie können ja weder lesen noch schreiben. Im Lande ist keine andere gangbare Münze, als Goldstaub und die Bugis, die man auch sonst Koris nennt: es sind kleine Muscheln, so weiß als Milch, und so dicke, wie eine Olive. Man bringt sie aus Ostindien, besonders aber aus den Maldiveninseln. Die Europäer, vornehmlich die Engländer

und

und Holländer sammlen sie zu großen Haufen, und bedienen sich derselben sehr vortheilhaft bey dem Handeln in Angola und Guinea. Man durchbort sie mit einem Eisen und reihet vierzig an einen Faden, den die Neger Senre und die Portugiesen Toqua oder Toquos nennen. Fünf Toquos machen einen Gallinha, nach den Portugiesen, und einen Fone nach der Sprache der Afrikaner. Zwanzig Gallinhas machen einen großen Kobesch oder einen Guinbatton. Jeder Guinbatton hält vier tausend Bugis, und wiegt gemeiniglich sechszig Pfund.

Mit diesen Schnuren von Bugis erhandelt man alle Waaren; sie dienen statt der Gold- Silber- und Kupfermünzen. Die Neger bedienen sich auch ihrer, sich zu putzen, und beladen damit ihre Haare, ihre Kleider, und ihre Schurze.

Die Portugiesen, die ersten Entdecker der afrikanischen Küsten, welche jenseits des Krebskreises liegen, waren die ersten Europäer, die in dem Königreiche Juida Niederlassungen errichteten. Die Engländer und Holländer bemächtigten sich hernach dieses Handels, und bald hernach erhielten die Franzosen Erlaubniß, an diesen Vortheilen Theil zu nehmen, weil die Schwarzen von dieser Küste eingesehen hatten, daß es ihr Vortheil sey, ihre Häfen allen fremden Schiffen zu öffnen. Aber dieser Zusammenfluß war für die Europäischen Nationen, insbesondere für die Engländer, sehr unvor-

vortheilhaft. Der Preiß der Sklaven, welcher vor alten Zeiten sich für den Mann auf drey Pfund Sterling belief, ist jetzo bis auf zwanzig gestiegen.

Die Franzosen und Engländer haben zu Gregoue, eine Stadt zwey Meilen von der Hauptstadt gelegen, Forts besessen. Das Französische bestand in vier Bastions, die mit breiten und tiefen Graben, ohne eine andere Vertheidigung, umgeben waren. Es faßte ein Gebäude mit vier Flügeln ein, wo sich Magazine, Wohnungen für die Officiers, Zelter für die Soldaten und Sklavenbehältnisse befanden. Den Anfang dieser Niederlassung machte 1671. der Herr **Carlof**, dieser unermüdete Agent, von dem ich schon gesprochen habe. Das Englische lag hundert Schritte vom Französischen, und hieß das **Williams Fort**, oder das Willhelms Fort. Der Hauptmann **Wiburne** ließ es aufbauen. Uebrigens können diese Forts wenigen Widerstand thun, und nur die Faktoreyen vor einem Anlaufe Unbewafneter schützen: „Der einzige Nutzen einer solchen schwachen Schutzwehre, sagt Des Marchais, würde dazu dienen, daß man die ersten unvermutheten Anfälle von Räubern zurück hielte.„ Denn die Europäer haben keine andere Sicherheit, als das Interesse der Neger selbst, welche so viel Einsicht wohl besitzen, daß sie begreifen, daß eine beständige Dauer des Handels ihnen vortheilhafter ist, als eine leichte Plünderung. Ohne

diesen

diesen wichtigen Grund würden diese Forts schon längst zu Grunde gerichtet seyn. Man muß diese beyden ietzt erwehnten Niederlassungen nicht mit den Europäischen zu Sabi vermengen, welche die vornehmste Niederlagen ihres Handels sind.

Auf dieser Küste handeln auch die **Malayen** ordentlicher Weise, und kommen dahin zu Lande, indem sie vom Morgen gegen Abend ganz Afrika durchreisen. Sie sollen ungefehr mit dieser Reise drey Monate zubringen. Sie liefern Kattune, Nesseltuch, Kalikots und andere Indianische Zeuge, welche sie wahrscheinlicher Weise aus Arabien ziehen, und das dem Des Marchais zur Vermuthung bringt, daß ihr Land gegen das rothe Meer, an der Morgenseite von Abessinien, zu liegen müsse. Weiter treibt der Verfasser seine Untersuchungen nicht.

Smith, der besser unterrichtet zu seyn scheint, sagt, dieses Volk stamme ursprünglich aus der Halbinsel Malaka, und bemerkt, daß diese Malayen, aus einer natürlichen Neigung zum Herumschweifen und Reisen, Niederlassungen in vielen Gegenden von Indien, hauptsächlich auf den Inseln, errichtet haben. Da ihr Land durch die Holländer angefallen wurde, und diese geldhungrigen und tyrannischen Herren die Wuth so weit trieben, daß sie diejenigen zum Tode verurtheilten, welche mit andern Völkern handelten, so suchten die Malayen einen Zufluchtsort vor der Unterdrückung,

ckung, und zerstreuten sich in verschiedenen Gegenden. Einige kamen so gar bis an die Mündung des rothen Meers, in die Nachbarschaft des Cap Guardasu, und das sollen, nach dem Verfasser, die ietzt erwehnten Malayen seyn. Von daher thun sie mitten durch das feste Land, bis an die Guineische Küste, solche wunderbar lange Reisen.

Des Marchais hatte Gelegenheit viele von diesen Fremden zu sehen, und mit ihnen ein sehr genaues Bündniß zu errichten. Er bemerkte, daß sie auf die Franzosen eine besondere Liebe geworfen hatten. Man rühmt ihren Fleiß und ihre Rechtschaffenheit in dem Handel. Es ist ein sanftmüthiges höfliches und Gerechtigkeit liebendes Volk, mit dem man sich sicher einlassen kann. Sie reden ausser ihrer Mutterspracbe Arabisch, und schreiben es sehr gut. Sie bekennen sich zur Religion ihrer alten Landesleute, das ist, zur Mahometanischen. Sie haben gar nichts vergleichendes mit den afrikanischen Negern, und man verkennt sie leicht für Ostindianer, so wohl wegen ihres Gesichts, das mehr dunkelbraun, als schwarz ist, als auch wegen ihres langen Haars, ihrer edlen und anständigen Kleidung, welche in einem großen gefalteten Kaftan besteht, der bis an die Fersen reicht, und lange und sehr weite Aermel hat. Als Anno 1704. zwey Malayen auf der Juidaschen Küste erschienen, so wurde man gewahr, daß sie alles, was sich ihrer Neugierde darbot, mit ausserordenlicher

Auf-

Aufmerksamkeit beobachteten, und ihre Beobachtungen schriftlich aufsetzten. Mehr brauchte es nicht, sie verdächtig zu machen. Der König hielt sie für Kundschafter, und ließ sie alle heimlich umbringen. Da ihm aber einige einheimische Kaufleute vorstellten, daß man von diesen Leuten nichts zu befürchten habe, und daß man vielmehr mit ihnen einen vortheilhaften Kauf schließen könnte, so hörte der König auf, sie zu verfolgen, und bemühte sich, sie in sein Reich zu ziehen, wo sie auch, seit funfzig Jahren, einen großen Handel treiben.

Weil fast allenthalben an das Ufer von Juida, wegen der Wellen, die sich ohne Aufhören mit vieler Wuth an die Küsten zerstossen, mit dem Schiffen sehr schwer zu kommen ist, so muß man sich der Landeskähne bedienen, um Menschen und Waaren an das Land zu setzen. Diese leichten Schiffe selbst werden mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an das Ufer getrieben, und da nimmt sich die Geschicklichkeit der Negerbotsknechte aus, welche mit Schnelligkeit in das Wasser springen, und an beyden Seiten den Kahn halten, daß er nicht umküppen kann. Aber wenn bey dieser kurzen Ueberfahrt kein Europäer Acht auf sie hat, so bedienen sie sich gemeiniglich der Gelegenheit, und stehlen den Brandtewein und die Bugis. Sie tragen eine Art von tiefen Mützen, welche von Rohr zusammen gewebt sind, und eine große Weite haben. Darein verbergen sie ihren Raub.

Die Guineischen Kähne bestehn aus einem Stücke, nehmlich aus einem ausgehölten Stamme eines Baums. Die Länge ist ordentlicher Weise funfzehn bis sechszehn Fuß, und die Breite drey bis viere, und fast eben so viel die Tiefe. Diejenigen, die bey der Ausladung und Fortschaffung der Waaren gebraucht werden, sind von zehn Negern begleitet. Ihre Ruder gleichen unsern Beckerschauffeln, und sind fünf bis sechs Fuß lang. Die Ruderer sitzen zwey und zwey, und wenden das Gesicht dahin, wohin sie den Lauf des Schiffs richten, und es ist hinten und vorne ein Mann, der es regieret. Der, welcher vorne sitzt, und nach dem sich die übrigen alle richten müssen, ordnet mit lauter Stimme alle Bewegungen des Kahns, welcher mit einer Geschwindigkeit geht, der unsere besten Schaluppen nicht gleich kommen. Sind die Waaren ausgeschifft, so bringt man sie unter ein Gezelt, welches der Hauptmann am Ufer aufschlagen läßt, und auf die Spitze desselben steckt man eine Fahne, womit man die Zeichen giebt, die die Kaufleute, welche auf dem Schiffe geblieben, und die, die an das Land gestiegen sind, verabredet haben. Denn, ob sie gleich nicht weit aus einander sind, so ist doch das Toben der Wellen, die an die Küste schlagen, so schrecklich, daß man auch mit Sprachröhren einander nicht vernehmen kann.

Das Fuhrwerk zu Lande, so wohl für die Großen in Juida, als für die Europäischen

Kauf-

Kaufleute, besteht in Hangmatten oder Hamacken. Die schönsten kommen aus Brasilien. Einige sind von gewirktem Zeuge, als von Tuche, andere sind durchlöchert, wie unsere Fischernetze. Ihre Länge ist gemeiniglich sieben bis acht Fuß, die Breite aber etwas größer. An beyden Enden sind zwey Stricke, wodurch sie wie ein Beutel zusammen gezogen werden, und an welche ein Bambusrohr gebunden wird. Zwey Sklaven tragen dieses Rohr auf ihren Köpfen, und gehn damit eben so hurtig, als ein Pferd. Wenn sie müde sind, so lösen sie die andern wieder ab. Denn zu einer solchen Hangmatte gehören allezeit sechs Personen, und diese Träger werden um einen sehr wohlfeilen Preis gemiethet.

Die Serpentine ist ein anderes und noch bequemeres Fuhrwerk, weil sie mit einem Himmel, oder mit einem Baldachin von leichtem Holze bedecket ist, den man mit einem reichen Zeuge und mit taffenden Vorhängen auf beyden Seiten auszieret. Die Franzen, die von beyden Seiten herunter hangen, geben diesem Fuhrwerke vollends ein sehr gutes Ansehn, und unsere Kaufleute ziehen sie allen andern vor. Phillips bemerkt, daß ein Europäer nicht eine Meile in einem Tage würde zurück legen können, ohne sich einer gefährlichen Ermüdung, wegen der Sonnenhitze, auszusetzen; anstatt, daß man in einer Serpentine vor derselben beschützt ist, und die Träger durch das Rütteln die Luft erfrischen. Man liegt in einem Ha-

mack sehr ruhig, und findet in Amerika sehr oft kein ander Bette.

Die Einwohner von Juida sind überhaupt von einer vortheilhaften Leibesgestalt, und von einer sehr dauerhaften Gesundheit. Ihre Farbe ist weniger glänzend schwarz, als sie die Neger der benachbarten Gegenden haben. Barbot hält sie für sehr fleißig, und zur Arbeit fähiger, als die übrigen Afrikaner eben dieser Breite; doch sind sie nicht weniger unwissend, und es wird bey ihnen nichts mehr verabsäumt, als ihre Erziehung. Sie wissen von keiner Eintheilung der Stunden, Tage, Monate und Jahre, ausgenommen, daß sie die Saatzeiten nach den Monden zählen. Sie sollen sogar ihr Alter nicht wissen. Fragt man sie nach dem Alter ihrer Kinder, so können sie entweder nicht darauf antworten, oder sie geben eine sehr unbestimmte Zeit an, als den Tod eines ihrer Regenten, oder die Ankunft eines Europäischen Direktors.

Wenn man den Bosmann glauben will, so giebt es kein geselligeres und höflicheres Volk. Sie sind gegen die Fremden leutselig und großmüthig, belästigen sie nicht mit ihren unaufhörlichen Fragen, wie die übrigen Neger, und finden mehr Vergnügen an geben, als an nehmen. Die Ehrfurcht gegen ihre Obern geht so weit, daß es bey ihnen für ein Verbrechen angesehen wird, in ihrer Gegenwart zu sitzen, oder nur zu stehen. Sie pflegen, wenn sie sie besuchen, oder ihnen begegnen, auf die

Knie

Knie zu fallen, dreymal die Erde zu küssen, und bis zu ihrer Trennung auf dem Boden liegen zu bleiben. In eben dieser Positur erscheinen die Kinder vor ihren Vätern, und die Weiber vor ihren Männern. Wenn sie mit ihnen reden, so bedecken sie ihren Mund mit der Hand, aus Furcht, ihnen mit ihrem Athem beschwerlich zu fallen. Wenn sich zwey Personen von gleichem Stande begegnen, so fallen sie auf die Knie, begrüssen sich, und schlagen mit den Händen, unter wechselsweisen Anwünschungen alles Wohlergehns. Wenn man auch einander des Tages zwanzigmal begegnet, so werden doch allezeit diese Ceremonien sehr gewissenhaft beobachtet. Auf die geringste Vernachläßigung dieser Gebräuche steht eine Geldstrafe. Nieset ein Vornehmer, so werfen sich alle Herumstehende zur Erden, schlagen mit den Händen, und wünschen ihm alles Wohlseyn. Kurz die Pflichten der Höflichkeit und Unterwürfigkeit werden mit eben der Genauigkeit beobachtet, als bey den gesittetsten Nationen; da unterdessen die nördlichern Neger unter sich, wie das Vieh, leben, keinen Unterschied unter den Ständen machen, und von Wohlstand und Höflichkeit keinen Begriff haben.

Fleiß und Liebe zur Arbeit sind bey beyden Geschlechtern allgemeine Tugenden. Die Männer beschäfftigen sich vornehmlich mit den schwersten Arbeiten des Ackerbaus, und der Verfertigung des hölzernen Hausgeräths und der eisernen Instrumente. Die Weiber machen

Kattun, Zeuge, Matten und Körbe, brauen das Bier, backen das Brodt, mit Nahmen Kanki, und richten alle die übrigen Speisen zu; säen das Korn, warten die Ignames, Patates und andere Pflanzen. Der Lohn der Arbeitsleute und Tagelöhner ist mittelmäßig, aber er muß voraus bezahlt werden. Der Sklavenhandel ist fast die einzige Beschäfftigung der reichen Leute, die ihren Weibern und Domestiquen den mühsamen Ackerbau überlassen.

Uebrigens sind diese Schwarzen zum stehlen so geneigt, daß, ausser zween oder drey Grossen des Landes, **die ganze Nation**, nach dem Bosmann, **nur eine Bande Spitzbuben ist.** [1]) Einer ihrer Könige sagte einmal zu einem Europäischen Faktor: „Meine Unterthanen sind nicht so grausam und meineidig, als die Neger von Ardra und andern benachbarten Ländern; ihr dürft nicht befürchten, daß sie euch bey dem geringsten Mißvergnügen vergiften werden; aber traut ihrer List nicht: ich sage euch, sie sind im Stehlen so geübt, daß ihr, bey aller nur möglichen Sorgfalt, Mühe haben werdet, eure Waaren für sie in Sicherheit zu bringen.„ Da man sich bey Fortschaffung der Ballen ihrer bedienen muß, so finden sie tausend Mittel, die besten Sachen unterzuschlagen. Ertappt man sie auf der That, so bezeu-

1) Ich weiß nicht, wie der Verfasser diesen schimpflichen Vorwurf mit dem vereinigen kann, was er oben von ihrer Uneigennützigkeit gesagt hat.

bezeugen sie keine Verwirrung, und sagen ganz unverschämt, daß sie für einen solchen mäßigen Sold nicht arbeiten würden, den ihnen unsere Kaufleute geben, wenn sie nicht die Hoffnung hätten zu stehlen. Es ist vergebens, deshalb Klagen bey der Regierung zu führen; denn man erhält weder Recht noch Wiedererstattung.

Die Kleidung der Völker dieser Gegenden ist überhaupt anständiger, als ihrer Nachbaren ihre, sowohl in Ansehung der Wahl der Zeuge, als auch, weil sie von den Lenden bis auf die Füsse ihren Leib völlig bedecken. Sie tragen Armbänder, Halsbänder, goldene Ketten, und manchmal ist dieser Schmuck von feinen Perlen oder Korallen. Der größte Theil der Großen trägt einen Hut mit einer Feder, nach französischer Mode, und einen Stock in der Hand. Ihre Weiber bedecken sich mit einer Mütze von Weiden, die sehr nett gearbeitet und mit verschiedenen Farben bemalet ist. Die Gestalt davon ist fast wie ein Bienenkorb. Ihr Haar legen sie mit vieler Kunst zusammen, und bestecken es mit Goldflittern und kleinen Glasstücken oder Korallen. Die rothe Farbe ist allen Privatleuten untersagt, und kommt nur der Königlichen Familie zu.

Diese Neger genießen des Fleisches viel mäßiger, als die Europäer. Ihre gemeine Nahrung ist Türkischer Waizen, Reiß, Bananes, Wegerich, Datteln, Kokosnüsse, Fichtenbirnen, Ignames, Patates, Fische, welche sie sehr stinkend essen, allerhand Wurzeln und

einiges Federvieh. Sie haben wenig Ziegen und Schöpse, und diese Thiere sind, wie alle übrigen, von mittelmäßiger Größe. Eine Kuh von dreyhundert Pfund ist hier schon eine sehr schöne Kuh. Von ihrem Geschmacke am Hundefleische habe ich schon gesprochen, und der Pater Labat hält es blos für ein Vorurtheil, daß wir es so schlecht befinden. Auf den Märkten giebt es eine Menge Hunde, deren zwey und zwey an einander gebunden sind, und die die Neger für die Tafeln der Großen mästen. Ihr Brod ist von Türkischem Waizen, welchen sie zwischen zwey Steinen mahlen. Aus diesem Mehle machen sie Teigstücken, welche sie in einem töpfernen Gefäße sieden, oder über den Kohlen kochen, indem sie sie auf eine eiserne Platte, oder einen Stein, legen. Dieß Brod, das sie **Kanki** nennen, wird mit Palmöl gegessen.

Die meisten Einwohner von Juida haben vierzig bis funzig Weiber. Die Cabaschiren, oder die Großen des Landes, nehmen drey bis vier hundert, und manchmal noch mehr, und der König hat drey bis vier tausend. Diese Menge Weiber ist gar nichts Beläſtigendes; denn erstens die Heyrath zieht keinen Aufwand nach sich, zum andern verdienen die Weiber durch ihre Arbeit wenigstens ihren Unterhalt.

Ein Mädchen, das wegen ihrer Galanterien bekannt ist, wird von den Männern nicht weniger gesucht, vornehmlich, wenn sie Proben ihrer Fruchtbarkeit gegeben hat; weil die

Kinder

Kinder der Reichthum der Väter sind, und die Unfruchtbarkeit der größte Fehler ist, den man einem Frauenzimmer vorrücken kann. Unterdessen sind diese Neger doch sehr eifersüchtig. Kein Mann erlaubt einer andern Mannsperson den Zutritt in sein Haus, oder wenn einen Fremden eine Sache von Wichtigkeit dahin nöthigt, so muß er bey dem Eintritt Ago schreyen, welches den Weibern eine Warnung ist, sich bey Seite zu begeben. Die, welche diese Formalität unterlassen, werden mit Stockschlägen bestraft, insbesondere, wenn sie im Hause eines Großen erhascht werden. Ein Mann, der seine Frau, der Untreu wegen, in Verdacht hat, kann sie als eine Sklavinn verkaufen, und wenn der König sein Nebenbuhler wäre. Bey den Männern wird der Ehebruch mit dem Tode bestraft, und alle Anverwandten des Schuldigen werden oft zur Sklaverey verurtheilt.

Es ist den Weibern bey einer Lebensstrafe verboten, in das Schloß des Königs oder in die Häuser der Großen zu gehen, wenn sie ihre monatlichen Schwachheiten haben. Sie müssen sogar das Haus ihres Manns räumen, und allem Umgange mit den Männern entsagen, so lange dieser weibliche Umstand bey ihnen dauert. Ein wüste Hütte, die am Ende des Hofs oder Gartens gebauet ist, dient ihnen alsdenn zum Aufenthalte, und sie gehen nicht eher aus diesem Gefängnisse, als bis sie sich gewaschen und sorgfältig gereinigt haben.

Die Negerinnen haben ein sehr wollüstiges Temperament, und die Strengigkeit der Gesetze ist eine schwache Schutzwehre wider ihre Unkeuschheit. Die jungen Mädchen, haben die Freyheit, sich einem Liebhaber zu überlassen, ohne daß die Familie einen solchen Umgang tadeln kann, und dieß ist ganz glaublich, weil die Schwangerschaft, wie angemerkt worden, eine Empfehlung für ein Mädchen ist, um desto eher einen Mann zu bekommen. Selten haben die Weiber in diesen Landen mehr als zwey oder drey Kinder. Die, welche fünf oder sechs gezeuget haben, genießen eine große Hochachtung im Lande. Gegen das fünf- oder 26ste Jahr [illegible]ste nicht mehr zur Zeugung tüchtig.

Die liederlichen Weibsbilder sind in dem Königreiche nicht in geringer Anzahl. Sie bieten sich einem auf öffentlicher Straße in kleinen dazu bestimmten Hütten dar. Sie ruiniren hier nicht die Mannspersonen; denn der ordentliche und festgesetzte Preis ist, nach dem Bosmann, nur drey Bugis, welche nach unserer Münze noch nicht einen Dreyer betragen. Die Frommen vom Stande haben den Gebrauch, welcher uns sehr sonderbar scheinen wird, auf dem Sterbebette, Mädchen, zur Bevölkerung der Hurenhäuser, aufkaufen zu lassen. Es ist, nach der Neger Meynung, eine heilige Handlung, wofür sie in jenem Leben belohnt werden.

Die Bevölkerung in diesem Theile von Guinea ist so groß, daß man hier Hausväter

sieht,

sieht, die auf die zwey hundert Kinder haben. Ein etwas angesehener Neger, welcher nicht funfzig bis sechzig hat, beklagt sich über sein Schicksal, und betrachtet sich als einen Menschen, dem die Götter wenig günstig sind. Bosmann erfuhr von dem Könige selbst, daß ein Vicekönig des Landes einen mächtigen Feind mit keiner andern Mannschaft, als seinen Kindern, Enkeln und Sklaven zurück getrieben habe. Diese Familie bestund aus zwey tausend Personen, ungerechnet der Töchter und einer großen Anzahl verstorbener Kinder. Man darf nicht erstaunen, sagt der Verfasser, daß man jährlich eine so große Menge Sklaven, aus einem so bevölkerten Lande zieht.

Die Einwohner in Juida lassen sich, wie ihre Nachbaren, beschneiden, und verbinden mit diesem von ihren Vorfahren ererbten Gebrauche keinen andern gottesdienstlichen Gedanken. Manchmal unterwerfen sie die Mädchen eben dieser Ceremonie.

Die Cabaschiren, oder Großen des Landes, haben keinen andern Erben, als den König. Bey Privatleuten aber gehört die Verlassenschaft des Vaters dem ältesten Sohne, welcher sich nicht allein seiner Güter und seines Vermögens bemächtiget, sondern auch seiner Weiber, mit denen er als Mann leben kann. Die andern Kinder bekommen von der Erbschaft weiter nichts, als was sie heimlich, während der Krankheit ihres Vaters, wegschleppen können.

Die

Die Afrikaner sind auf das Spielen so erpicht, daß sie manchmal sich selbst, ihre Weiber, Kinder und alles, was sie haben, darauf setzen. Die Regierung hat mehr als einmal dieser Unordnung Einhalt thun wollen, und alle Glücksspiele, bey Verlust der Freyheit, verboten. Des Marchais erwehnt viele dergleichen Spiele, davon das gemeinste das Alropo ist, welches er mit folgenden Worten beschreibt. „Zwölfe bis funfzehn versammlen sich um eine auf die Erde ausgebreitete Matte. Jeder hat drey Bugis in der Hand, welches seine Marken sind. — — Ein Spieler nimmt die drey Bugis seines Nachbarn, und wenn er sie mit den seinigen in der Hand recht geschüttelt hat, so wirft er sie auf die Matte. Befinden sich nun seine drey Bugis den Marken seines Gegners gegen über, so hat er die Wette gewonnen, die wenigstens fünf und zwanzig Bugisschnuren, oder ohngefehr vier Französische Livres, ist. Steht aber nur ein Bugis dem andern gegen über, so hat der Gegner gewonnen; stehn aber zwey, so gilt der Wurf nichts, und man fängt mit Verdoppelung des Einsatzes von neuen an. Gilt wiederum der Wurf nicht, so triplirt man das Spiel und fährt damit so lange fort, bis einer von den Spielern gewinnt.„ Des Marchais versichert, es sey ein Spiel, wo tausend Betrügereyen dabey vorgiengen.

Was die Neger Kalde nennen, ist ein unschuldiger Zeitvertreib, der darinnen besteht,

daß

daß man sich unter den Bäumen versammlet, um einen Theil des Tages mit angenehmen Unterhaltungen, und mit Rauchen, Singen, Tanzen und Trinken zu vertreiben. Ihr Tanz ist eben so grotesk, als ihrer Nachbarn ihrer. Es sind unaufhörliche Spürnge, die mit den allernärrischsten Gestikulationen begleitet werden. Ihre Musik, wenn man dem Phillips glaubt, ist regelmäßiger und nicht so lärmend, als in den andern Gegenden von Guinea. Sie haben, wie die Neger von Kongo und Angola, Trommeln, Pauken, Trompeten und ganz besonders zusammengesetzte Flöten. Ich habe diese Instrumente anderswo beschrieben. Unsre Europäische Trommeln gefallen ihnen viel besser, als ihre eigene, die ein leises und schweres Getöse machen; aber sie können niemals zwey Trommelschlägel zu gebrauchen lernen, sondern haben nur einen zu ihren länglichten Trommeln, welche aus ausgehölten Klötzern bestehn, und im Durchschnitte zwölf bis drey-zehn Daumen, und ohngefehr zwey Fuß in der Länge betragen. Sie werden mit einem Ziegen- oder Schaffelle überzogen. Des Marchais versichert, die Einwohner von Juida hätten von Natur einen sehr guten Geschmack, und ein sehr feines Gehör. Phillips macht uns eine ganz andere Beschreibung davon, wenn er sagt, daß vier bis fünf dieser Schwarzen in einen ausgehöhlten Elephantenzahn bliesen, und ein anderer mit einem Stäbchen auf ein Stück Kupfer oder Ei-

sen schlüge, welches ein verwirrtes und gedämpftes Getöse verursache, das dem Blöcken einer Heerde Ochsen nicht unähnlich wäre.

Man merkt als etwas besonders an, daß diese Völker bey ihren Krankheiten mehr Vertrauen in ihre Fetisches, als in ihre Aerzte, setzen. Sie erwählen einen ganzen freyen Platz, welchen sie mit Rohr und andern Pflanzen umgeben, und worinn sie ohne Aufhören für die Genesung ihres Kranken opfern.

Sie haben eine solche Furcht vor dem Tode, daß sie ohne Zittern davon nicht können reden hören, weil sie glauben, es sey schon genug, ihn zu nennen, um seine Ankunft zu beschleunigen. Es ist ein Hauptverbrechen, seinen Nahmen bey Hofe auszusprechen. Der König von Juida war dem Bosmann eine Summe Geld schuldig; als er nun nach Europa wieder gehn wollte, so fragte er ihn, von wem er diese Summe erhalten sollte, weil er voraus setzte, er würde ihn bey seiner Zurükkunft in Juida nicht mehr am Leben finden. Diese Frage machte alle Anwesende erblassend; aber der König entschuldigte einen Fremden, der ihre Gebräuche nicht kannte, und sagte im Lächeln zu ihm: Seyd deshalb ohne Sorgen, ihr werdet mich bey eurer Zurükkunft noch am Leben antreffen; denn ich sterbe niemals.

Die Großen haben kein anderes Grab, als ihren Pallast selbst, wo die Kinder eine Gallerie zu diesem Endzwecke errichten lassen. Der Leichnam wird in die Mitten gesetzt, und auf

das

das Grab das Schild, der Bogen, die Pfeile, der Säbel und andere Waffen des Verstorbenen gestellt, ausgenommen die Flinten und Pistolen, welche man niemals über die Grabmäler legt. Diese Waffen werden von seinen und seiner Familie Fetischen umgeben. Nach dessen Leichenbegängnisse muß der älteste Sohn ein ganzes Jahr ausser dem Hause zubringen, und allen Arten von Putze entsagen.

Religion und Regierung.

Diese Schwarzen haben einige Idee von dem obersten Wesen, aber sie glauben, daß es sich nicht um sie bekümmere, und die Regierung der Welt den **Fetischen**, als den Untermächten, aufgetragen habe, deren Hülfe die Menschen in ihren Nöthen anrufen können. Sie fürchten Hölle und Teufel, glauben Gespenster, und bedienen sich der Beschneidung. Französische und Portugiesische Mißionaren haben derhalben geglaubt, sie sehr leicht zum Christenthume bringen zu können; aber sie sind darinn nicht glücklich gewesen.

Die vornehmsten Fetischen sind **große Bäume, das Meer, der Agoye und die Schlange.** Ueberdieß hat jeder Neger seinen besondern Fetischen, welches ein Stein, ein Knochen, ein Stück Holz und dergleichen ist; aber er nimmt ihn an, und verläßt ihn, nach seinem Gutdünken, weil er ihm keinen öffentlichen Gottesdienst schuldig ist. Die Kran-

ken

ken nehmen, wegen ihrer Genesung, ihre Zuflucht zu den Bäumen; sie richten ihre Gebeter an sie, bringen ihnen Opfer, und diese bestehen manchmal in Sklaven. Bey stürmischem Wetter bringen sie sogar dem Meere Opfer, indem sie allerhand Reichthümer hineinwerfen, damit es sich nicht der Fischerey und der Ausladung der Europäischen Waaren widersetzen möge. Der Agoye ist der Gott der Klugheit; es ist eine stinkende Figur von schwarzer Erde und gleichet einer Kröte in vielen Stücken. Er steht auf einem Fußgestell von rothem Thone; Schlangen, Eidechsen und rothe Blumen machen auf seinem Kopfe gleichsam eine Krone, an deren Spitze man eine Zagaye sieht, die eine große Eidechse durchschneidet, unten darunter aber ist ein halber Mond von Silber. Dieser Götze wird mit einem rothen Tuche bedeckt, das mit Bugis besetzt ist. Man befragt ihn allezeit, wenn man eine Unternehmung vorhat, und er ertheilt auch allezeit einen weisen Rath, wenn dem Priester, der ihm zum Ausleger dient, die gelieferten Opfer genüget haben. Die Schlange ist endlich der allermächtigste Fetische; es ist der hauptsächlichste Gegenstand des Juidaschen Gottesdienstes, und sie wenden sich an ihn, wenn die andern Fetischen ihre Bitten nicht erhören.

Diese göttliche Schlange ist von den übrigen Arten der Schlangen ganz verschieden. Sie hat achtehalb Fuß ohngefehr in der Länge,

und

und fast anderthalb in der Dicke. Ihr Kopf ist groß und rund, ihre Zunge kurz und spitzig, ihre Augen glänzend und offen; ihr Schwanz klein und ebenfalls spitzig; ihre Grundfarbe ist gelb und braun; und blaue Streifen sind über ihren ganzen Körper ausgebreitet; sie kriecht langsam, und ihre Sanftmuth ist so groß, daß sie nicht einmal diejenigen beißt, welche über sie weggehen. Sie gebraucht ihre Gewalt nur wider die giftigen Schlangen, die sie allenthalben, wo sie sie nur antrifft, angreift. Die Juidaer haben für dieses Thier eine solche große Ehrfurcht, daß sie, wenn sie eine antreffen, sie aufheben, zu sich nach Hause tragen, und mit äusserster Sorgfalt ernähren. Wer eine nur tödtete oder verwundete, würde der Wuth des Pöbels ausgesetzt seyn. Die Engländer haben darinn manche traurige Erfahrung gemacht. Die Aufmerksamkeit, welche man für diese Schlangen hat, macht sie so vertraut, daß sie in die Häuser kommen, sich in die Betten verkriechen, und ihre Jungen darinn zeugen, und vornehmlich den Europäern sehr beschwerlich werden, die ihnen, ungeachtet der innerlichen Verachtung, die sie gegen diese lächerliche Gottheiten hegen, dennoch äusserlich alle Verehrung zu bezeugen scheinen müssen. Das ganze Reich würde davon voll seyn, wenn die schwarzen Schlangen und die Schweine nicht sehr viele vernichteten. Daher werden auch die letztern Thiere in Juida verabscheut.

Man hat auch, im ganzen Königreiche, zur Erhaltung dieser Schlangen Tempel erbauet. In jedem ist eine Priesterin, welche die Opfer besichtiget, die man ihnen bringt, und die Fragen der Anbeter mit leiser Stimme beantwortet.

Der berühmteste Tempel ist einige Meilen von der Hauptstadt. In diesem Heiligthume hat das Haupt der Schlangen seine Residenz. Bosmann sagt, sie sey viel länger und stärker als die übrigen alle. Dieß Thier ist sehr alt; nach einer gemeinen Sage, kam sie vor unzählich langen Jahren in das Königreich, und man hält sie gleichsam für den ersten Vater dieser Gattung von Schlangen.

Der Gottesdienst, welchen man ihr erzeigt, ist der Idee, die man von ihrer Macht hat, gemäß. Die Großen und das Volk gehen des Jahrs einmal in Procession in ihren Tempel, und bringen ihr beträchtliche Geschenke. Sonst wohnte der König selbst dieser Ceremonie bey; aber er hat seit einiger Zeit diese Sorge seinem Oberhofmarschall überlassen. Bey der Krönung eines neuen Königs hält man noch zwey solenne Processionen. Die Mutter des Monarchen führt die erste, und er begleitet die andere, die drey Wochen hernach geschieht. Wenn man eine allgemeine Landesnoth, als Pest, Hunger und dergleichen befürchtet, so unterläßt man niemals, dieser großen Schlange Geschenke mit aller solennen Pracht zu überbringen.

Die Besorgung des Gottesdienstes ist unter beyde Geschlechter getheilt. Die Fetischen oder Priester werden von einem Obern regiert, der unter dem Tittel **Beti**, oder großer Opferer bekannt ist. Seine Gewalt mißt sich oft mit der Königlichen Macht, weil das Volk glaubt, er gehe mit den Fetischen um, und könne deshalb sowohl Gutes als Böses thun. Er allein kann, wie Des Marchais versichert, in die geheime Wohnung der Schlange gehn; alle andere Priester, deren Anzahl unglaublich ist, stehn unter seinem Befehle, und diese Würde ist in seiner Familie erblich. Die Söhne der Priester von der untern Klasse haben, vermöge des Rechts der Geburt, eben die Würde ihrer Väter zu genießen, und man kann sie leicht an den Marken und Narben erkennen, die ihnen auf den Leib von ihrer ersten Kindheit an gemacht werden.

Die **Betas**, oder Priesterinnen affektiren sehr vielen Stolz; sie nennen sich **Kinder Gottes**, und die Verheyratheten fordern von ihren Männern, daß sie ihnen dienen, und mit ihnen auf den Knien sprechen sollen. Sie heyrathen auch niemals kluge Männer. Die Förmlichkeiten, die man bey Erwählung neuer Betas beobachtet, sind sonderbar. Die alten bewaffnen sich zu einer bestimmten Zeit mit großen Kolben, gehn aus ihren Tempeln in die Städte, durchlaufen die Gaßen von acht Uhr Abends bis zu Mitternacht wie Rasende und schreyen: **Nigo bodiname**, das ist, **haltet, greifet.**

greifet. Alle junge Mädchens von acht bis zwölf Jahren, die sie in dieser Zeit erhaschen können, gehören ihnen mit Recht zu; nur ist ihnen verwehrt, in die Häuser und Höfe zu dringen; aber wenn ihnen jemand auf der Gaße widerstehen wollte, so würde ihm seine Kühnheit das Leben kosten; denn die Priester sind stets bereit, ihnen beyzustehn. Diese alten Furien bringen die jungen Mädchen, die sie entführt haben, in ihre Hütten, schließen sie in ein dazu bestimmtes Behältniß, um sie zu unterrichten, und ihnen die Merkmale der Schlange zu geben. Diese letzte Ceremonie verursacht diesen Kindern einen sehr lebhaften Schmerz, und treibt sie zu dem heftigsten Klaggeschrey; aber die alten Priesterinnen sind für dem Mitleid taub. Wenn diese jungen Opfer gelehrt genug, und ihre Wunden geheilt sind, so schickt man sie wieder nach Hause; aber man gebraucht die Vorsicht, ihnen zu sagen, daß sie die Schlange bezeichnet hat, und daß, wenn sie die Geheimnisse, die man ihnen mitgetheilt, offenbareten, sie zurück geholt und lebendig verbrannt werden sollten. Die alten Priesterinnen säumen nicht, zu ihren Aeltern zu gehen und von ihnen den Preis zu verlangen, den sie auf die Wohnung und Unterhaltung ihrer Kinder setzen. Diese geistliche Steuer wird in drey Klassen getheilt. Die erste ist für den großen Opferer, die andere für die Priester, und die dritte für die Priesterinnen.

Wenn die jungen Mädchen, die zur Würde einer Priesterinn erzogen, das vierzehnte oder funfzehnte Jahr erreicht haben, so feyert man ihre Vermählung mit der Schlange. Derowegen schmücken sie ihre Aeltern mit dem schönsten Putze, den sie ihnen verschaffen können, und führen sie zum Tempel. Die folgende Nacht müssen sie in einen wohlgewölbten Keller steigen; da finden sie, wenn man den alten Priesterinnen glauben will, drey Schlangen, die sie Auftragsweise heyrathen. Während dieses Geheimnisses tanzen und singen ihre Gesellschafterinnen und übrige Priesterinnen nach einigen Instrumenten; aber allezeit in einer sehr weiten Entfernung vom Keller, damit man nicht wahrnehmen möge, was darinn vorgeht. Die Frucht dieser Heyrathen, sagt der Verfasser, ist allezeit von menschlicher Art. Den Morgen darauf führt man diese junge Priesterinnen zu ihrer Familie zurück, sie nehmen von diesem Tage an an den Opfern Theil, die der Schlange, ihrem Manne, gebracht werden. Es ist gar nicht schwer, sie zur Ehe zu bekommen; aber wer sie heyrathet, ist verbunden, wie schon gesagt worden, ihnen viele Ehrfurcht zu bezeugen. Diejenigen, die nicht Gelegenheit haben, sich zu verheyrathen, überlassen ihre Gunstbezeugungen dem Publikum.

Der tägliche Gottesdienst, den die Priester und Priesterinnen der Schlange erweisen, besteht in Tanzen und Singen. Sie haben

keine festgesetzten Einkünfte, und sie können Handel treiben, und auf dem Felde arbeiten; aber sie ziehen viel beträchtlichere Einkünfte aus ihren Kunstgriffen und von der Leichtgläubigkeit des Volks. Der große Opferer verkündiget fast beständig den Zorn der Schlange, für deren Ausleger er gehalten wird, und befiehlt zu opfern, um ihren Zorn zu versöhnen. Alsdenn bemüht sich ein jeder, diesem Befehle nachzukommen; der König selbst geht ihnen mit seinem Beyspiel vor; und alsbald ist der Tempel mit allerhand Vorrath und Reichthümern erfüllt. Da nur den Priestern erlaubt ist, in diesen heiligen Ort zu gehen, so gebrauchen sie die Opfer nach eigenem Belieben. Des Marchais, welcher 1725. in diesem Lande war, sagt, der König fange doch an, dieser Belästigungen überdrüßig zu werden. Der Oberpriester, der grausamer als die Schlange selbst ist, läßt ihr manchmal Männer und Weiber opfern.

Die Ergebenheit der Einwohner in Juida für diese lächerliche Religion, und ihr Vertrauen in ihre hassenswürdige Diener bestärken die letztern in Erfindung allerhand neuen Betrügereyen, um ihren unersättlichen Geitz, und ihre infame Unkeuschheit zu befriedigen. Sie überrreden dieses leichtgläubige Volk, daß die Schlange zu einer gewissen Jahreszeit Neigung zu vielen jungen Mädchen bekäme, und sich stets an die schönsten hielte. Sie erschiene ihnen in der Nacht, um ihnen ihre Liebe zu entdecken, berühre sie, und flöße ihnen eine

Wuth ein, welche nur durch das Geheimniß der Priester gestillt werden könnte. Bosmann vergleichet die mit dieser Krankheit behafteten Mädchen den Bachanten. Sie zerbrechen und zerreissen alles, was sie antreffen. Die Anverwandten müssen sie unverzüglich in ein zu dieser Absicht errichtetes Gebäude an dem Tempel führen, wo sie bis zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit verbleiben, welches gemeiniglich viele Monate währet. Während dieser Zeit aber bringt man ihnen alles, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben, und zwar in so großem Ueberflusse, daß Priester und Priesterinnen den ihrigen dabey haben können. Kommt die Zeit ihrer Heilung heran, so zwinget man die Aeltern, ohngefehr hundert und zwölf Livres für ihre Wohnung und Aufwartung zu bezahlen. Da die Anzahl Mädchens, zu welchen die Schlange Neigung bekommt, stets beträchtlich ist, so ist auch die Summe, welche man daraus löset, unermeßlich, und der König soll sie mit den Priestern theilen.

Unter den Negern befinden sich einige, welche Verstand genug besitzen, und die Betrügereyen der Priester entdecken; sie gestehn es den Weissen, die ihr Vertrauen erhalten haben; aber sie fürchten sich vor der Wuth des Volks, und hüllen sich in den Schein der Leichtgläubigkeit. Ein sehr vernünftiger Schwarzer, der für den Bosmann Hochachtung bekommen hatte, sagte ihm, die Priester besäßen die Geschicklichkeit die jungen Mädchen

chen entweder mit Versprechungen oder Drohungen dahin zu vermögen, daß sie auf den Gassen ein erschreckliches Geschrey erregen und sagen müssen, die Schlange wäre ihnen erschienen, hätte ihnen befohlen, sich in das an dem Tempel errichtete Gebäude zu verfügen, und wäre alsbald verschwunden. Er fügte hinzu, daß eine von seinen Weibern, welche ganz artig wäre, sich hätte einkommen lassen, in einer Nacht rasend zu werden und vorzugeben, die Schlange gesehn zu haben; er hätte sie bey der Hand, als wenn er sie nach dem Gebäude führen wollen, genommen, aber sie zu Brandenburgischen Kaufleuten gebracht, die dazumal auf der Küste ihre Schiffe mit Sklaven beladeten. Als diese Frau, ihres Mannes ernstlichen Entschluß, sie zu verkaufen, gemerket hätte, habe sie sich zu seinen Füssen geworfen, um Vergebung gebeten, und versprochen, niemals in diesen Fehler wieder zu fallen. Der Neger gestand, er hätte einen sehr kühnen Schritt gewagt, und es hätte ihm das Leben kosten können, wenn es den Priestern zu Ohren gekommen wäre. Eben dieser Autor sagt, daß während seines Aufenthalts in Juida, der König eine von seinen Töchtern, die Kennzeichen einer Raserey von sich gegeben, in dieses Haus habe einschließen lassen; aber es wäre ihr nicht wie den übrigen begegnet worden. Diese vorgegebene Raserey der Prinzeßin wurde ohne Zweifel erdichtet, um die Leichtgläubigkeit des Volks zu erhalten, und man hat ganz öffentlich gesprochen,

sprochen, der König bekäme einen Theil von den Einkünften ihrer Betrügereyen.

Endlich treibt man, den Abscheu vollends zu vermehren, einen schändlichen Handel mit diesen jungen Mädchen. Die alten Priesterinnen, deren Sorgen man sie anvertrauet, wissen sie zu überreden, als wenn die Schlange verlangte, daß sie einer gewissen Mannsperson, die sie ihnen anzeigen, ihre Gunstbezeugungen erweisen sollten, und das ist allezeit derjenige, der am meisten geboten hat. Sie machen diesen unschuldigen Opfern Hoffnung, daß sie, zum Lohne ihrer Höflichkeit, unendliches Vergnügen in dem Lande der Schlange, einem Orte der Wollust, genießen würden; sie fügen noch hinzu, die Schlange erschiene daselbst sehr liebenswürdig, und nähme nur ihre häßlichste Gestalt für jetzt darum an, damit ihr Gehorsam mehr Verdienst hätte. Wenn ein Mädchen offenbarete, was vorgegangen wäre, so würde ihre Unbedachtsamkeit mit dem Tode bestraft; überdieß unterstünde sich niemand eine Priesterin anzuklagen, oder etwas wider ihr Zeugniß vor Gerichte zu behaupten.

Atkins glaubt, dieser Gottesdienst der Schlange stiege bis an die Zeit des Salomons, und bildet sich daher ein, daß die Flotten dieses Regenten bis an die goldene Küste gekommen wären, und daselbst einige Begriffe von der Schlange zurückgelassen hätten, welche Moses in der Wüsten aufrichtete.

Andere geben vor, es geschähe wegen der Nutzbarkeit dieser Schlange; denn sie erlegte alle diejenigen, die giftig wären, und vernichtete viele Insekten, die den Landesprodukten Schaden thäten. Aus eben diesem Grunde bete man verschiedene Thiere in Egypten an.

Die Krone ist in dem Königreich Juida erblich und kommt gemeiniglich auf den ältesten Sohn, wenn nicht würkliche Staatsursachen die Großen verbinden, einen von seinen Brüdern zu ernennen. Wenn der Tod des Königes kund gemacht wird, so sind gleichsam Gesetze, Ordnung und Regierung aufgehoben; es ist für das ganze Volk ein Zeichen der Freyheit: Ein jeder überläßt sich ohne Furcht seinen Leidenschaften; der Diebstahl, die Rache, die Nothzüchtigung, der Todtschlag sind erlaubt. Die Großen und die Europäer getrauen sich nicht anders, als unter zahlreicher Bedeckung auszugehen. Um diese Abscheulichkeiten zu endigen, so eilen die Großen, dem Volke zu verkündigen, daß der Thron wieder besetzt sey. Alsdenn erhalten die Gesetze wieder ihre Gewalt, der Handel geht wieder, die Märkte werden wieder gehalten, und ein jeder geht wieder an seine Arbeit.

Die erste Sorge des neuen Königes ist, seinen Vater beerdigen zu lassen. Der große Opferer steht diesem Leichenbegängnisse vor; er läßt eine Art von Keller graben, um den Leichnam des Königs hineinzusetzen, wählet achte seiner vornehmsten Weiber, welche er lebendig

bendig mit dem Todten begraben läßt, desgleichen eine gewiße Anzahl von seinen Bedienten, denen man den Kopf abhauet, und sie alsdenn in den Keller wirft. Der Günstling des Königes hat immer gleiches Schicksal. Auf diese Trauerceremonie erfolgt die Krönung. Der **Beti**, oder der große Opferer, begiebt sich zuerst in den Pallast, um dem neuen Könige zu melden, daß er anfangen sollte, der großen Schlange den Eid der Treue abzulegen, und ihr Opfer zu bringen. Alle Großen des Königreichs kommen alsdenn und werfen sich vor dem Throne nieder, obgleich der Monarch nicht dabey ist. Diese Huldigungen dauern funfzehn Tage, an denen sich jedermann allen lärmenden Ergötzlichkeiten überläßt. Hernach siehet man mit großem Pomp einen Großen des Königreichs Ardra einholen, dessen Familie von undenklicher Zeit im Besitze ist, die Könige von Juida zu krönen. Die Ceremonie geschieht in der Nacht, auf einem Hofe des Schlosses, in Gegenwart aller Großen des Reichs und der Europäer, welche sitzen, ausgenommen die Portugiesen, welche mit bloßem Kopfe stehen müssen. Der König hat zur Krone ein vergoldetes Kasket, das mit rothen und weissen großen Blumen ausgezieret ist; sein Thron ist ein vergoldeter Lehnstuhl, auf welchem das Französische Wappen stehet, welches beweiset, daß es ein Geschenk der Französischen Gesellschaft seyn muß. Nach geschehener Ceremonie, deren weitläuftigere Erzählung zu langweilig

seyn

seyn würde, läßt der König unter seine Großen Geschenke austheilen; aber sie müssen ihm dafür weit beträchtlichere machen.

Vor dem Könige erscheint niemand, als auf seinen Befehl; alle die zu dieser Ehre kommen, müssen sich zur Erde werfen, und dürfen nur auf den Knien mit ihm sprechen. Die Vicekönige sind nicht einmal von dieser Demüthigung ausgeschlossen, welches auch die Ursache ist, daß man sie selten am Hofe sieht. Diese übertriebene Unterwürfigkeit ist nur scheinbar; ihre Unabhängigkeit erstreckt sich viel weiter, als in jedem andern Lande. Sie theilen die Regierung mit dem Könige, führen mit einander Krieg, ohne daß er sich untersteht, sich mit seinem Ansehen darzwischen zu legen. Und wenn es ja geschehen sollte, so spielet er nur die Rolle eines Vermittlers. Wenn ihre Wachen, deren Anzahl allezeit beträchtlich ist, etwas für sie befürchteten, wenn sie zur Audienz sind, so erbrächen sie die Thore des Pallasts, und würden allen Respekt für seine Majestät verlieren.

Die Europäer können den Monarchen so vielmal sprechen, als sie verlangen. Sie werfen sich niemals vor ihm nieder, sie begrüssen ihn nur, wie in Europa die Standespersonen begrüßt werden; er empfängt sie mit Freundschaft, nimmt sie bey der Hand, läßt sie niedersetzen und trinkt auf ihre Gesundheit. Ist es ein Direktor der Gesellschaft, oder ein Schiffshauptmann, so läßt er ihn mit fünf

bis

bis sechs Kanonenschüssen begrüssen, wenn er aus seinem Schlosse geht. Er muß nur die Aufmerksamkeit haben, seinen Degen an der Thüre des Schlosses zu lassen, weil er nicht gern einen Bewaffneten vor sich sieht.

Seine Kleider sind allezeit sehr schön: Er trägt nur seidene, goldene und silberne Zeuge, aber weder Hemde, noch Strümpfe, noch Schuhe. Die rothe Farbe ist nur ihm, seinen Weibern und seinen Bedienten zu tragen erlaubt.

Er ißt niemals in Gegenwart seiner Unterthanen, und niemand weiß, in welchem Theile seines Schlosses er die Nacht zubringt; gleichsam als wenn man ihn für einen Gott halten sollte, der ohne Speise lebt, und dessen Aufenthalt unbekannt ist. Er bringt sein Leben mitten unter seinen unzählbaren Weibern in Weichlichkeit zu. Manchmal amüsirt er sich mit zwey Zwergen, deren Figur abscheulich ist. Er erscheint nur des Jahrs ein oder zweymal öffentlich, und seine ganze Begleitung besteht aus Weibern; aber für die Mannspersonen ist diese Ceremonie höchstbeschwerlich; denn es ist ihnen unter sehr harten Strafen verboten, diese Königinnen anzurühren, oder nur anzusehen. Zur Vermeidung dieses Unglücks schreyen sie, wenn sie schon einen Mann nur von weiten kommen sehen, sich in Acht zu nehmen. Alsbald wirft er sein Gesicht gegen die Erde, und bleibt in dieser Stellung, bis sie vorbey gegangen sind.

Die

Die Ehrfurcht, welche das Publikum den Königlichen Weibern erweiset, sollte glauben lassen, daß er selbst viel Achtung für sie hätte, aber er gebraucht sie als Sklaven zu den allerniedrigsten und verächtlichsten Arbeiten in seinem Schlosse; er macht nicht einmal Schwierigkeit, sie den Europäischen Kaufleuten zu verkaufen, und damit sein Serail niemals leer werde, so hat er drey Bedienten dazu einzig und allein bestellt, ihm die artigsten Mädchen im Reiche aufzusuchen. Die Anverwandten dieser jungen Opfer halten es für eine Ehre, zum Vergnügen ihres Monarchen etwas beytragen zu können, und kein Vater verschlägt ihm seine Tochter, welche ein oder zweymal blos die Ehre hat, von dem Könige geliebkoset zu werden, und ihre übrige ganze Lebenszeit dem Raube seiner Begierden überlassen ist. Daher viele Töchter es für gar kein Glück ansehen, darzu erwählt zu werden, sondern sich um das Leben bringen, so bald sie wissen, daß man beschlossen habe, sie in das Serail zu bringen.

Die Weiber dieses Königes werden in drey Klassen getheilt. Die erste besteht aus den schönsten und jüngsten, und es ist keine bestimmte Anzahl. Diejenige, die ihm den ersten Sohn zeugt, befiehlt über die andern alle, ausgenommen die Königliche Mutter, der stets mit vieler Ehrfurcht begegnet wird. Die andere Klasse begreift diejenigen, die von dem Könige Kinder gehabt haben. Die dritte besteht

steht aus den weniger liebenswürdigen; sie warten den andern auf, und dürfen bey Lebensstrafe mit einer andern Mannsperson keinen Umgang haben, und ohne des Königs Erlaubniß nicht aus dem Schlosse gehen.

Dieser Regent beweiset für seine Töchter keine größere Zärtlichkeit, als für seine Weiber, er verheyrathet sie ohne Bedenken an die Europäer, die um sie anhalten; und manchmal vermählt er sich selbst mit ihnen.

Die Einkünfte des Königes von Juida sind unzählbar. Sie bestehen in dem Einbringen der Königlichen Ländereyen, in den Auflagen auf alles, was in das Land kommt, auf die Waaren, die auf dem Markte verkauft werden, in den Geschenken der Europäischen Faktoreyen und endlich in den Geldstrafen und Confiskationen. Dieser Monarch würde ohne Widerspruch einer der mächtigsten in Afrika seyn, wenn er nicht beträchtliche Summen aufgehen lassen müßte: 1) alle Tage sehr große Summen zum Kriege mit den Papoern; 2) eben so viele zur Eroberung von Afra, die er einmal unternommen hat; 3) ist der Aufwand in seinem Schlosse über alle Maaßen groß; 4) der Tempel der Schlange ist ein Schlund, der ihm den größten Theil seiner Reichthümer verschlingt; 5) er muß beständig vier tausend Mann unterhalten; 6) bezahlt er alle seine Unterthanen, welche für ihn arbeiten, sehr reichlich.

Der

Der König von Juida in Jahren 1694. und 1695. war mittelmäßiger Statur, hatte eine gemeine Physionomie, aber man bemerkte an ihm viel Witz und Lebhaftigkeit. Bosmann, der drey oder vier Jahre nach Philipps in das Land kam, giebt ihn älter, als für funfzig Jahre aus, und sagt dabey, daß er die Stärke und Lebhaftigkeit eines Mannes von dreyßig Jahren besäße: Er war höflich und und großmüthig; aber er hatte das Unglück, daß er die Schmeichler hörte, und ward hart und halsstarrig. Derjenige, der 1721. regierete, da Atkins an diese Küste landete, war ausserordentlich dicke. Smith und Snelgrave, welche in das Land 1726. und 1727. kamen, fanden ihn noch auf dem Throne, er hatte gar kein Vertrauen in die Treue seines Volkes, und ging nie aus seinem Schlosse, als da er entfloh, und sein Reich von dem Könige von Dahomay erobert wurde, wie man in der Folge sehen wird. Er hatte auch eine gemeine Physionomie und seine Denkungsart war auch nicht viel erhabener. Er spatzierte in den Höfen seines Pallasts mit bloßen Füssen mitten im Kothe; unterdessen hielt man ihn doch für einen Mann von gutem Naturell und ganz sanftmüthiger Laune; aber er beschäfftigte sich mit nichts, als mit Befriedigung seiner Leidenschaften, und überließ die Regierung den Hofleuten, welche ihn stuffenweise in sein Verderben führten.

In diesem Königreiche giebt es keine bestimmte Gesetze; die oberste Gewalt beruhet

auf

auf den Willen des Monarchen und der Grossen. Sie entscheiden nach ihrem Gutdünken in bürgerlichen und militärischen Sachen, aber bey Verbrechen versammlet der König doch seinen Rath, welcher stets aus auserwählten Personen besteht, legt ihnen das Faktum vor, und sammlet die Stimmen. Wenn die meisten mit seiner Meynung übereinkommen, so wird das Urtheil auf der Stelle vollzogen; wenn er aber die Entscheidung ihres Raths nicht billiget, so behält er sich vor, Kraft seiner obersten Gewalt, darüber zu urtheilen.

In diesem Königreiche giebt es keine andere Halsverbrechen, als den Todtschlag und den Ehebruch mit den königlichen Weibern. Ein Todtschläger wird lebendig aufgeschnitten, seine Eingeweide werden herausgerissen, und verbrannt, sein Leib wird mit Salz angefüllt, und auf einen öffentlichen Ort an einen Pfahl gehangen.

Die Strafe der Ehebrecher ist gar nicht angegeben, aber allezeit grausam. Diejenigen, welche das Unglück haben, ergriffen zu werden, werden manchmal in eine Ebene geführt; der Verbrecher wird auf einen erhöhten Ort gestellt, und dient vielen Großen zum Ziele, die sich an ihn mit dem Zagayenwerfen üben; hernach haut man ihm, im Angesichte seiner Mitverbrecherinn, den Theil ab, der ihn straffällig gemacht, und zwingt ihn, ihn selbst in das Feuer zu werfen; nach dieser Operation bindet man ihnen Hände und Füsse,

wirft sie in einen sehr tiefen Graben, welchen man mit siedenden Wasser anfüllt, und alsbald wieder zustopft. Ein andermal macht man zwey Gruben, in eine schlägt man einen Pfahl ein, und bindet daran die Verbrecherinn, und alle übrigen Weiber des Königs gießen über sie siedendes Wasser; in die andere werfen eben diese Weiber kleine Reißgebünde. Wenn man die Anzahl davon für hinlänglich hält, so setzt man an beyden Enden zwey hölzerne Heugabeln, bindet die Mannsperson an einen eisernen Bratspieß, und zwar so fest, daß er sich nicht bewegen kann; man legt diesen Bratspieß auf die beyden hölzernen Heugabeln, und stellt das Gesicht des Verbrechers gegen die Tiefe des Grabens, und zündet hernach die Reißgebünde an. Um diese Strafe noch schrecklicher zu machen, sind die Gruben so gegraben, daß die beyden Verbrecher das Winseln unter einander hören können. Bosmann erzählt, man habe, während seines Aufenthalts, in diesem Lande, einen jungen Menschen im Serail in Frauenskleidern ergriffen, und er sey auf der Stelle zum Feuer verurtheilet worden. Da er nun auf den Gerichtsplatz geführt wurde, fing er an zu lachen, weil er viele Weiber, die für ihn eine zärtliche Schwachheit gehabt hatten, sich eifrigst bestreben sahe, Holz zu seinem Scheiterhaufen zu tragen. Er äusserte sein Erstaunen, aber mit der Behutsamkeit, die Straffälligen nicht zu nennen. Seine Marter ohne Schaudern sehn, noch

mehr sie durch diejenigen zubereiten sehn, die an dem Verbrechen Theil genommen haben, und sie doch nicht anzuzeigen, das heisse ich eine doppelte Standhaftigkeit, die man bewundern muß.

Die Privatmänner, die ihr Weib in dem Ehebruch ergreifen, können sie auf der Stelle tödten; da sie aber kein Recht über denjenigen haben, welcher sie verführt hat, so müssen sie sich darüber bey dem Könige beklagen, der ihn stets, mit Stockschlägen todtgeschlagen zu werden, verurtheilt.

Wenn der Monarch mit einem Großen unzufrieden ist, so schickt er seine Weiber dessen Haus zu plündern und zu verheeren; da es nun verboten ist, sie anzurühren, so wird der Ausspruch völlig vollzogen: Aber diese Arten zu strafen sind selten; sie können Empörungen verursachen, weil sich die Vornehmen alle hier behaupten.

Das Vergeltungsrecht ist sehr im Gebrauche. Derjenige, welcher dem andern einen Arm zerbricht, oder ihn verstümmelt, verliert eben dieses Glied. Das Feueranlegen wird mit dem Feuer bestraft. Der König verwandelt manchmal diese Strafen in eine ewige Verbannung und konfiscirt die Güter und die Familie des Verbrechers. Ein Dieb, der das Gestohlne nicht wieder ersetzen kann, wird zum Sklaven verkaufet. Wenn die Straffälligen von der letzten Art genau unter-

suchet würden, so würde das Königreich Juida eine Wüsten seyn.

Der Schuldige muß sich bey einer Anklage ohne Zeugen, wie auf der Goldküste, durch die Fetischen rechtfertigen; oder vielmehr, welches noch gebräuchlicher ist, er muß sich in einen gewissen Fluß stürzen, dessen Wasser die Eigenschaft haben soll, die Straffälligen zu verschlingen; aber da die Neger gute Schwimmer sind, so wird es ihnen in diesem Falle gar leicht, ihre Unschuld zu beweisen. Unterdessen verliert der König nicht seine Rechte, und es muß ihm eine Geldstrafe erlegt werden. Die Vicekönige oder Statthalter der Provinzen maßen sich allein diejenigen an, die auf ein Verbrechen gelegt sind. Sie haben, wie der König, Gefängnisse, wo man die Schuldigen und Sklaven, die ihnen anvertrauet werden, bewahret. Wegen der letztern vergleicht man sich mit ihnen des Preises halber; alsdenn stehn sie für den Anvertrauten und bezahlen den bestimmten Werth, wenn er entwischt.

Wenn zwey Neger mit einander einen Gesellschaftskontrakt aufrichten wollen, so gräbt ein jeder ein klein Loch in die Erde, und lässet etliche Tropfen Bluts darein fallen, dieß vermischen sie mit einander, uud verschlingen einen geringen Theil davon. Diese Ceremonie nennen sie **boire Dios**, welches ein Mischmasch vom Französischen und Portugiesischen ist. Sie halten diese Vereinigung so heilig, daß sie von

da an nur ein Intereſſe und ein Glück haben; ſie halten ſogar alsdenn kein Geheimniß mehr einander vor, und beyde Theile ſind überzeugt, daß ihnen die geringſte Untreu das Leben koſten würde.

Der Kredit iſt in dem Königreiche Juida ſehr wenig bekannt: Doch wird er zuweilen noch gegeben; aber die Glaubiger haben ganz beſondere Rechte. Kann ihr Schuldner nicht bezahlen, ſo müſſen ſie ſich an den König wenden, der ihnen das Recht einräumt, ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder, um ſo viel als die Schuld beträgt, zu verkaufen. Er kann auch den erſten beſten Sklaven, der ihm von ſeinem Schuldner aufſtößt, ergreifen, und muß nur dabey zugleich ſagen: „Ich nehme dieſen „Sklaven für dieſe und dieſe Summe, die er „mir da und dafür ſchuldig iſt, gefangen.„ Alsdenn muß der Herr des Sklavens, er ſey, wer er wolle, und wenn es der König ſelbſt wäre, in vier und zwanzig Stunden den Gläubiger bezahlen, ſonſt kann der letztere den Sklaven verkaufen; denn der Gläubiger des Schuldners wird deſſen Herr. Reichet der Werth eines Sklaven zu einer Schuld nicht zu, ſo muß man viele bey dem Kopfe nehmen. Doch ſind die Europäer von dieſem wunderlichen Geſetze ausgeſchloſſen.

Kriegswesen, Waffen, Kriege, Verheerung dieses Königreichs.

Dieß Land ist so bevölkert, daß der König mehr, als hundert tausend Mann bewaffnete Soldaten ins Feld stellen kann. Auf den ersten Befehl, den er giebt, muß jeder Statthalter eine gewisse bestimmte Anzahl Truppen für seine Landschaft stellen, und sie mit allen nöthigen Lebensmitteln versehen; das Uebrige aber giebt der König. Eine solche beträchtliche Macht sollte vermuthen lassen, daß dieser Monarch von seinen Nachbaren gefürchtet würde; allein diese Neger sind so schwach und feige, daß sie sich kaum wagen, den Angriff wohl bewaffneter Soldaten auszuhalten. Diese Feigheit schreibt man der Furcht vor dem Tode und der üblen Kriegszucht zu. In Amerika treiben sie hingegen die Wuth bis zur Verwegenheit, welches man der Verzweiflung beymißt, die ihnen die Sklaverey verursachet.

Ihre Waffen sind die Flinten, die Pfeile, der Säbel, die Zagaye, die eine Art von Wurfspieß ist, der Wurfspieß, die Keule und das Schild. Die Flinten, das Pulver und die Kugeln werden ihnen von den Europäischen Kaufleuten zugeführt.

Das Volk kündiget, ungeachtet ihrer Feigheit, bey der geringsten Unzufriedenheit ihren Nachbaren den Krieg an. Wenn die Armee an einem Orte gestellt ist, wo sie ohne Gefahr nicht die Flucht ergreifen kann, so dient den

Solda-

Soldaten die Verzweifelung zur Herzhaftigkeit; sie erregen ein entsetzliches Geschrey, machen dem Feinde Vorwürfe und Drohungen, verdunkeln die Luft mit Pfeilen, bedecken sich mit ihren Schildern, rücken an den Feind näher, um auf ihn mit Zagayen und Wurfspiessen werfen zu können: Alsbald geht das Handgemenge an, und es entsteht ein grausames Blutbad, weil man von beyden Theilen alles niederhaut. Nehmen die Besiegten die Flucht, so tödten die Sieger nicht mehr, und gedenken nur daran, Gefangene zu machen. Sie kehren hernach auf das Schlachtfeld zurück, um die Todten zu plündern, und ihnen den Kopf abzuhauen, den sie nach Hause nehmen, und an die Mauern ihrer Hütten hängen. Der König kriegt den zehnten Theil von Sklaven, und die übrigen werden unter die Officiers und Soldaten ausgetheilt.

Das Königreich Juida wurde 1692. von Aforri, einem benachbarten Fürsten, mit einer gänzlichen Verwüstung bedrohet. Der König hatte ihm einige Ursache zum Mißvergnügen gegeben, und deshalb rückte er an die Grenze, an der Spitze einer Armee, gewann viele Treffen, erklärte, er wolle das Reich Juida gänzlich unter das Joch bringen, und die Waffen nicht eher niederlegen, bis er dem Könige den Kopf hätte abhauen lassen. Diese schreckliche Drohung erregte dem letztern, der sich nicht im Stande zu widerstehen glaubte, eine große Furcht. Sein Hülfsmittel war das Hülfs-

mittel aller Feigen: Er gewann zwey Verräther der feindlichen Armee mit Gelde, um ihren Herrn zu vergiften. Dieser weibische König fürchtete den Aforri auch nach seinem Tode, und hörte niemals seinen Nahmen ohne Zittern aussprechen.

Doch die Eroberung dieses Reichs war einem noch furchtbarern Krieger, als dem Aforri, aufgehoben. Truro Audati, König von Dahomay, unterwarf sich 1724. das Königreich Ardra, wie wir oben gemeldet haben, und 1727. mußte Juida sich dem Gesetze eben dieses Siegers unterwerfen. Dieser Fürst hatte den König von Juida gebeten, den Einwohnern von Dahomay zu erlauben, in seinem Königreiche zu handeln, mit Anerbietung, für jeden Sklaven die gewöhnlichen Abgaben zu erlegen. Da nun sein Vorschlag verworfen wurde, so schwur er, sich bey der ersten Gelegenheit zu rächen. Der König von Juida verachtete dergestalt diese Drohungen, daß er sagte, er wolle ihm nicht, nach der Gewohnheit des Landes, den Kopf abhauen lassen, wenn sich dieser Verwegene unterstünde, mit ihm einen Krieg anzufangen, sondern er wollte ihm zum Sklaven machen, und zur niedrigsten Arbeit gebrauchen. Diese beleidigende Rede kam vor die Ohren des Truro Audati, der seinen Muth verstummen ließ, und nur die Vernunft hörte, um desto gewisser seine Rache nehmen zu können. Er erkundigte sich, in was für einem Zustande das Reich wäre, welches er

über-

überfallen wollte, und da er erfuhr, daß zwischen den Monarchen und den Großen des Reichs die Uneinigkeit herrschte, so stellte er sich an die Spitze seines Heers, überfiel die Provinz Appragah, die sich ihm auch gleich unterwarf. Von da rückte er an das Ufer eines Flusses, welcher nahe bey Sabi fließt. Der König von Juida aber schickte, anstatt diesen Paß ihm streitig zu machen, den Oberopferer der großen Schlange an das Ufer des Flusses, zu opfern, damit sie den Feind verhindern möchte, darüber zu gehen. Truro Audati bildete sich gar nicht ein, daß man sich begnügen würde, ihm dergleichen Waffen entgegen zu stellen, sondern er glaubte vielmehr, die Einwohner von Sabi stellten ihm einen Hinterhalt, und er schickte, um diesen nicht in die Hände zu fallen, zwey hundert Mann ab, die den andern Fluß besetzten, und gerade auf die Stadt zugiengen, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Der König von Juida erfuhr ihre Ankunft, ergab sich seiner Feigheit, verließ seine Unterthanen, und rettete sein Leben mit der Flucht; aber da er ausserordentlich dicke war, so ließ er sich auf den Schultern seiner stärksten Sklaven in Hangbetten in einen Kahn tragen, mit welchem er auf eine Insel ging, die vom festen Lande nur durch einen Fluß getrennt wird, und etwas über das Königreich Juida gegen Abend liegt, und auch an das Land der Papaer grenzt.

Die feindlichen abgeschickten Truppen drungen in die Stadt, steckten das Schloß an, und benachrichtigten den übrigen Theil ihrer Armee von ihrem glücklichen Fortgange. Worauf alsbald die ganze Dahomaysche Armee in Sabi ankam, und die Stadt plünderte. Diese Barbaren wendeten ihre Wuth wider die Götter, ich meyne wider die Schlangen, als wenn sie gleichsam müde wären, Menschenblut zu vergießen; schnitten sie lebendig auf, ließen viele davon über den Kohlen braten, und aßen sie, wenn man den Snelgrave glaubt. Die Dahomayer wollten allenthalben Fußstapfen ihrer Wut zurücklassen, und begaben sich in die Europäischen Faktoreyen; aber sie wurden bey dem Anblick der Weissen erschreckt; allein da sie bald sahen, daß diese Leute nur an der Farbe sich von ihnen unterschieden, so erholeten sie sich dergestalt, daß sie alles, was sie in ihren Magazinen fanden, wegnahmen, ihnen sogar die Schubsäcke visitirten, alle Franzosen, Engländer, Holländer und Portugiesen zu Gefangene machten, sie zu ihrem Könige schickten, welcher einige Meilen von Sabi geblieben war, und alle Faktoreyen verbrannten. Kurz, von dieser Stadt, einer der schönsten und blühensten in Afrika, blieb nichts, als ein mit Blut besprengter Aschenhaufen. Dieser für die Juidaer so unglückliche Zug geschahe im Februar 1727. Snelgrave, der in das Land 1732. kam, sagt, es wäre gar keine Wahrscheinlichkeit, daß man den Handel in allen

Gegenden, welche sich Truro Audati unterwürfig gemacht, wiederherstellen könnte, wenigstens so lange nicht, als dieser barbarische König am Leben seyn würde. Eben dieser Verfasser versichert, der König von Juida habe dazumal in den beyden trockenen und sandigten Inseln, wo er seine Wohnung aufgeschlagen, und einen Schutzort vor der Wuth der Dahomayer gefunden, ein sehr unglückliches Leben geführt.

Das Königreich Dahomay.

Dieses Königreich liegt im Lande, zwey hundert Meilen von der Küste, gegen den achten Grad mitternächtlicher Breite, und erstrecket sich bis nach Groß Papa, welches sehr weit entfernt ist. Zu Dahomay herrscht eine sehr gesunde Luft, denn es ist erhaben, und es wehet daselbst täglich ein angenehmer Wind. Die Schwarzen dieses Landes sind so barbarisch, daß sie ihre Gefangene fressen, und Menschenfleisch auf den öffentlichen Märkten feil haben.

Sie erkennen ein oberstes Wesen, aber sie bilden sich ein, es habe die Sorge über die Neger einer andern Gottheit, die unter ihm stehet, überlassen. Ein Großer dieses Reichs antwortete Snelgraven, der ihm einige Fragen über die Religion that: „Der große Gott ist vielleicht derjenige, der den Weissen so viele ausserordentliche Vortheile mitgetheilet hat;

aber

aber weil es ihm nicht gefallen hat, sich den Schwarzen zu erkennen zu geben, so begnügen sie sich mit demjenigen, den sie anbeten.„ Sie haben überdieß Fetischen, welche sie noch unter den andern Gott halten. Und da sie überzeuget sind, daß ihre Gottheit noch grausamer ist als sie, so opfern sie ihr ein Theil Sklaven auf, die sie im Kriege erbeuten, und verzehren alsdenn ihre Leiber. Dieser Gebrauch wird bey ihnen so heilig beobachtet, daß sie das allergrößte Unglück befürchten würden, wenn sie es unterließen, und sie schreiben ihr Glück auch nur der Genauigkeit zu, mit der sie ihn ausüben. Vier tausend Schwarze aus Juida, wurden in einem Tage geopfert, kurze Zeit darauf hatten vier hundert Tuffos das nehmliche Schicksal. Um dieses barbarische Opfer zu bringen, errichten sie viele Schaffots, wohin man diese Opfer führt, und wenn sie sich nun stellen, so hält ein Priester sie einige Augenblicke auf, und spricht über sie geheimnißvolle Worte; hernach giebt er an den Henker ein Zeichen, welcher mit jedem Hieb seines Schwerdtes einen Kopf springen läßt, der auf eines von den Schaffotten geworfen wird, das Blut gehört den Fetischen, die Köpfe dem Könige, der daraus Tropheen macht, und die Körper dem Volke, welches sie kocht und ißt.

Es giebt in diesem Königreiche eine beträchtliche Armee, bey der eine gute Mannszucht gehalten wird. Jede Kompagnie hat

ihre

ihre Officiers; die Waffen der Soldaten bestehn aus einer Flinte, einem Säbel und einer Tartsche. Sie werden von ihrer Kindheit an zu den Strapazen und Schrecklichkeiten des Kriegs gewöhnt; denn nach dem daselbst eingeführten Gebrauche, hat jeder Soldate einen jungen Schüler bey sich, der auf öffentliche Kosten erhalten wird. Man hat zu Dahomay, um den Muth der Soldaten desto besser anzufrischen, einen Soldatenorden errichtet, und ihn den **Heldenorden** genannt. Die Ritter tragen ein Ordensband von Menschenzähnen, das sie über die Schultern und den Bauch hangen haben. Ein Landesgesetz verbietet bey Lebensstrafe jedem Soldaten, sich mit diesem glorreichen Ehrenzeichen zu zieren, wenn es nicht von den Zähnen der Feinde ist, welche er auf dem Schlachtfelde selbst erlegt hat: Er muß vor einigen dazu gesetzten Officiers die Beweise hierüber ablegen.

Die Artillerie ist hier nicht unbekannt, obgleich die Einwohner vor dem Jahre 1724. keine Art von Handel mit den Weissen gehabt haben. Lamb, der gegen diese Zeit hieher in die Gefangenschaft geführt wurde, erstaunte sehr, als er fünf und zwanzig Kanonen sahe, davon einige mehr als tausend Pfund wogen.

Dieses kriegerische Volk wird von einem Monarchen beherrscht, dem zu einem Helden nichts weiter fehlt, als daß er nicht unter gesitteten Menschen gebohren ist. Er heißt **Truro Audati**, und nicht, **Dada**, wie ihn Herr

D'An-

D'Anville in seiner Charte von Afrika, nach dem Pater Labat, nennt. Er ist von mittelmäßiger, aber proportionirlicher Gestalt; seine Physionomie ist nicht schön, allein edel und majestätisch. Der Ehrgeitz giebt ihm ohne Aufhören neue Eroberungsentwürfe an die Hand, sein Muth führt sie aus, und seine Klugheit macht, daß sie stets glücklich ausgeführt werden. Er ist bey Bestrafung seiner Soldaten sehr hart, aber bey Belohnung derselben auch sehr verschwenderisch. Er besitzt vollkommen die Kunst, sich zu verstellen, und kann sich mit einer wunderbaren Leichtigkeit in alle Umstände finden. Die Gefahr erschreckt ihn nicht, und er behält im Unglücke stets seine Standhaftigkeit. Fehlt es ihm an Macht, so weiß er List zu gebrauchen. Kein Schwarzer hat die Pracht weiter getrieben; er hat eilf Palläste erbauen lassen, welche von einem erstaunenden Umfange sind; seine Kleider, deren Anzahl gar nicht geringe ist, bestehen aus den reichsten Zeugen; er geht nicht mit bloßen Füssen, wie die übrigen Fürsten in dasigen Ländern, und er speiset allezeit auf einem goldenen Servise. Er giebt die Bugis, wie Sand, und die starken Getränke, wie Wasser. Sein Charakter ist sanftmüthig, und sein Umgang angenehm; aber da seine Unterthanen Barbaren sind, so ist er genöthiget, es auch selbst zu seyn. Seine zwey vornehmsten Palläste sind mit den Hirnschädeln derjenigen gepflastert, die er im Kriege getödtet hat. Snelgrave sagt, er sey

wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften, die sich bey ihm vereinigt fänden, ein ausserordentlicher Mann, und er habe an ihm nichts bemerkt, das den Schein einer Grausamkeit hätte, als die Aufopferung seiner Feinde, die doch mehr einer gewissen Politik, als seiner Unmenschlichkeit zuzuschreiben sey.

Die Kunst zu schreiben schien ihm sehr bewundernswürdig, und er bezeigte sehr viel Verlangen, sie zu erlernen. Er zeichnete oft auf gutes Glück Figuren auf das Papier, und schickte sie dem Lamb, mit der Anfrage, ob er die Buchstaben getroffen hätte. Dieses große Genie überläßt sich manchmal kindischen Zeitvertreiben, indem er ein Stück Papier an einem Faden in die Luft fliegen läßt, und dergleichen Kindereyen mehr. Seine Unterthanen bezeugen ihm die größte Ehrfurcht, und erscheinen niemals vor ihm, ohne sich auf die Erde zu werfen, wie es alle Neger ihren Königen thun. Die Weissen sind dieser Demüthigung nicht unterworfen, sondern man bietet ihnen vielmehr Stühle zum niedersetzen an. Dieser Prinz hat zwey tausend Weiber, welche er mit mehrer Pracht erhält, als je ein anderer Negerfürst und ihre ganze Beschäftigung ist, ihm in seinem Pallaste aufzuwarten. Bald tragen sie reiche seidne Leibchen, bald scharlachne Roben mit großen Halsbändern von Korallen, die sie zwey bis dreymal um den Hals binden können, an den Armen tragen sie goldne Ringe, ihre Haare sind mit Kristallen

von

von allerhand Farben geziert, welche sehr weit, aus dem innersten Theile von Afrika, gebracht werden: es scheint eine Art von Fossilien zu seyn, und die Neger schätzen sie eben so hoch, als wir die Diamante. Wenn diese Weiber ausgehen, so gehn ihnen einige Mannsperso-nen voran, die entweder grüne, oder blaue oder karmosine samtne Westen, und an statt der Spanischen Röhre, einen silbernen und vergolde-ten Stock tragen.

Von so großem Umfang auch das Königreich Dahomay ist, so ist es doch nicht hinreichend genug, den ehrgeitzigen Truro Audati zu vergnügen. So bald als er den Thron bestieg, stieß ihm auch die Begierde auf, sich von allen benachbarten Staaten Meister zu machen, er bewaffnete seine Unterthanen, verordnete eine gute Kriegszucht unter ihnen, und führte sie wider seine Nachbaren an, die er bald unter seine Gewalt brachte. Er verbreitete seine Eroberungen bis in das Königreich Ardra, das in kurzer Zeit eingenommen und verwüstet wurde. Ein Englischer Faktor, mit Nahmen **Bulfinch Lamb**, befand sich in diesem Lande; er wurde gefangen genommen, und zu dem Sieger geführt, der nie einen Weissen gesehen hatte. Dieser Monarch empfieng seinen Gefangnen mit allen möglichen Freundschaftszeichen, führte ihn an seinen Hof, wo er ihm ein Haus, Weiber und Bedienten gab, kurz er that alles, was in seiner Macht stund, um ihn den Verdruß seiner Gefangenschaft zu erleich-

tern,

tern, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und nachdem er ihn drey Jahr bey sich gehabt, schickte er ihn mit Gold und andern Geschenken bereichert zurück; er begieng so gar die großmüthige Handlung, daß er ihm auf seiner Reise Officiers mit gab, damit man ihm mit aller Achtung begegnen und ihm alles reichen möchte, was zu seinem Unterhalte nöthig wäre. Dieser Monarch, der nach Leuten von Genie eine natürliche Neugierde hatte, wollte von den Sitten und Gebräuchen der Engländer genauer und umständlicher unterrichtet seyn. Derohalben schickte er mit dem Lamb einen Negersklaven, mit Namen Tom, welchen man in der Eroberung von Ardra bekommen hatte. Da dieser Sklave von Kindheit auf in der Englischen Faktorey erzogen war, so redete er diese Sprache vollkommen, und war im Stande, die Neugierde seines Herrn zu befriedigen, der ihm befahl, so schnell als möglich zurückzukommen. Dieser Sklave kam 1731. in England an, wo man sich überredete, es sey ein Gesandter; und dieses wurde so weit getrieben, daß man für diesen vermeinten Minister viele Schauspiele zu Londen anstellte, und in öffentlichen Zeitungen meldete, es geschehe in Ansehung des Fürsten **Adomo Orovonoko Tom**, Gesandten des mächtigen Königs von Dahomay am Englischen Hofe. Man schickte diesen Neger wieder in sein Land mit einem Kriegsschiffe, das nach dieser Küste gieng. Im Monat Februar 1727. hatte das Königreich

Juida, wie wir oben gesagt haben, ein gleiches Schicksaal mit Ardra. Vierzig Europäer, die wegen des Negerhandels in diesem Lande waren, wurden zu Gefangenen gemacht, und dem Könige vorgestellt: er nahm sie gnädig auf, mißbilligte die harte Begegnung, die sie während der Kriegsunruhen ausgestanden hatten, erlaubte ihnen in ihre Forts zurückzukehren, und beschenkte die Französischen und Englischen Statthalter mit einigen Sklaven, versicherte sie, seine Absicht wäre, wenn er sich seiner Eroberungen völlig würde versichert haben, den Handel in Flor zu bringen, und den Europäern alle mögliche Merkmale seiner Achtung zu geben, und versprach ihnen so gar, die Auflagen, die sie dem Könige von Juida hatten zahlen müssen, zu mindern.

Viele Fürsten, deren Staaten Truro Audati weggenommen, begaben sich an Hof des Königs der Yoer, suchten Schutz wider den Eroberer und vermochten ihn, daß er ihm 1724. unmittelbar nach der Einnehmung von Ardra, den Krieg ankündigte. Das Reich der Yoer oder der Joer, Oyoer, Ayoer, oder endlich der Oycoer, liegt gegen den zehnten Grad Nordlicher Breite gegen Nordost von Dahomay, von der andern Seite gegen einer großen See zu, aus der eine Menge großer Flüsse kommen, die sich endlich in die Bay von Guinea ergießen. Der vornehmste Fetische der Yoer ist das Meer; ihre Priester verbieten ihnen bey Lebensstrafe, die Augen dahin

zu

zu richten, und diese Drohung erschreckt sie auch so sehr, daß sie sich nicht einmal unterstehn, nahe an dasselbe zu gehn.

Da Truro Audati erfuhr, daß die Armee der Yoer in seine Lande eingedrungen wäre, verließ er plötzlich Ardra, wo er dazumal war, stellte sich an die Spitze seines Heers, marschirte auf den Feind los, traf ihn in einer Ebne und lieferte ihm ein Treffen. Anfangs zog er den Kürzern, weil die feindliche Armee aus lauter Reuterey bestund, und also über seine, die im Gegentheile lauter Fußvolk war, in einem offenen Lande viele Vortheile voraus hatte: aber es waren unter seiner Armee einige mit Flinten versehen, und der Knall ihres Abfeurens erschreckte die Pferde des Feindes so sehr, daß er seine Vortheile verlohr. Da er aber beherzt war, so fand er sich bald aus dieser Verwirrung, und nachdem der Streit vier Tage gewährt hatte, so fingen die Dahomayer an, müde zu werden. Truro Audati wurde es gewahr, und verfiel auf folgende Kriegeslist. Er ließ in eine benachbarte Stadt seines Lagers einen unbeschreiblichen Vorrath von Brandtewein und Kaufmannswaaren, die er bey sich hatte, gleichsam zur Verwahrung bringen, und stellte sich an, die Flucht zu ergreifen. Die Yoer drungen in die Stadt, soffen den daselbst befindlichen Brandtewein aus, wie er voraus gesehen hatte, und überliessen sich sogleich dem Schlafe der Trunkenheit. Seine Kundschafter meldeten ihm alles, was

vorging; er kehrte zurück, überfiel die Feinde in ihrer Unordnung, und hieb sie in Stücken. Während daß Truro Audati mit diesem Kriege beschäfftiget war, that der König von Juida einen Versuch, wider zum Besitze seiner Staaten zu kommen; er schickte nach Sabi einen seiner Officiers, der ihm in seinem Unglücke stets begleitet hatte, mit etlichen Soldaten. Sie setzten sich nahe an dem Französischen Fort. Der König von Dahomay wurde alsbald davon benachrichtiget; er schickte in Eil Truppen dahin, die diese Stadt wieder zum Gehorsam bringen mußten. Das Fort der Franzosen ward bey dieser Unternehmung angesteckt; aber der König von Dahomay entschuldigte sich bey dem Statthalter, und erbot sich, ihm das Fort durch seine eigene Soldaten wiederherstellen zu lassen.

Da der König von Juida sahe, daß er nicht im Stande seyn würde, sich mit dem Könige von Dahomay zu messen, so verband er sich mit den andern Fürsten, welche die Opfer des Ehrgeitzes dieses letztern gewesen waren, um dem Könige der Yoer um Beystand zu bitten. Ihre Bitten wurden erhört, er bewilligte ihnen eine mächtige Armee, die Dahomayer anzugreifen. Auf die Nachricht ihres Anzugs vergrub Truro Audati seine Reichthümer, verbrannte seine Städte, und zog sich mit seinen Unterthanen in die Wälder, weil er eben das Schicksal für sich befürchtete, welches er seinen Nachbaren zugezogen hatte. Die Yoer

bemüh-

bemühten sich lange, ihn aufzusuchen; aber das Regenwetter nöthigte sie, sich zurück zu ziehen. Darauf kamen die Dahomayer wieder hervor, und waren nur auf die Wiedererbauung der Städte bedacht.

Der Statthalter des Französischen Forts erfuhr, was dem Truro Audati begegnet war, und hielt ihn für so schwach, daß er ohnmöglich eine Armee ins Feld stellen würde, und entwarf daher ein Projekt, den König von Juida wieder auf den Thron zu setzen. Er wurde durch die Papaer unterstützt, die Lust hatten, ihren alten Handel vom neuen herzustellen. Sie brachten eine Armee von funfzehn tausend Mann auf die Beine, welche sich unter dem Befehle des Königs von Juida, nahe an den Europäischen Forts lagerte.

Diese Nachricht verursachte dem Könige von Dahomay, welcher damals mit der Wiederherstellung seiner Städte beschäfftiget war, viel Unruhe. Der größte Theil seiner Soldaten hatte ihn während seines Aufenthalts in den Wäldern verlassen, und der Rest derselben war vor kurzem ausgeschickt worden, Sklaven aufzutreiben. Bey solchen Umständen würde ein anderer, als er, in großer Verlegenheit gewesen seyn; aber sein Geist war viel zu schöpferisch, als daß er nicht ein plötzliches Hülfsmittel dafür hätte erfinden können. Er ließ eine große Anzahl Weiber versammlen, kleidete und bewafnete sie, wie andre Soldaten. Theilte sie auch in Kompagnien, gab jeder ihre Offi-

ciers, Fahnen, Tambors, und ließ so gleich diese Armee aufbrechen; doch mit der Vorsicht, daß er in die ersten Glieder Mannspersonen stellen ließ. Die Juidaer erschracken bey ihrer Annäherung so sehr, daß sie ungesäumt die Flucht ergriffen. Ihr König bemühte sich vergebens, sie zurückzuhalten; er richtete so gar seine Lanze wider sie und verwundete diejenigen im Gesicht, die ihm in seiner Wuth aufstießen; aber das Schrecken hatte sich ihrer bemächtigt, und war ihr einziger Führer. Die Weiber der Dahomayer nutzeten diese Verwirrung, gingen auf sie loß, hieben einen Theil der feindlichen Armee in Stücken. Der König stürzte sich in den Graben des Englischen Forts, um zu entwischen, und kam durch denselben vermittelst seiner beyden Söhne. Der Englische Statthalter sahe alsdenn seinen Fehler ein; aber er vergrößerte ihn in der Folge, statt ihn auszutilgen. Doch rieth er dem flüchtigen Könige, die Nacht noch das Fort zu verlassen, und auf seine Inseln zurückzukehren.

Der König von Dahomay wußte, daß er die Empörung erregt hatte; aber er verbarg seinen Zorn, weil er es jetzt nicht für gelegen hielt, sich zu rächen. Er ließ zu Sabi ein kleines Heer, und kehrte in seine Staaten zurück, um den Verlust wieder zu ersetzen, den die Voer ihm angerichtet hatten. Zu diesem Ende verwilligte er sehr beträchtliche Vortheile allen Straßenräubern der andern Nationen, welche

bey

bey ihm Dienste nehmen wollten, daß er in kurzer Zeit eben wieder so mächtig war, als zuvor.

Der Englische Statthalter, der Urheber von der Empörung, beging noch eine andere Unbesonnenheit, er ließ nehmlich einen vornehmen Dahomayschen Officier mit Ruthen peitschen, und sagte ihm, wenn ihm der König in seine Hände fiel, so wollte er ihn auf eben diese Art behandeln. Die dem Officier angethane Beschimpfung und die Rede, womit er sie begleitet hatte, wurden dem Könige gemeldet, der ganz gelassen sagte: „Dieser Mann muß in seinem Herzen einen angebohrnen Haß wider mich haben, weil er sogleich meine ihm erwiesene Güte vergessen hat.„ Doch hatten seine Leute Befehl, ihm bey der ersten Gelegenheit gefangen zu nehmen: und diese bekamen sie bald; sie banden ihm Hände und Füsse und brachten ihm zu dem Könige, der ihn aber nicht sehen wollte, und ihnen erlaubte, mit ihm zu machen, was sie wollten. Sie führten ihm einige Tage darauf nach Sabi, banden ihn zwischen zwey Pfähle, den Bauch gegen die Erde, schnitten ihm viele Wunden in den Rücken, in die Armen, in die Lenden und in die Beine, und thaten darein Citronensaft, Pfeffer und Salz; hieben ihm hernach den Kopf ab, theilten den Körper in Stücken, liessen sie über Kohlen braten, und verzehrten sie. Truro Audati sagte, um sich dieser Grausamkeit wegen zu rechtfertigen, er habe die völlige

Freyheit, die er seinen Leuten über ihn gegeben, blos von seiner Ranzion verstanden; allein da er niemals die Urheber dieser Grausamkeit bestraft, ob man gleich deshalb viele Vorstellungen gemacht, so hat man immer geglaubt, er habe daran Theil genommen. Diejenigen, welche diesem verhaßten Gastgebote beygewohnt hatten, sagten zu den Portugiesen, das Englische Rindfleisch wäre sehr gut. Kurz nach der Begebenheit des Statthalters, flüchteten zwey Neger aus dem Fort, berichteten dem Könige, daß er sich davon, ohne viele Schwierigkeiten, Meister machen könnte, weil nicht mehr als vier Weisse darinnen lägen; aber er besaß zu viel Politik, eine solche That zu begehen, die den Handel in seinen Staaten gänzlich ruinirt hätte, er antwortete, er hätte keine Ursache, die Englische Nation zu hassen, der letzte Statthalter habe sich auch durch seine Unbesonnenheit ein Unglück zugezogen, das ihm allein beträfe, und er hoffte, die Afrikanische Gesellschaft würde eine bessere Wahl mit den Personen treffen, die sie in dem Fort zu kommandiren, schicken würde.

Wie er nun stets einen neuen Einfall von Seiten der Yoer befürchtete, so schickte er ihrem Könige große Geschenke, verehrte ihm seine artigste Tochter, und trug seinen Gesandten auf, Korallen unter alle Grossen seines Hofes auszutheilen. Diese kluge Vorsicht erwarb ihm den Frieden unter vortheilhaften Bedingungen:

gungen: der König von Yo schickte ihm selbst mit einer von seinen Töchtern eine Gesandtschaft.

Der ehrgeitzige Truro Audati war gar keiner Ruhe fähig; so bald er sich von Seiten der Yoer im Frieden sahe, so beschäfftigte er sich nur mit der Sorge, seine Eroberungen zu vermehren, und seine Plünderungen zu verdoppeln. Er versammlete bald seine Armee, und überfiel die Yabuer, ein sehr entlegenes Volk im Lande, und dessen Gegend mit Wäldern und Bergen angefüllet ist. Sie vertheidigten sich bis zur Regenszeit sehr tapfer, als aber die Dahomayschen Soldaten sahen, daß ihr König den Krieg fortsetzen wollte, so empörten sie sich. Truro Audati ließ, um sie wieder zu ihrer Schuldigkeit zu bringen, vielen seiner vornehmsten Officiers den Kopf abhauen, die heimlich die Empörung erregt hatten; aber diese Strenge machte, daß eine ungeheure Menge Soldaten und Officiers entwichen: sein Sohn selbst war davon ein Beyspiel; er floh mit vier tausend Mann zum Könige von Wimey. Dieser Zufall vergrößerte nur die Wuth des Königes von Dahomay: er wendete ihn gegen die Yabuer, bezwang sie in einer ihrer Schanzen; aber da sie andere gewannen, wo er ihnen nicht nachkommen konnte, so litte er die demüthigende Marter, ohne Ausführung seines Entwurfs, mit dem Verluste des größten Theils seiner Armee, in seine Staaten zurückzukehren.

Ueber diese Neuigkeit schöpfte der Fürst von Jaquin die Hofnung, das Joch des Tyrannen abwerfen, und gar dessen Untergang befördern zu können; er bekam einen Hollandischen Kaufmann, mit Nahmen Hertog auf seine Seite, der damals zu Jaquin war, und durch einen Fluß, der von Jaquin in die Bay von Benin fließt, einen beträchtlichen Handel in viele entlegene Länder trieb. Dieser Holländer vermochte den König von Wimey und viele andere Fürsten, wider die Dahomayer die Waffen zu ergreifen, und trieb den Eifer so weit, daß er ihnen sogar Kriegesvorrath zuführte. Allein es war nicht so leicht, den Truro Audati niederzuschlagen, als sichs seine Feinde eingebildet hatten. Die List half ihm, da ihm die Gewalt gebrach. So bald er ihr Projekt erfuhr, versammlete er sein Heer, und damit es nicht während seiner Zubereitungen überfallen werden möchte, ließ er ein Gerüchte ausgehen, als wollte er den andern Feldzug wider die Yabuer vornehmen. Er zögerte nicht mit seiner Zurüstung, und fing seinen Marsch gegen das Innerste des Landes an; aber in der ersten Nacht änderte er ihn auf einmal, und nahm ihn gegen die Seite des Meeres zu, und mit so vieler Eilfertigkeit, daß er dem Jaquin erschien, ehe dieser den geringsten Argwohn von seiner Absicht hatte. Kaum gewann er so viel Zeit, daß er sich mit seinen vornehmsten Unterthanen auf eine kleine Insel retten konnte, welche er mitten im Flusse befestiget hatte.

Die

Die Dahomayer sengten und plünderten, auf Befehl ihres Königs, in allen Städten und Dörfern des Landes, und verschonten nicht einmal die Europäischen Faktoreyen. Der Holländer, Hertog, hatte das Glück, daß er entrinnen konnte; aber man plünderte ihm seine Waaren, deren Werth sehr beträchtlich war. Alle Faktors von Frankreich und Portugall wurden nebst dem Hauptmann des Englischen Schiffs arretirt; man begegnete ihnen sogar hart; sie beklagten sich darüber, als sie vor dem Könige erschienen, und versicherten ihn, man hätte ihnen nicht erlaubt, die geringste Speise zu sich zu nehmen, seitdem sie gefangen wären. Auf diese Klage stund er hastig auf, ging in ein anliegendes Zimmer, und erschien darauf gleich mit einer Axt in der Hand. Bey diesem schreckbaren Anblick glaubten sie an den letzten Augenblick ihres Lebens gekommen zu seyn, warfen sich alle auf die Knie, und flehten diesen Barbaren um Gnade an; aber er bediente sich nur seiner Axt, um eine kleine Tonne mit Rindfleisch zu eröfnen, woraus er viele Stücke nehmen ließ, und befahl, sie alsbald für die Gefangene zuzurichten. Nach kurzer Zeit schenkte er ihnen die Freyheit. Dieses erfolgte im Jahre 1732.

Die verschiedenen Empörungen, worinn sich die Europäer mit einließen, haben die Liebe dieses Negerkönigs gegen sie in Mißtrauen verwandelt, und seine Unterthanen haben, ungeachtet des Handels mit den Europäern, einen barba-

barbarischen Charakter beybehaltēn, der ihnen auch ganz natürlich scheint. Einstmals bat der Königliche Rath den König um eine junge und schöne Sklavin; da er sie erhalten hatte, ließ er sie tödten.

Das Mistrauen und die Grausamkeit des Königs von Dahomay, die Wildheit seiner Unterthanen haben den Europäischen Kaufleuten die Reisen in dieses Land dergestalt verekelt, daß der Handel jetzo gänzlich darnieder liegt. Doch ist davon noch ein Schein auf der Seite von Appagh übrig, weil diese Stadt durch einen Moraſt und einen Fluß wider die Dahomayer vertheidiget wird.

§. 3.

Das Königreich Popo.

Dieß Königreich, welches einige Papa nennen, erstreckt sich von Juida bis zum Cap Monte, welches zehn Meilen betragen kann. Man theilt es in zwey Theile, in das kleine und in das große Popo. Das erste liegt zwischen Juida, das es gegen Morgen begrenzt, und zwischen dem kleinen Popo, an welches es gegen Osten stößt. Das innere Land ist sehr fruchtbar; man findet daselbst Früchte, Wurzeln, Thiere und Federvieh, aber wenn man gegen das Ufer näher kommt, ist es niedrig und morastig. An die Küste ist gar nicht zu kommen, weil das Meer

fast

fast die ganze Jahrszeit über mit solcher Heftigkeit daran schlägt, daß weder Kähne noch Schaluppen anländen können.

Die Stadt Popo liegt fast an der Mündung des Flusses Tari oder Torri, auf einer Insel, die aus Teichen und Morästen gebildet wird. Sie theilt sich in drey Theile, die von einander sehr kenntlich abgesondert sind. Ihre Lage macht sie sehr feste; überdieß ist die Einfahrt im Flusse mit einer Barre verschlossen, darüber die Kähne allein fahren können. Alle Einwohner des Königreichs flüchten dahin, wenn ihr Land überfallen wird. Man trifft an dem Ufer des Torri das Dorf Koulain-Ba und viele Flecken an. Dieser Fluß kommt vom Königreiche Ardra, fließt durch Juida, und von da in das Meer. Und während dieses Laufs entfernt er sich nicht eine Viertelmeile von der Küste. Er ist so wenig tief, daß man zu aller Zeit durchwaden kann. Wegen seines sehr niedrigen Ufers tritt er sehr oft aus, und macht daselbst sehr große Moräste, die sich bis an das Land Juida erstrecken.

Dieses Königreich ist, wie Koto und Juida, ein Theil von Ardra. Der Statthalter oder Vicekönig empörte sich wider seinen Herrn und vertheidigte sich allezeit so wohl, daß man ihn nie wieder zu seiner Schuldigkeit hat bringen können.

Die Regierung und die Ardrasche Sprache haben sich zu Popo erhalten; doch hat die letzte ein wenig Veränderung gelitten.

Der

Der Neger, der zu Popo gegen das Jahr 1682. regierte, war groß, wohlgestalt, und seine Physionomie hatte etwas Edles. Er trug gemeiniglich einen brokatnen Rock und eine Mütze von Weiden. Der König von Koto und Juida vereinigten sich, ihn anzugreifen; aber er hatte die Geschicklichkeit, mit dem ersten Frieden zu machen, und sich mit ihm wider den andern zu verbinden. Er ward von seinem Volke geliebt und geehrt. Das Schloß dieses Monarchen ist in der Hauptstadt. Es ist eln Gebäude von einem großen Umfange; es besteht aus einer Menge kleiner Hütten, welche die vornehmste Wohnung umgeben, und wohin man durch drey Höfe kömmt, davon jeder mit einer Kompagnie bewaffneten Soldaten besetzet ist. Der König speiset stets allein; seine gewöhnliche Beschäfftigung oder sein Zeitvertreib besteht in Tobackrauchen, mit seinen Officieren sich zu unterhalten und endlich mit seinen Weibern zu tändeln. Er hat ihrer allezeit eine große Anzahl, und allen wird überhaupt mit vieler Achtung und Aufmerksamkeit begegnet.

Die Schwarzen dieses Landes haben, wie die übrigen, ein blindes Vertrauen auf ihre Priester. Sie nennen sie **Domine**, ein lateinischer Nahme, den sie ohne Zweifel von einer Europäischen Nation entlehnt haben. Diese Priester sind gemeiniglich mit einem langen weissen Rocke gekleidet, und tragen stets in der Hand, eine Art von einem Bischofsstabe.

Die

Die Poposchen Einwohner handeln mit Sklaven, und wenn kein Europäisches Schiff an ihre Küsten kommt, so verkaufen sie sie ihren Nachbaren. Was sie im Tausche dafür nehmen, sind Zeuge, Eisen, gläserne Halsbänder und andere Europäische Krämereyen. Der Hang, den sie zum Diebstahl haben, hat die Europäer verhindert, daselbst Niederlassungen anzulegen. Die Franzosen gehen manchmal des Sklavenhandels wegen dahin; aber sie haben die Vorsichtigkeit, daß sie von denjenigen, denen sie sie abkaufen, verlangen, sie bis an einen sichern Orte zu begleiten. Um sich noch mehr dieser Neger zu versichern, machen sie den Priestern Geschenke, die sie bis an die Ufer des Flusses führen, und vermögen sie selbst, die Sklaven an den Bord zu bringen, und werfen ihnen Sand auf den Kopf, um sich für alle Gefahr bey dem Uebergange über die Barre zu versichern.

Dieses Volk verkauft überdieß an die Neger des innern Landes viele Fische, die sie in ihrem Flusse fangen.

Das Kleinpopo liegt gegen Westen von Großpopo, und gegen Morgen des Königreiches Koto, am Ufer des Meers. Es ist eine sehr kleine Gegend; es hat nicht über fünf Meilen in der Länge, den Umfang im Lande drinne weiß man nicht. Der Erdboden ist eben, trocken, unfruchtbar und so sandigt, daß die Speisen so gar darnach schmecken.

Die

Die Hauptstadt von Kleinpopo liegt am Ufer des Meers, vier Meilen gegen Abend von Großpopo, nahe an einem Flusse und einer Bucht. Die Einwohner sind eine Horde vom Königreiche Akra, die in dieses Land flüchteten, sich daselbst niederließen, und ein Königreich errichteten, um der Wuth des Königes von Aquambo zu entgehen. Dieses kleine Volk hat sich den Ruhm einer großen Tapferkeit erworben. Einer von ihren Königen, mit Nahmen Aforri, schlug und nahm den Fürst Offara gefangen; griff hernach den König von Juida an, kam bis an die Hauptstadt seines Königreichs, welche er würde weggenommen haben, wenn es ihm nicht an Kriegesmunition gefehlt hätte. Bald darauf ging er wider den König von Koto, lieferte ihm eine Schlacht, und blieb in derselben. Sein Bruder folgte ihm, und da er klüger, als sein Vorgänger war, wußte er so wohl seine Vortheile zu gebrauchen, daß er glücklich die Kotoer aus ihrem Lande trieb. Der Nahme dieses letztern ist es ohne Zweifel, der dem Könige von Juida zitternd machte.

Die Einwohner von Kleinpopo haben kein anderes Geschäffte, als Rauben und Handeln; diejenigen, die mit ihnen zu thun haben, müssen auch die größte Vorsicht gebrauchen; denn sie übertreffen im Stehlen und Betrügen alle andere Neger. Ein Hauptmann eines Englischen Schiffs, der von ihrer Seite viele Ungerechtigkeiten und viele böse Begegnungen erduldet

duldet hatte, kam einige Zeit darauf wieder dahin, und lockte, unter verschiedenem Vorwande, die Vornehmsten der Nation, sogar den Sohn des Königs, an Bord seines Schiffs, ließ sie arretiren, und in dem Untertheile des Schiffs schließen, bis man ihm allen Verlust wiedererstattet hatte. Doch der König, der 1690. regierte, war ein Mann von Wort, und man konnte mit ihm ohne Mißtrauen handeln.

§. 4.

Das Königreich Koto.

Das Königreich Koto heißt bey den Negern das **Land Lampi.** Es erstreckt sich vom Cap Monte bis an den Fluß Volta, welches ein Umfang von sechszehn bis siebzehn Meilen ist. Der Boden ist eben, sandigt, trocken und unfruchtbar. Doch findet man daselbst Gebüsche, Palm- und wilde Kokosbäume. In dem süssen Wasser giebt es genug Fische; aber wegen der unaufhörlichen Bewegung der Wellen längst der Küste können die Meerfische nicht dahin kommen.

Es hat nur eine Stadt, mit Nahmen Koto, oder Berhu; sie war sonst die Residenz des Königs. Die Einwohner stehlen in dem Innern des Landes die Neger, die sie den Europäern verkaufen, aber da sie ihrer nicht genug haben, ein Schiff zu beladen, so giebt es keine Faktorey daselbst. Ihr Handel ist mäs-

sig, und sie sind überhaupt alle sehr arm. Bosmann sagt, sie wären ihm sehr höflich und sanftmüthig vorgekommen. Sie haben fast mit den Akranegern eine nehmliche Sprache. Ihre Religion, ihre Policey und ihre Regierung unterscheidet sich wenig von derjenigen, deren Beschreibung wir hernach von der goldenen Küste geben werden. Doch müssen wir anmerken, daß man eine wunderbare Menge Fetischen zu Koto findet; daß das Volk in dem Ueberflusse dieser Götzen seinen Reichthum setzet, und daß ein Neger sehr arm ist, wenn er nicht ihrer ein Dutzend hat. Die Häuser, die großen Straßen, die kleinen Gäßchen sind sogar damit angefüllt. Es ist schwer zu begreifen, wie diese Götzen zu ihrem Glück etwas beytragen können.

Die Kriege, die sie einige Jahre her wider die Kleinpopver behaupten mußten, haben ihre militärische Macht ziemlich erschöpft. Sie wurden von diesen gänzlich geschlagen, und 1700. aus ihrem Lande, wie wir gehört haben, vertrieben; aber der König von Aquambo, dessen Staatskunst erfordert, daß er keinem von diesen Völkern einen entscheidenden Vortheil über das andere lasse, hat seitdem den Kotoern beygestanden, und sie haben sich wieder im Lande festgesetzt.

Vierter Artickel.

§. 1.

Goldküste.

Diese Küste liegt zwischen dem vierten Grade dreyßig Minuten, und dem achten Grade mitternächtlicher Breite, und zwischen dem sechszehnten und achtzehnten Grade vierzig Minuten der Länge. Sie fängt bey dem Flusse Volta an, und geht bis an das Vorgebürge Apollonia, das ist, dreyhundert Meilen von Osten bis Westen. Den Nahmen führt sie von der unbeschreiblichen Menge Goldes, das man daselbst findet. Sie enthält achtzehn Staaten sowohl Königreiche als Republiken, und sie heissen Soko, Ningo, Labadde, Akra, Agouna, Akron, Fantin, Sabu, Fetu, Kommendo, Jabs, Anta, Arim, Abokro, Iguira, Ancobra. Aber da keiner so beträchtlich ist, daß er einen besondern Artikel verdiente, so werden wir anfangen ihre Lagen zu beschreiben, und stets, nach dem Plane des Abts von Marsy, von Süd gegen Norden, und von Ost gegen West, steigen; hernach werden wir eine Beschreibung von den Staaten geben, die in dem innern Lande liegen; alsdenn von den verschiedenen Produkten dieser Küste reden, und mit der Beschreibung des Charakters, der Religion und der Sitten ihrer Einwohner den Schluß machen.

Der Fluß Volta, welcher die Goldküste von der Sklavenküste trennt, kommt sehr weit aus dem Lande; aber man weiß weder, wo er entspringt, noch wie er seinen Lauf hält. Gegen die Seeküste ist er sehr breit, aber westwärts durch einen Strich Landes eingeschlossen, der ihm nur einen sehr schmalen Gang übrig läßt. Sein Wasser stürzt sich mit solcher Schnelligkeit ins Meer, daß man es noch zwey Meilen vom Ufer in der See unterscheiden kann. Seine Ueberschwemmungen verursachen erschreckliche Verwüstungen, und in der Regenzeit kann so gar kein Kahn darauf fahren.

1) Das Königreich Soko ist das Oestlichste der Goldküste; es nimmt den Raum zwischen Lay und Rio Volta ein. Sein Umfang gegen Norden ist nicht bekannt. Die Länder, welche den Hafen umgeben, sind eben und niedrig, aber sie steigen nach und nach, wenn man vom Ufer kömmt, und sind voller Holz. Das Königreich hat längst der Küste vier Dörfer, welche sind **Angulan**, **Bribarou** oder **Bribrecka**, **Baya** und **Aqualla**; man entdecket über dieß hin und her viele Flecken, und eine Menge Hütten. Die Einwohner beschäfftigen sich einzig und allein mit der Jagd und mit der Viehzucht. Sie sind alle arm, ausgenommen die Alampischen, Akraschen und Aquamboschen-Neger, die sich unter ihnen niedergelassen haben. Die Portugiesen kaufen daselbst manchmal Getrayde, welches das

Land

Land in Ueberfluß hervorbringt; Zeuge, die die Akkanez-Neger hieher bringen, und Sklaven, die man von Kalo bekömmt.

2) Das Königreich Ningo, welches die Franzosen **Lempi** oder **Lampi**, die Engländer **Lampa** oder **Alampo** nennen, grenzt gegen Süden an das Meer, gegen Osten an Soko, und gegen Westen an Labadde und Groß-Akra. Es ist ein niedriges und flaches Land; aber sehr fruchtbar und stark bewohnt. Man findet in unbeschreiblicher Menge Kühe, Schweine, Schöpse und allerhand Federvieh, welches die auf der Goldküste zerstreuten Neger sehr theuer kaufen.

Der Regent dieses Reichs führt den Titel eines Königs; aber der von Aquambo übet hier eine unumschränkte Gewalt aus, und legt den Ningoern bey geringem Versehen die härtesten Strafen auf.

Die vornehmsten Städte dieses Landes sind **Kleinningo**, **Tema**, oder **Temina**, **Sincho** oder **Chincka**, **Brambo**, **Pompena**, oder **Ponni**, **Großningo**, **Lay** oder **Alampi** und **Ocka**. Ihr Land ist überhaupt unfruchtbar, und man kann dahin nur mit Gefahr kommen. Die Europäer treiben blos zu **Sincho**, **Großningo** und zu **Lay** oder **Alampi** Handel.

Sincho oder **Chincka** liegt fünf Meilen von Akra. Diese wurde zu Anfange des letzten Jahrhunderts von den Holländern sehr stark besucht, aber itzo beschäfftigen sich die Einwohner mit der Fischerey, und tragen ihre Fi-

sche auf den Markt nach Spise, einer großen, mitten im Lande gelegenen Stadt, wo man keine Abgaben erlegen darf. Die Sinchosche Sprache ist von der Akraschen sehr unterschieden. Das Land bringt unter andern Früchten auch sehr große und schöne Pomeranzen, und man fischt an der Küste Rochen, die funfzehn Fuß in der Länge haben.

Großningo liegt fünf Meilen ostwärts von Sincho, und kann von der Rheede aus nicht gesehen werden; aber das Gebirge **Rodundo**, welches tiefer in das Land gegen Norden von Lay liegt, ist das Kennzeichen, woran man erkennt, daß man vor dieser Stadt ist. So bald ein Europäisches Schiff erscheint, so sieht man eine erstaunende Menge Kähne ankommen, welche in Ueberfluß Sklaven und Gold bringen, das aus Quako kömmt, einem niedern Lande, wo dieses Metall sehr gemein ist. Der Erdboden von Großningo ist voller schönen und guten Weiden, wo die Einwohner eine Menge Vieh mästen.

Die Stadt **Lay** oder Alampi liegt zwey Meilen gegen Osten von Großningo. Man erkennt sie auch durch das Gebirge Rodundo, welches sich gegen Nordwest in Gestalt eines Zuckerhuts zeigt, und sechs Meilen in das Land hineingeht. Das Ankerwerfen ist auf dieser Küste sehr gut; der Grund ist Sand und Kieselsteine. Die Stadt liegt an einem Hügel gegen Norden, und man entdeckt nur wenige Häuser von der Rheede aus.

Die

Die Einwohner sind sanftmüthig und höflich, aber so furchtsam und mißtrauisch, daß sie niemals an Bord kommen, wenn man ihnen nicht zuvor Geißel gegeben hat.

Die Franzosen, Engländer und Portugiesen kaufen auf dieser Küste Sklaven, aber es giebt deren nur, wenn die Aximschen und Aquamboschen Neger mit einander in Krieg sind, denn in Friedenszeiten sind sie sehr rar. Barbot lag 1682 drey Tage vor Anker, ohne einen zu bekommen, und zwey Monate vorher hatte ein Kriegsschiff von seiner kleinen Flotte, dreyhundert in weniger als acht Tagen gekauft. Die Engländer haben vielmals versucht, ein Fort daselbst anzulegen; aber die Einwohner haben sich stets da widersetzt.

3) Man findet gegen Westen von Ningo und gegen Osten von Akra das Königreich **Labadde**, welches nicht mehr als vier Meilen im Umfange hat. Auf der Küste desselben befinden sich zwey Städte **Labädde** und **Orfo**. Die erste liegt in einer schönen und großen Wiese; sie ist groß, bevölkert, und mit einer von harten Steinen errichteten Mauer umgeben. Die Einwohner beyder Städte werden durch einen König regiert; sie geben sich blos mit dem Feldbau und der Viehzucht ab, die in Schafen und Schweinen besteht, welche sie aus dem Lande Lay ziehen, und mit großem Vortheile den Negern auf der Goldküste verkaufen.

Der Handel zu Labadde ist überhaupt wenig beträchtlich, weil das Gold daselbst sehr rar ist.

4) Die Grenzen des Königreichs Akra oder Akara sind **Labadde** und **Ningo** gegen Osten, **Aboura** und **Boccu** gegen Norden, das Land Agouna gegen Westen, und der Ocean gegen Sünden; es kann sechzehn Meilen im Umfange haben; zwey aber nur von der Meerseite.

Im Lande drinnen giebt es sehr viele große Städte, davon **Großakra** die Hauptstadt ist: auf der Küste aber drey, **Orsoko**, **Kleinakra** und **Soko**. Orsoko oder Orsaki war sonst eine sehr beträchtliche Stadt; aber die Aquamboer haben sie zerstört, und die Einwohner sind nach **Popo** gezogen. Kleinakra war gleichfalls eine sehr beträchtliche Stadt; der König residirte daselbst, und der Markt wurde sehr stark besucht, allein sie ist auch der Wut der Aquamboer ausgesetzt gewesen, welche nicht sechs Häuser ganz gelassen haben. Soko, das nur erst ein Dorf war, ist 1692 von den Trümmern der beyden andern Städte dermaßen gewachsen, daß es eine der schönsten und volkreichsten auf der Goldküste ist. Sie liegt auf ebenem Boden, und hat sehr regelmäßige Gassen. Sie treibt auch mit den Engländern, zum Nachtheile der Holländer, einen sehr beträchtlichen Handel.

Das Land Akra bringt überhaupt wenig Bäume und Früchte hervor. Der Grund des

Bodens ist eine Art von blassem rothen Thone, worauf die Erbsen, die Bohnen und Ignamen häufig wachsen. Man findet hier eine Menge großer Ameisen, deren Nester in der Entfernung den kleinen Salzpyramiden gleichen, welche man die erste Jahrszeit über auf der Insel Rhe sieht. In einem Umkreiße von drey Meilen, von der See in das Land hinein, findet man eine sehr ebene Gegend, die gleichsam zu einem Thiergarten für Hirsche, Perlhühner, wilde Ziegen, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, und andern vielem Viehe dienet. Die großen und kleinen Thiere kommen aus Labadde. Es giebt in diesem Lande mehr Löwen, Tiger, Leoparden, Zibethkatzen, und andre wilden Thiere, als in einer andern Gegend von Guinea. Ueberdieß findet man kleine Rehe, die nur acht bis neun Zoll in der Höhe haben; deren Beine nicht dicker als eine Federspuhle sind: die Einwohner vergolden und versilbern sie, und bedienen sich derselben, ihre Pfeifen zu stopfen, die Männchen haben zwey von zwey bis drey Zoll lange Hörner ohne Zacken und Abtheilungen; aber krumm und von einer solchen glänzenden Schwärze, als der Agat ist. Diese kleinen Thierchen sind ausserordentlich artig, sehr zahm und einschmeichelnd; allein dabey so zärtlich, daß sie nicht die See ertragen können. Man hat vielmals versucht, aber vergebens, sie nach Europa hinüber zu bringen.

Die Akraer sind sehr arbeitsam: ihre Hauptbeschäfftigung ist der Ackerbau, der Handel und der Krieg; sie überlassen den Fischfang den Fremden, ob er gleich auf ihrer Küste nicht ganz schlecht ist. Sie werden für die gesittetsten auf der ganzen Goldküste gehalten. Ihre Häuser sind von Erde gebaut, und mit Stroh gedeckt, die Möblirung ist die allereinfältigste. Ungeachtet ihrer Reichthümer haben sie doch keine andern Kleider, als Schurze, und keine andre Nothwendigkeiten, als die natürlichen. Sie haben alle Zugänge versperrt, um ihre nordlichen Nachbarn an der Theilnehmung des Vortheils zu verhindern, den ihnen der Europäische Handel verschafft. Daher müssen alle Waaren, welche gegen Norden verfahren werden, durch ihre Hände gehen. Sie haben zu dem Ende einen großen Markt angelegt, der dreymal in der Woche zu Abeno gehalten wird, eine Stadt, die zwey Meilen von Großakra und sieben bis acht Meilen von der Küste liegt. Die benachbarten Neger bringen Gold, Helfenbein, Wachs, Biesam und Sklaven, um Europäische Waaren dafür zu nehmen. Die Sklaven sind hier in großer Anzahl, weil diese Negern stets mit einander im Streite liegen. Barbot sagt, der König, welcher 1679 dieß Land beherrschte, hatte eine sehr schöne Gestalt und eine große Liebe für die Europäer, aber sein unruhiger Charakter verursachte ihm seinen Untergang. Er konnte in kurzer Zeit eine Armee von funf-

zehn bis sechzehn tausend Mann auf die Beine bringen. Sein Land war so reich an Gold und Sklaven, daß Bosmann und Des Marchais versichern, es besäße allein mehr davon, als alle übrige Länder der Goldküste. Der letzte fügt noch endlich hinzu, das Gold sey hier so gemein, daß eine Unze Schießpulver für zwey Drachmen Goldstaub verkauft werde.

Die Waaren, welche sonst am meisten den Akranegern gefielen, waren rothe Tücher, kupfernes Gefäße, und dicke spanische Sarsche; aber itzo suchen sie Koesweltsche und Oßnabrücksche Leinwand, Schlesische Zeuge, Leylachen, Seide, Perpetuane, Flinten, Pulver, Brandtewein, gläserne Halsbänder, Messer, Segel, Nicances, und andre Güter. Dieses mächtige Königreich wurde 1681 von dem Könige der Aquamboer unter das Joch gebracht, und zu einer Provinz gemacht, und die alten Einwohner von Akra wendeten sich, wie wir schon oben gesagt haben, in eine Gegend, die Kleinpopo heißt.

Die Europäer haben drey Forts auf der Küste von Akra; das erste zu Orsoko, das andre zu Kleinakra, und das dritte zu Soko. Das erste gehört den Dänen, die es Christiansburg zur Ehre ihres Königs nennen. Es ist ein viereckiges und sehr großes Werk: es wird mit vier Batterien von zwanzig Kanonen vertheidigt. Die Zeit, wenn es erbauet ist, weiß man nicht. Die Portugiesen bemächtigten sich desselben 1675, und gaben es den

Dänen

Dänen nach einiger Zeit wieder. Die Agraneger nahmen es auch 1693 ein, und gaben es ihren alten Herrn gleichfalls wieder. Das andre gehört dem Holländer, die es Crevecoeur genennet haben. Es liegt auf einem spitzigen Felsen; seine Form ist viereckigt, und seine Batterien sind an der Zahl viere, auf welchem man vierzig Kanonen und einige Paderos zählt. Die Wohnungen bestehen in einem großen viereckigten Gebäude, nebst einer Plattform und einem Thurme: die Besatzung aber aus funfzehn Weissen und fünf und zwanzig Schwarzen. Das Thor des Forts, welches gegen Kleinakra, und die Rheede von Großakra zu ist, wird durch eine Hauptwache und zwey Schlagbäume, aber ohne Graben und Pallisaden, vertheidigt; ein Fehler, den alle Forts auf der Goldküste gemein haben. Das dritte, mit Nahmeu James, gehört den Engländern. Es ist auf einem steinigten und steilen Hügel angelegt, der über das Meer zu hängen scheint. Die Befestigungswerke sind daran ziemlich gut. Die Wohnungen haben statt des Dachs, eine Plattform mit einem viereckigen Thurme, wo man die Englische Flagge aufpflanzt. Die Besatzung besteht aus zwanzig Weissen und dreyßig Schwarzen.

Die Europäer baten anfangs, zur Errichtung ihrer Niederlassungen, den König von Akra um Erlaubniß, ein Magazin in seinem Lande anzulegen, und erhielten sie durch beträchtliche Geschenke; sie beredten ihn hernach, daß es zu

Ver=

Vertheidigung seiner Staaten wider die Aquamboer, seine grausamsten Feinde, thulich wäre, diese Magazine in Forts zu verwandeln, und sie mit Artillerie zu befestigen.

Die Anlandung auf der Küste von Akra ist überhaupt, wegen der Ungestümigkeit der Wellen, sehr gefährlich. Die Südwestwinde, welche unaufhörlich vom May bis im September daselbst wehen, geben der Fluth so viel Stärke, daß die besten Schiffe kaum an ihrem Ankerseile bleiben. In der Regenzeit richten sie sich gegen Westen. Sie müssen die Kabeltaue aller zwey oder drey Tage lichten, weil der Grund so voller Felsen ist, daß sie leichtlich acht bis neun Fuß von dem Anker reissen können.

5) Das Königreich **Agouna** grenzt gegen Osten an **Akra**, gegen Norden an das Land **Songuay**, gegen Westen an den **Teufelsberg**, und gegen Süden an die See. Die vornehmsten Plätze sind, **Kouksbroot**, **Kleinbarku** oder **Barraku**, **Sukkuma**, **Lampa**, **Innya**, **Jakkou**, **Altbarku**, oder **Barraku**, **Winiba**, **Wiamba** oder **Simpa**, **Mango**, **Polder** uud **Dajou**.

Kouksbroot liegt zwey Meilen von Akra auf einem hohen Hügel, der die Form eines Zuckerhuts hat. Diese Küste ist wegen ihrer Klippen und reissenden Wellen sehr gefährlich.

Kleinbarku oder **Barraku** ist anderthalb Meilen gegen Osten von Großbarku, an dem

Ufer

Ufer eines kleinen Flusses. Die Engländer haben vier Meilen von da eine Faktorey, welche sie Schindo nennen. Sukkuma, Lampa, Innya, Jakkou, Polder und Danjou haben nichts Merkwürdiges.

Altbarku oder Barraku, welches Barbot, manchmal Barrakou, oder Barrako und Artus Bergu nennen, liegt auf einem Hügel sechs Meilen gegen Osten von Winiba. Es ist die Hauptstadt des Königreichs Agouna. Das Land ist platt und eben, aber fruchtbar, und dieser Canton angenehm. Das Federvieh ist hier in großer Anzahl, und im wohlfeilern Preiße, als auf der ganzen übrigen Küste; und Papageyen giebt es hieselbst in Menge. Die Einwohner dieses Landes besitzen viele Geschicklichkeit, das Gold zu schmelzen und zu bearbeiten. Sie haben ein Getränke, das sie Pito nennen, und dem Englischen Biere sehr gleich kömmt. In ihrer Sprache sind viele Französische Worte, vornehmlich von Normandischem Dialekt; daher man schlüssen kann, daß diese Nation sonst Handel mit ihnen getrieben haben muß. Einer von ihren Fetischen ist ein krummer, und in der Gestalt eines Galgens gebrochener Baum. Ihr vornehmster Handel geschieht heut zu Tage zu Akra, wohin sie auf ihren Kähnen gehen, und die nöthigen Waaren einkaufen.

In diesem Lande waren die Engländer sonst in großer Achtung, aber die Holländer haben vor ihnen den Vorzug bekommen, daß

sie

sie so gar ein Fort von zwölf Kanonen errichtet haben. Der Kommendant daselbst nahm im Jahre 1706 den Negern die Waaren weg, welche sie den Engländern abgekauft hatten, und deutete ihnen zugleich an, ihnen allemal so zu begegnen, wenn sie Waaren aus einer andern Hand, als von den Holländern, nehmen würden. Diese Verwegenheit blieb nicht ungestraft; die Engländer ließen sich alles wiedergeben, was sie ihnen konfiscirt hatten.

Winiba oder Simpa, sonst heißt es auch Viamba oder Wimba liegt fünf Meilen gegen Osten von Apang. Der Erdboden dieser Stadt ist vortrefflich; es sind angenehme Felder, mit guten Hecken besetzt, und voll Indianischen Korns und schönen Grases. Da das Land niedrig ist, so findet man in einem Umfange von einer Meile, viele Teiche, deren Gestade ganz voller Vögel von allerhand Arten ist. Die Hirsche sind in so großer Menge, daß man auf einmal ganze Heerden zu fünf bis sechshundert Stück sieht. Die Felder wimmeln von Affen und Babous. In der Stadt sind nicht mehr als dreyßig Häuser; die Einwohner beschäfftigen sich mit dem Ackerbaue, dem Fischfange und der Viehzucht, und denken wenig an den Handel. Die hiesigen Weiber werden für sehr wirthschaftlich gehalten, und die benachbarten Neger kommen hieher, und kaufen sie zu Mägden. Diese Stadt liegt auch den Kaufleuten sehr bequem. Die Engländer haben hier ein Fort, das von den Negern

gern 1679 geplündert wurde: sie haben es nachher zwanzig Schritte vom Seeufer errichtet. Es ist ein Viereck von vier Bastionen, auf welchen acht Kanonen stehen: die gewöhnliche Besatzung besteht aus zwölf Weissen und acht und zwanzig Grometten; die Gärten sind sehr angenehm. Dies Fort kann überhaupt keinen langen Widerstand thun.

Wenn man die Schriftsteller vergleicht, die unter sich wenig einig sind, so scheint es, daß Mango ein Kap ist, das gegen Osten an **Winiba**, und gegen Westen an **Polder** liegt. Dies Land ist nur wegen eines daselbst befindlichen sehr hohen Berges berühmt, welcher der **Teufelsberg** genennt wird, weil man, nach dem Bosman, manchmal einen Rauch, wie aus feuerspeyenden Bergen, aufsteigen sieht, und es eine große Menge wilder Thiere hat. Er ist sehr reich an Golde, und die Neger finden es nach großen Regen häufig im Sande. Die Franzosen besuchten diese Küste sehr fleissig; aber da sie gewahr wurden, daß die Einwohner geschickt wären, das Gold zu verfälschen, so sind sie nicht wieder gekommen. Bosman sahe 1700 einen Engländer auf dem Kap Corse, der von der Afrikanischen Gesellschafft eine beträchtliche Belohnung erhalten hatte, weil sie von ihm belehrt worden war, daß der Teufelsberg Gold hielte.

Die Agouna-Neger werden für wild und muthig gehalten, und von einer Frau beherrscht; denn nach ihren Gesetzen kann keine Manns-

person

person den Thron besteigen. Die Königinn heyrathet niemals, um ihr Ansehn stets zu erhalten, aber es ist ihr erlaubt, sich, zu Befriedigung ihrer Begierden, einen jungen Sklaven zu wählen, und kann auch, wenn er ihr nicht mehr gefällt, ohne Skrupel, einen andern nehmen. Demjenigen, den sie mit ihrer Wahl beehrt, ist bey Lebensstrafe verboten, mit einer andern Weibsperson einigen Umgang zu haben. Die älteste von ihren Töchtern erbt allezeit die Krone, und hat sie Söhne, so werden sie zu Sklaven verkauft. Wenn eine junge Prinzessinn zum Throne bestimmt ist, so hat sie, wie die Königinn, die Freyheit, zur Sättigung ihres sinnlichen Vergnügens, einen Sklaven zu nehmen. Diejenige, welche 1682 zu Agouna regierte, konnte ohngefehr acht und dreyßig Jahr alt seyn. Man hielt sie für eine beherzte und ausserordentlich kluge Frau; sie residirte zu **Winiba**. Phillips landete den vierten May 1694 in diesem Lande an, und hatte die Ehre, ihr seine Aufwartung zu machen. Er fand sie unter einem großen Baume sitzend, wo er ihr ein Fäßgen Brantewein, und einige Rollen Toback überreichte, die sie mit großer Zufriedenheit annahm. Sie ließ, um ihm eine Ehre zu erweisen, alle Leute von ihrem Gefolge vor ihm tanzen, und zwischen den Tänzen verschwendete sie eine Menge Küsse an den Englischen Faktor, der Phillips begleitet hatte. Die Königinn hatte eine Freundschaft für ihn bekommen, weil er viel Witz und Lebhaf-

tigkeit besaß, und überdieß vollkommen die Sprache und die Gebräuche des Königreichs verstund.

6) Das Land Akron liegt am Seeufer zwischen Agouna gegen Osten, und zwischen Fantin gegen Westen. Es wird in zwey Theile getheilt, in Groß- und Kleinakron. Das Kleinakron liegt gegen Mittag von Großakron, und wird von einem Monarchen beherrschet. Bosman sagt, daß der damalige Regent, als er hier ankam, funfzig Jahre alt seyn konnte. Er war sehr höflich, und hatte einen sehr sanftmüthigen Charakter. Ob er gleich sehr reich war, so trug er doch eine eben so schlechte Kleidung, als sein geringster Unterthan. In der Mitte des Königreichs findet man ein Dorf **Apam** oder **Apang**, das von einem salzigen Flusse gewässert wird, der vier oder fünf Meilen im Lande entsteht; es wird nur von Fischern bewohnt. Die Holländer legten daselbst 1697 ein Fort an, und gaben ihm den Nahmen **Leydsaamheyde**, das bedeutet Geduld, weil sie bey Aufbauung desselben viel Widerstand von Seiten der Neger fanden. Es wird durch zwey Batterien von achtzehn Kanonen und einen Thurm, der zu gleicher Zeit zur Parade dient, vertheidigt.

7) **Großakron** stößt Nordseits an Kleinakron; es ist eine Art von einer Republik. Ob gleich diese beyden Länder unabhängig von einander sind, so unterhalten sie doch eine vollkommne Einigkeit unter dem Schutze der Fantin-

tinschen Neger. Der Erdboden von beyden ist sehr fruchtbar, und so cultivirt, daß es seine Nachbarn mit Getreyde versorgt. Es ist hier ein Ueberfluß von Fasanen, Rebhünern Federvieh, Haasen, Hirschen und Fischen. Das Land ist zum Handel sehr gut gelegen; aber die Einwohner lassen so wenig mit sich handeln, daß die Europäer selten hier anlanden.

8) Das Land **Fantin** grenzet gegen Osten an **Akron**, gegen Norden an **Acti** oder **Aqua**, gegen Süden an das Meer, und gegen Westen an **Sabu**, es beträgt an der Küste ungefehr zehn Meilen. Man findet hier eine grosse Anzahl Städte und Dörfer. Die vornehmsten längst den Küsten sind **Montfort**, Mantfort, oder **Manfro**, **Laguyo**, **Aqua**, **Kleinkormantin**, **Ameisa**, **Großkormantin**, **Aga**, **Anamabo**, **Anikan**, und **Inghenisian**.

Montfort oder **Mantfort** ist ein Dorf, und liegt gegen Osten an Akron. Es ist sehr arm, und hat nur unglückliche Fischer zu Einwohnern, die doch unterdessen den Ueberfluß ihres Goldes und ihrer Sklaven rühmen um die Europäer an sich zu ziehen. Die Engländer fiengen 1698 hier an, ein Fort zu errichten, aber zwey Jahre hernach unterbrachen sie ihr Werk, und schafften ihre Materialien fort.

Das kleine Dorf **Laguyo** liegt gegen Westen an Montfort. Es liegt auf einem erhabenen Erdreiche, welches gegen das Ufer niedriger wird. Der Sklavenhandel ist mittel-

mäßig, und man findet nur schlechtes Gold daselbst.

Drey Meilen gegen Osten von Laguvo sieht man ein Fort, welches die Engländer 1726 erbauten, und **Tantumqueri** nannten. Es liegt angenehm; aber man landet hier wegen der ungestümen Wellen sehr schwer.

Aqua und **Ameisa** liegen gen Osten am Flusse von **Fantin**. Man treibt hier wenig Handlung. Das Erdreich ist um Akra niedrig und platt; es trägt viel Indianisches Korn, und viel Holz, und man findet auch einen kleinen Fluß, der sehr schönes Wasser giebt.

Des Marchais sagt, **Groß-kormantin** läge auf einem hohen Hügel. Seine Einwohner, deren Anzahl sich bis an die zwölfhundert erstreckt, sind Kaufleute oder Fischer. Dieser Strich Landes ist voller Dörfer, welche eine sehr angenehme Aussicht geben. Die Luft ist sehr rein, die Früchte und das Getreyde im Ueberflusse. Die gewöhnliche Nahrung ist Maiz oder ein Bananenteig. Man macht hier von Maiz oder Indianischem Korne ein Bier, **Peta**, das vortrefflich ist. Die Engländer und Holländer trieben sonst einen großen Handel zu Kormantin; aber die Einwohner wendeten sich nach Mawri. Die Engländer hielten die Schwarzen des Landes so übel, daß diese letztern die Holländer ruften, und ihnen ein Fort erbauen halfen; aber es erhielt sich nicht lange, die Engländer nahmen es ein, und sprengten

ten es in die Luft. Ruyter, der damals um dieses Land herum eine Flotte befehligte, wollte die Ehre seiner Nation rächen; deshalb ließ er zu Anamabo neunhundert Mann aussteigen, die von den Minanegern unterstützt wurden, und gegegen Kormantin anrückten. Die Engländer bekamen von diesem Entwurfe Nachricht, bewaffneten die Neger des Landes mit Flinten, stellten sie hinter die Büsche und Felsen, und machten von ihrer Seite mit den Kanonen des Forts ein so schreckliches Feuer, daß die Holländer genöthigt wurden, wieder auf ihre Flotte zurück zu kehren. Ruyter hatte zu viel Muth, als daß er sogleich sein Vorhaben aufgegeben hätte. Er versammlete eine neue Macht, erschien den Morgen wieder, und griff das Fort an. Man stritt von beyden Seiten mit solchem Grimme, daß alle Päße mit Körpern angefüllet wurden. Die Engländer verlohren ihre bravsten Soldaten, und da sie die Mühseligkeit nicht länger ausstehen konnten, so steckten sie die weisse Flagge auf, und eröffneten ihre Thore.

Dieses Unternehmen kostete den Holländern ungefehr tausend, neunhundert und acht und achtzig Pfund Sterlings, und sie haben das Fort von Kormantin stets erhalten, und es mit dem Namen Amsterdam belegt. Sie haben den Negern für jedes Schiff, das des Handels wegen an die Küste kommt, dreyhundert Gulden verwilligt.

Das Dorf, Kleinkormantin, liegt auf einer Anhöhe gegen Westen, des Berges Mango. Man kennt ihn gleich an den fünf Hügeln, die an der östlichen Seite sind. Der Erdboden ist sehr vortrefflich, und sehr goldhaltig, die Einwohner arbeitsam und der Handlung ergeben.

Die Holländer haben da ein Fort, dessen Mauern von harten Bruch- und Kalksteinen sind. Das Werk ist ein Viereck, und wird durch eine große und drey kleine Batterien von zwanzig Kanonen vertheidigt. In der Mitte ist ein großer Thurm, auf den man die Holländische Fahne gesteckt hat. Die Natur allein macht hier die Befestigung. Es ist auf einem steinigten Berge, der von allen Seiten steil, und auf den nur durch einen engen Steig zu kommen ist.

Aga und Adga, ein Dorf, das in drey Theile getheilt wird, davon jeder fünf und zwanzig bis dreyßig Häuser hat. Das Land giebt sehr gute Baumwolle. Es ist hier wenig Handel, weil das Ankern so sehr gefährlich ist. Die Holländer hatten sonst hier ein Fort, welches die Engländer 1661 zerstörten, da Ruyter Großkormantin einnahm. Die Holländische Kompagnie hält itzo nur hier einen Factor in dem Hause eines Negern, wo die Holländische Flagge aufgesteckt ist.

Anamabo oder Jamissia ist eine große Stadt, und liegt vier Meilen gegen Osten an Kap Corse. Das Land ist voller Gebirge,

davon fünfe sich besonders ausnehmen, weil sie höher, als die andern sind, und zum Zeichen dienen können, um die Gegend von der Westseite zu erkennen. Die Bäume machen durch ihre Menge und Verschiedenheit eine sehr angenehme Aussicht. Man findet daselbst den besten Palmwein, eine Menge Papageye von so kleiner Art, daß sie kaum die Größe eines Sperlings haben. Ihr Leib ist von einer schönen grünen, ihr Kopf und ihr Schwanz aber von einer vortrefflichen rothen Farbe; kurz sie haben so eine feine und angenehme Gestalt, daß Bloom, der in dieses Land 1682 reisete, einige Ludwig dem XIV. zum Geschenke brachte. Das Land giebt in Ueberfluß Maiz, vortrefflichen grünen Kohl und Papas, daraus sehr viel gemacht wird. Es ist eine grüne Frucht von der Größe einer kleinen Melone, und schmeckt wie Blumenkohl. Die Erde ist zu Verfertigung der Ziegelsteine sehr gut, und aus den Austerschaalen wird ein vortrefflicher Mörtel gemacht.

Diese Stadt ist eine der mächtigsten auf der Küste; obgleich ihre Einwohner für die größten Betrüger in dieser Gegend gehalten werden; ihr Gold ist stets mit Kupfer vermischt.

Die Engländer hatten vor Zeiten ein Fort in dieser Stadt; aber sie sind von den Einwohnern so oft beleidigt worden, daß sie es seit 1730 aufgegeben haben.

Anikan oder Inghenisian ist gegen Westen von Anamabo, und gegen Osten von Mawri. Die Holländer haben die Faktorey, die sie hier hatten, verlassen, weil sie sahen, daß die Kosten den Vortheil überstiegen. Die Engländer haben die ihrige erhalten, ob sie gleich hier wenig Handel treiben. Die Portugiesen haben sich seit 1699 hier niedergelassen. Ihr Handel besteht in Tabackpfeifen, Konfituren, Seife, Rum und andern afrikanischen Gütern.

Ueber diese Seestädte giebt es auch im Lande hin und her sehr viele, unter deren Anzahl Fantin gehört, die von dem Lande den Namen hat. Barbot setzt sie fünf Meilen, und Des Marchais sechs Meilen vom Ufer.

Dieser Strich Landes bringt Maiz und Früchte in großer Menge hervor, die man in vielen andern Gegenden nicht findet. Der Palmwein ist hier vortrefflich, vornehmlich der, welchen man Quaquer nennt, weil man sagt, daß er außerordentliche lustige Bewegungen errege. Er gilt doppelt so viel, als der gemeine Wein. Nahe an der Hauptstadt liegt ein großer Teich, der sehr viel Salz giebt. Man findet Gold und Sklaven in diesem Lande. Die Fantinschen Schwarzen sind hinterlistig, betrügerisch, und können geschickt das Gold nachmachen; überdieß kühn und unternehmend; sie können in kurzer Zeit eine Armee von zehn tausend Mann auf die Beine stellen, und den

Han-

Handel mit den übrigen nördlichen Negern unterbrechen.

Dieses Königreich regiert nur ein Braffo, eine Art von Statthalter, dessen Macht sehr eingeschränkt ist. Die ganze Macht beruhet auf dem obersten Rathe, der aus betagten Männern besteht, und oft nicht einmal den Braffo um Rath bey seinen Unternehmungen fragt. Ueberdieß hat jeder Bezirk sein besonderes Oberhaupt, das dem Braffo keine andere Unterwürfigkeit schuldig ist, als daß es ihm den ersten Platz einräumen muß.

9) Das Königreich Sabu oder Sabo stößt gegen Osten an das Land Fantin, und gegen Westen an Fetu. Es hat nur zwey Meilen längst der Küste und vier Meilen in das Land hinein. Und doch findet man einige sehr beträchtliche Städte, und ein Dorf. Sabu, die Hauptstadt, ist 2 Meilen in das Land, es ist eine sehr große und sehr bevölkerte Stadt. Dieses Reich machte vor Zeiten nur ein Land mit Kommendo und Fetu, unter dem Nahmen des Königreichs Adossemis.

Der erste Platz, der sich auf der Küste zeigt, ist ein Englisches Fort, mit Nahmen Queen-Annes-Point. Es liegt auf einem Hügel, und ist von Stein und Kalk gebaut. Seine Artillerie sind fünf Kanonen, und die Besatzung fünf Weisse und sechs Grometten. Hernach findet man ein Dorf Ikon oder Kongo, wo man auf zwey kleinen Höhen die Trümmern einer Holländischen Faktorey sieht.

Die Stadt Mawri ist zwey Meilen von Kongo auf einer platten Spitze. Nach dem Artus ist sie sehr unregelmäßig, und die Gassen sind sehr schmutzig. Ihre Einwohner sind nur Fischer, die den Holländern den fünften Theil ihres Fischfangs, als eine Art eines Tributs, zahlen. Man findet stets auf dem Markte dieser Stadt viel Palmwein und allerhand Früchte. Die Cano-Neger und andere, die im Lande tief hineinliegen, bringen dahin rohes Gold, das heißt, so wie es aus der Erde kommt. Man findet auf dieser Küste sehr gutes Wasser, und sehr schönes Holz.

Die Holländer haben hier ein Fort, mit Nahmen Nassau, sie erbauten es 1664. Robert Holms, Englischer Admiral, nahm es eben dieses Jahr ein; aber Ruyter bekam es das Jahr darauf wieder.

Das Land trägt eine wunderbare Menge von Indianischem Korne, Patates, Ignames, Bananes, Pomeranzen, Limonen und andern Früchten. Die Einwohner legen sich mit grossem Fleisse auf den Ackerbau, den Fischfang und den Handel. Sie lagen ohne Aufhören im Streite mit den Attiern und Akkanezern, ihren Nachbaren von der Nordseite, und ob sie gleich nicht so zahlreich waren, so erhielten sie doch oft verschiedene große Vortheile, weil sie besser mit dem Schießgewehr umzugehen wußten; aber der König, der jetzo zu Sabu regieret, und von friedfertigem Charakter ist, hat einen dauerhaften Frieden gemacht.

Die

Die Neger hassen die Holländer so sehr, daß sie jedermann gern beystehen würden, der sich unterfangen wollte, sie von ihnen zu vertreiben. Artus giebt vor, daß sie doch stets Lust gehabt hätten, mit ihnen im guten Vernehmen zu stehen, und giebt folgende That zum Beweise: Einige Holländische Botsknechte waren an das Ufer ausgestiegen, um Holz zu hauen, und fällten Bäume, die Fetischen ihres Landes waren. Einige Einwohner, die sie sahen, zitterten über diese Verunheiligung; doch sie deuteten ihnen ohne Härte an, daß sie die Nation beleidigten; weil man aber ihre Vorstellungen nicht hören wollte, so ließen sie auf die Holländer eine solche gewaltige Menge Pfeile regnen, daß sie sie nöthigte, sich wieder in ihr Schiff zu begeben. Ein Botsknecht wurde auf der Rükkehr getödtet, und ihm nachher der Kopf abgehauen. Den Morgen darauf kam ein Haufen Neger an Bord, stellten dem Schiffshauptmann denjenigen vor, der seinen Botsknecht getödtet, und sagten ihm, er könnte ihn bestrafen, wie er es für gut befände; aber der Hauptmann war mit dieser Unterwürfigkeit zufrieden, und verbot, ihm kein Leid zu thun. Da die Holländer wieder an das Land kamen, so sahen sie mit Erstaunen, daß ihr Landsmann sehr anständig beerdiget worden; daß das Haupt des Mörders auf sein Grab auf der Spitze einer Picke aufgestellt, und sein in Stücken zerrissener Körper den

wilden

wilden Thieren zum Raube überlassen worden war.

10) Das Land Fetu, Afuto, oder Fetou, liegt gegen Westen von Sabu, gegen Morgen des Flusses Benja, mitten in Ati, und gegen Süden an der See. Die vornehmsten Städte sind **Manfro, Ogoua, Mina, Fetu, Abrambo und Aquaffo.**

Das Capo Corse liegt vier Grade neun und vierzig Minuten nordlicher Breite. Es wird durch eine winkliche Spitze gebildet, deren östliche und südliche Seite das Meer bespielt. Auf diesem Cap befindet sich die Stadt Manfro. Ihre Lage ist an einem Orte, davon viele große Felsen die Anfahrt schwer machen. Die Barken selbst müssen vor Anker bleiben, um die Kähne zu erwarten, die die Reisenden und die Waaren abholen können. Sie ist fast rund und übrigens wenig beträchtlich, weil die Einwohner nur mit dem Fischen, dem Ackerbaue und dem Salzsieden beschäfftiget sind.

Auf eben diesem Cap, gleich an der Seite dieser Stadt, findet man ein Englisches Fort, welches den Nahmen des Cap führt; es liegt auf einem großen Felsen, der in das Meer hineingeht. Es ist eines der schönsten und befestigsten auf der ganzen Küste; man findet daselbst alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Mitten im Schlosse wird eine öffentliche Schule, zum Unterrichte der jungen Neger aus der Stadt gehalten,

halten, denen man einen Geschmack an der christlichen Religion beybringen will; aber man ist bis jetzo noch nicht so glücklich gewesen, weil die Aeltern die Progressen, die die Kinder machen, zu vereiteln suchen. Die Mörder, die Verräther und andere Verbrecher werden in einem festen geheimen Orte eingeschlossen, bis man Gelegenheit hat, sie nach England zu schaffen, wo sie nach den Gesetzen gerichtet werden. Man hat in Felsen ein großes Gewölbe gehauen, welches mit einem eisernen Gitter verschlossen wird; hierein sperrt man die Sklaven, wenn ihre Anzahl so beträchtlich ist, daß man von ihnen eine Empörung zu befürchten hat. Alle Schiffe, welche in der Rheede ankern, müssen das große Marssegel streichen, sonst feuert man auf dasselbe mit Kanonen. Die Englischen Schiffe sind nicht einmal von diesem Gruße frey.

Die Portugiesen sind die ersten Europäer, die sich auf dem Capo Corse gesetzt haben. Sie erbauten 1610. ein Fort, und wurden nach einigen Jahren von den Holländern daraus entsetzt, die die Festungswerke daran verstärkten. Die Engländer nahmen es 1664. diesen letztern weg, und der berühmte Ruyter bemühte sich, das folgende Jahr, vergebens, es wieder einzunehmen. Die Engländer, die da sahen, daß ihnen, durch den Vertrag von Breda, der Besitz desselben versichert wurde, setzten es in den Zustand, worinn es jetzo wirklich ist. Die Dänen hatten vor Zeiten auf

einem

einem Hügel ein Fort, mit Nahmen Friedrichsburg errichtet, das das ganze benachbarte Land bestrich, sogar das Capo Corse, welches sie mit wenigen Kanonen hätten in Staub schießen können; aber da ihnen die hiesige Landesluft gänzlich zuwider war, so verließen sie es, und ließen es eingehn. Die Engländer wußten, von was für Wichtigkeit dieser Platz für sie sey, machten sich es zu Nutze, daß es die Dänen so wenig schätzten, kauften es 1685, ließen es 1699. ausbessern, nannten es das Fort Royal, und legten eine Besatzung hinein. Seit dieser Zeit sind sie auch stets Meister davon geblieben.

Ogoua liegt auf einem abhängigen Theil, und wird durch einen Felsen vertheidigt, an den die Wellen mit einer solchen Heftigkeit schlagen, daß man das Sausen sehr weit davon hören kann. Diese Stadt enthält beynahe fünf hundert Häuser, und hat enge und krumme Gassen; auf der Küste würde man es für ein Amphitheater halten. Sie ist sehr bevölkert, und die Einwohner sind sanftmüthig und höflich, ohne Zweifel daher, weil sie sehr stark mit den Europäern zu thun haben; aber sie sind nicht weniger geschickt, als die übrigen Neger auf dieser Küste, das Gold nachzumachen. Ihre Unreinlichkeit ist unerträglich, ein Fehler, der gemeiniglich von der Faulheit entstehet. Man empfindet einen beständigen Gestank in der Stadt, weil sie nichts als faule Fische essen, und ihren Mist um die Häuser

werfen.

werfen. Sie bauen kein Feld und beschäfftigen sich nur mit Fischen. Smith giebt sie für sehr beherzt und für sehr kriegerisch aus. Sie pflegen sich unter einander Nahmen zu geben, die auf ihre Eigenschaften alludiren, als Löwe, Wolf und so ferner.

Die Stadt von Ogoua wird von einem Braffo, einem Griffin und einem Kabaschir regiert. Sie ist wegen ihres täglichen Markts berühmt; man bringt dahin alle Lebensmittel aus allen benachbarten Ländern, und vornehmlich viel Gold.

Mina, welches die Einwohner Oddena nennen, liegt auf den Fluß Benja, auf einer langen und niedrigen Halbinsel, die das Schloß St. George gegen Osten, Kommendo gegen Westen und die See gegen Süden hat. Sie ist ziemlich lang, aber wenig breit. Die Häuser sind von harten Steinen, welches ihr einen großen Vortheil für den andern Negerstädten giebt, die nur von Erde und Holz sind. Sie war sonst sehr bevölkert, und in sehr blühendem Zustande; 1684. zählte man ohngefehr sechs tausend Einwohner; kurz, sie war so mächtig, daß sie das Joch des Königs von Fetu abschüttelte, und sich zu einer Republik erhob, die die Regierung dreyen Braffos, und die Macht Recht zu sprechen, einigen Subalternen übergeben hat. Alle ihre Nachbaren halten sie, wegen ihrer Anzahl und des Muths der Einwohner für furchtbar; aber die Tyranney des Holländischen Statthalters, die

Kom-

Kommendoschen Kriege und die Blattern, welche hier sehr gemein sind, haben sie dergestalt entvölkert, daß man kaum den zehnten Theil von den sonst da gewesenen Einwohnern finden wird, und diese sind noch in dem schrecklichsten Elende. Unterdessen befinden sich doch unter ihnen Goldschmiede und geschickte Schmelzer, und das Land ist voll Gold.

Der Fluß Benja, welcher gegen Norden dieser Stadt ist, läuft nur zwey Meilen. Das Seewasser tritt in den trockenen Zeiten hinein, und macht daselbst eine ungeheure Menge Salz, daß den Einwohnern einen sehr beträchtlichen Nutzen bringt; aber in der Regenzeit, im Monate May und Junius, ist das Wasser dieses Flusses sehr süß.

Die Holländer haben zu Mina ein Fort, welches das berühmteste auf der ganzen Goldküste ist. Die Portugiesen bauten es 1452. und hießen es St. Georges, weil sie an diesem Festtage daselbst anlandeten. Die Franzosen wollten sich die Stiftung desselben im Jahre 1382. zuschreiben; aber ohne vielen Grund. Als sich der König von Spanien Meister von Portugall gemacht hatte, trat er das Fort St. Georges von Mina mit allem Zugehörigen einer Kompagnie ab, die ihm jährlich hundert Goldstücken bezahlte, und verbot allen seinen Unterthanen, bey Lebensstrafe, in dieses Land ohne dieser Kompagnie Erlaubniß zu handeln.

Als sich die Portugiesen zu Mina gesetzet hatten, so war ihre Hauptsorge vieles daselbst

unbe-

unbekanntes Vieh anzuschaffen, und zu vermehren, desgleichen Maiz, Zuckerrohr und eine Menge Früchte dahin zu bringen, welche das Land ganz und gar nicht hatte, und die jetzo in sehr großem Ueberflusse zu haben sind. Die Weiber ihres Landes konnten sich an dieses Klimat nicht gewöhnen, und sie fiengen daher an, mit den Negerinnen umzugehen. Daraus entstunden Mulaters, die sich wegen ihrer Reinlichkeit, ihres Putzes und ihrer Sanftmuth angenehmer machten, als die übrigen Weibspersonen des Landes.

Die Minaneger aber bezahlten den Dienst sehr theuer, den ihnen die Portugiesische Kompagnie erwiesen hatte, indem sie die Fruchtbarkeit in ihr Land brachte. Sie mußten auf einmal funfzig Mark Gold bringen, damit sie ihnen die Magazine eröffneten, und hatten nicht einmal die Freyheit, zu wählen, sondern mußten sich mit demjenigen begnügen, was man ihnen vorlegte, und einen Preiß dafür erlegen, den die Faktors ihnen festsetzten: man nahm sie sogar bey dem geringsten Verdacht eines Handels mit den Holländern gefangen, und konfiscirte alle ihre Waaren. Fand sich einige Verfälschung in ihrem Golde, so wurden sie ohne Ansehen des Rangs und Vermögens am Leben gestraft. Diese Aufführung machte die Portugiesen so verhaßt, daß sie den Holländern beystunden, sie aus ihrem Fort zu vertreiben, welches den 29. August 1637. geschah;

schah; und seit dieser Zeit sind die letztern Meister von dem Orte und dem Handel geblieben.

Fetu, die Hauptstadt des Königreichs, liegt im Lande. Die Reisenden haben keine genaue Beschreibung von ihr gegeben. Abrambo ist groß, stark bevölkert, und wegen einer Versammlung aller Negern des Reichs berühmt, welche jährlich zu einer von dem Könige anberaumten Zeit gehalten wird: sie dauert acht Tage, an welchem das Volk fast Tag und Nacht tanzet. Der Monarch, im Beysitz seines ersten Ministers, zweyer Unterrichter, und zweyer Englischen Faktoren des Capo Corse, entscheidet alle Processe und Streitigkeiten, die die Unterrichter nicht haben schlichten können.

Gegen Nordwest des Capo Corse findet man, sagt Barbot, die Stadt Aquaffo, welche für groß und wohl bevölkert gehalten wird. Es ist auch da ein Markt, auf welchem die Neger die Sklaven kaufen, die bey den Leichenbegängnissen ihrer Könige geopfert werden.

Die Luft des Landes ist überhaupt sehr gesund, und der Erdboden sehr fruchtbar: die Schönheit der Bäume, die Weiden, die mannichfaltigen Arten von Korn, das auf den Feldern herum gelagerte Vieh, macht ein sehr angenehmes Schauspiel. Doch ist der Boden von Cap Corse und den umliegenden Gegenden trocken und unfruchtbar; er bringt nichts als Dornhecken hervor, und die Luft ist ungesund.

Dieses Königreich, das vor Zeiten seinen Nachbaren Furcht und Zittern einjagte, ist jetzo in einem so schwachen Zustande, daß der Adel und der König selbst nicht einen Schritt ohne Erlaubniß des Königs von Kommendo wagen. Fetu ist ein Wahlreich.

11) **Kommendo**, welches man bey vielen Reisenden **Kommani Akouaffa, und Guaffo** genennt findet, ist ein kleines Reich, das ohngefehr fünf Meilen in der Länge, und fast eben so viel in der Breite hat. Es grenzet gegen Osten an das Reich Mina, gegen Norden an Abrambo, gegen Nordwest an Adom, gegen Westen an die Gegenden von Jabs und Taben, und gegen Süden an den Ocean. Ungeachtet seines kleinen Umfangs findet man doch zwey sehr beträchtliche Städte, einige Dörfer und viele Flecken.

Die Hauptstadt, mit Nahmen **Guaffo** oder **Großkommendo**, ist groß und sehr bevölkert, und man zählet vierhundert Häuser darinn. Sie liegt auf einem Hügel, vier Meilen vom Ufer, und es wird daselbst ein sehr beträchtlicher Markt gehalten.

Kleinkommendo, das die Portugiesen **Aldea das Terras** und die Einwohner **Ekki-Teckcki** nennen, liegt am Ufer, gerade in der Mitte des Reichs, am Gestade eines Flusses, der sich gegen Süden in das Meer ergießt, und einen kleinen Hafen für die Kähne bildet. Diese Stadt wird gegen Nordost durch kleine Hügel begrenzt; von der Nordseite sieht man

einen, der eine Art von Cap, mit Nahmen Aldea, bildet; gegen Osten ist der Erdboden niedrig; die Anlandung ist wegen der Bäume sehr schwer. Kleinkommendo war sonst sehr groß und volkreich; aber die Hälfte ist 1675. durch einen Zufall abgebrannt, und die meisten Einwohner sind in das Dorf Ampani geflüchtet. Der Markt, der hier gehalten wird, soll der beste und berühmteste in ganz Afrika seyn. Das Getreyde, die Zugemüsen und das Wurzelwerk ist hier um so niedrigen Preiß zu haben, daß die Europäer und Neger der benachbarten Länder überflüßig damit versorgt werden.

Die Dörfer **Lavi** und **Ampani** sind wenig beträchtlich. Das Land ist sehr fruchtbar, man findet daselbst Korn und Früchte von allen Arten in Menge. Es soll auch da sehr reichhaltige Goldgruben geben; aber der König läßt es nicht graben, aus Furcht, den Geitz der Europäer zu erregen. Barbot berichtet, einige Einwohner hätten nahe am Cap Aldea eine entdecket, und der Hügel wäre zu einer Gottheit gemacht worden, um nicht weiter daselbst graben zu können. Es ist so volkreich, daß der König in sehr kurzer Zeit eine Armee von zwanzig tausend Mann auf die Beine bringen kann; seine gewöhnliche Wache besteht aus fünfhundert Mann. Alle Einwohner sind herzhaft und von Natur kriegerisch, aber auch sehr betrügerisch und hinterlistig. Man muß unaufhörlich auf sie Acht haben,

wenn

wenn man nicht bestohlen werden will. Ihr Gold ist fast allezeit verfälscht: sie schmelzen es und hauen es in kleine Stücken, um ihre Verfälschung desto besser verbergen zu können. Einige treiben die Unverschämtheit so weit, daß sie Kupfer für Gold anbieten.

Die Waaren, die ihnen am meisten gefallen, sind Glasstücken von verschiedenen Farben, die sie im Lande drinnen verkaufen; kleine kupferne Becken, blaue Tücher und vornehmlich breite Leinewand. Wenn sie mit ihren Nachbaren Krieg haben, so ist auf dieser Küste der Sklavenhandel sehr vortheilhaft, weil sie ihre Gefangene in Eil verkaufen, um sich die Kosten, sie zu ernähren, ersparen zu können.

Die Normänner hatten vor Zeiten in diesem Lande eine Faktorey, davon man noch jetzo die Ruinen sieht. Es scheint, als wenn sie sich mit den Negern sehr weise verhalten hätten, weil diese letztern beständig für die Franzosen überhaupt viel Neigung behalten haben. Ihr König schickte 1671. einen Abgeordneten an den König von Frankreich und ließ ihn einladen, ein Fort auf dieser Küste bauen zu lassen. Ein neuer Verfasser sagt, der Negermonarch habe, als er erfahren, daß ein Französisches Schiff auf seiner Rheede angekommen sey, dem Hauptmann Erfrischungen zugeschickt und versprochen, mit keiner Europäischen Nation

zu handeln, so lange er würde hoffen können, daß sich die Franzosen in seinem Lande niederließen.

Die Holländer bauten 1688. ein Fort auf der Küste Kommendo, und nannten es Wedenburg. Ihre erste Sorge war, die Liebe der Kommenier [1]) zu gewinnen, um sie zu vermögen, daß sie mit keiner andern Europäischen Nation handeln möchten, sie säumten nicht, sich eine unumschränkte Macht über den Geist dieses Volks anzumaßen; aber sie begiengen die Unklugheit, dasjenige mit Gewalt erlangen zu wollen, was man nur aus Freundschaft einräumt; die Geduld der Kommenier, die vielmals gereitzt worden war, verwandelte sich in Wut; kein Holländer entfernte sich aus dem Forte, der nicht dem seiner Nation geschwornen Hasse aufgeopfert wurde. Sie hatten sogar vielmals in der Absicht die Waffen ergriffen, um entweder alle zu sterben, oder nicht einen ihrer Unterdrücker am Leben zu lassen, und wurden davon nur auf vieles Begehren des Bruders ihres Königes zurückgehalten, der eine Verbindung mit dem Statthalter von Mina hatte. Die Holländer beleidigten diesen Mittler, und bezahlten ihre Unklugheit sehr theuer; die Kommenier, die nur auf einen Vorwand, sie anzufallen, lauerten, fanden ihn bald. Der Statthalter von Mi-

na

1) So nennt Bosmann die Einwohner von Kommendo.

na hatte 1694. einige Bergleute aus Europa bekommen, und nöthigte sie, einen Versuch von ihren Talenten auf einem kleinen Hügel abzulegen. Die Neger fanden sich darüber um desto mehr beleidigt, weil er einer von ihren Göttern war, sie machten sich über diese Bergleute her, nahmen ihnen alles, was sie bey sich hatten, und kriegten viele Gefangene.

Die Holländer beschwerten sich über diese Beleidigung bey dem Könige, der den Fehler auf einen Negerkaufmann, Johann Kabes, schob, welcher nahe am Fort Wedenburg wohnete, und einen beträchtlichen Handel trieb. Der Statthalter untersuchte nicht erst die Wahrheit oder Falschheit der Anklage, und ließ Soldaten anrücken, um den Kabes zu bestrafen. Dieser suchte sich zu rechtfertigen, und da er sahe, daß man nicht geneigt war, ihn zu hören, so beschloß er Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Kampf wurde lebhaft, und von beyden Seiten viel Menschen eingebüsset.

Der Negerkaufmann, um sich an den Holländern zu rächen, lud die Engländer ein, sich in diesem Lande fest zu setzen, und verschaffte ihnen die Mittel, hier ein so festes Fort aufzurichten, daß es Schmid für eines der besten hält, welches die Engländer auf der Goldküste haben. Die Holländer merkten alsdenn, aber zu spät, daß sie dem Kabes hätten mit mehrerer Behutsamkeit begegnen sollen. Dieser Neger wird als ein sehr geschickter Mann vorgestellt; er verstund die Kunst zu betrügen, wenn

er die größte Treu von der Welt blicken ließ. Er wußte einen unaufhörlichen Streit zwischen den Engländern und Holländern zu erhalten, und diejenigen, deren Partie er nahm, gewannen allezeit einigen Vortheil über die andere; da zwischen ihnen ein Vernehmen herrschte, das seinem Interesse entgegen war, so verband er sich mit den Zwischenläufern, welche ihm alle nöthige Hülfe leisteten. Kurz, dieser Mann, der im Anfange ein bloßer Bedienter der Engländer auf dem Cap Corse gewesen, war so glücklich, ein Fort zum Eigenthume zu bekommen, das auf achtzehn Kanonen hatte.

Der Statthalter von Mina hielt sich nicht im Stande, mit der Mannschaft, die er hatte, den Kommeniern zu widerstehen, deren Haß er sich zugezogen, und errichtete in den benachbarten Ländern eine Armee von Negern, mit welcher er sich hätte mächtig machen können; aber er beging die Unvorsichtigkeit, und machte kund, daß er die Fantiner und Sabuer unter sich bringen wollte, wenn er würde den Kabes und den König von Kommendo selbst gezüchtiget haben. Diese erstern waren überzeugt, daß der Untergang der Kommenier den ihrigen nach sich zöge; sie verbanden sich also mit ihnen, schlugen die Holländer und ihre Alliirten, so, daß sie kein ander Rettungsmittel hatten, als sich dem Willen der Sieger gänzlich zu unterwerfen, die sich vornahmen, sie mit aller möglichen Grausamkeit zu behandeln. Aber ein

unvorhergesehener Ausgang verhinderte ihr Verderben.

Tekki Ankan, Bruder des Königs, der mit dem Monarchen einigen Streit gehabt hatte, trat auf die Seite der Holländer, und führte ihnen eine große Anzahl Hülfsvölker von Negern zu. Diese sahen sich mit diesem unerwarteten Beystande vermögend, eine neue Schlacht zu liefern, wo, nach einem großen Blutbade, sich der Sieg zu ihrem Besten erklärte. Da sie den Feind in der Flucht sahen, so hielten sie sich auffer Gefahr, und amusirten sich mit Plündern. Abe Tocki, König von Kommendo, war zu fein, als daß er sich nicht diesen Fehler zu Nutze machen sollte: er brachte sein Heer wieder zusammen, befahl ihnen, mit den Flinten auf den Rücken zum Feinde zu marschiren, als wenn sie Holländische Alliirte wären, und mit ihnen die Beute zu theilen, kämen. Diese List hatte den Ausgang, den er sich versprach, und als er einen günstigen Augenblick ersah, so griff er die Feinde mit solcher Wuth an, daß sie sich nun auf die Flucht begeben mußten.

Die Ueberwundenen waren alsdenn genöthiget, ihre Zuflucht zu Unterhandlungen zu nehmen; sie schlugen dem Sieger eine beständige Freundschaft vor, und baten zur Bedingung, daß man sie für die Kriegskosten schadlos halten möchte. Die Engländer merkten, daß ihnen diese Versöhnung nachtheilig seyn würde, und stellten dem Monarchen vor, ihr Sieg berechtige sie

vielmehr, eine Schadloshaltung zu fordern, als sie zu bewilligen; sie hätten überdieß noch genug Macht, um Gesetze vorschreiben zu können, und sie versprachen endlich, ihm aus allen ihren Kräften beyzustehen. Dieser Prinz, der schon mehr als zu sehr wider die Holländer aufgebracht war, war leicht zu überreden, und fieng die Feindseligkeiten wider sie von neuem an. Zur Vermeidung seines gänzlichen Untergangs gab der Statthalter von Mina verschiedenen benachbarten Negern von Kommendo beträchtliche Summen, um sie zu nöthigen, seine Vertheidigung zu übernehmen: aber die Engländer opferten eine gleiche Summe auf, diese Hülfe zu verhindern: ja, sie ließen so gar diejenigen von verschiedenen Nationen angreifen, welche die Verbindungen erfüllen wollten, die sie mit den Hölländern eingegangen hatten. Die Holländer sahen sich also von allen möglichen Hülfsmitteln entblöst, und glaubten, keine andre Entschlüssung übrig zu haben, als den König von Kommendo um Gnade anzuflehen. Zu diesem Ende wendeten sie sich an Tekki Ankan, seinem Bruder, der ihnen geneigt war, ungeachtet aller übeln Begegnungen, die er von ihnen bekommen hatte, und den König vermochte, daß er ihnen so gar mit sehr anständigen Bedingungen den Frieden eingestund.

Die Engländer wurden unwillig, daß man ihre Mitbuhler nicht mehr verfolgte, und machten, mit Einstimmung des Verräthers Tekki Ankan, den barbarischen Entwurf, den König

zu ermorden, und führten es bey einer Lustbarkeit aus, wo der König sich in ihre Hände geliefert hatte. Sie errichteten eine Armee in den benachbarten Landen, damit sie nicht blos halb grausam wären, und überfielen die Kommenier in der Absicht, sie gänzlich auszurotten. Allein diese letztern hatten zu ihrer Anführung einen Neger von bekannter Tapferkeit, und trugen einen vollkommenen Sieg davon. Hätten die Hölländer der Klugheit Gehör gegeben, so würden sie sich diesen Umstand zu Nutze gemacht, sich an den Engländern gerächet, und mit den Kammeniern sich wider sie vereinigt haben. Aber der Statthalter von Mina ließ sich durch einen Schwarzen, mit Namen Azim, bereden, und unternahm die Eroberung von Kommendo, wodurch er den Schaden wieder ersetzen wollte, den die Holländer erlitten hatten. Dieser Statthalter begieng die erste feindselige That, und ließ die Fetuer, welche auf öffentliche Treue und Glauben nach Mina mit ihren Waaren gekommen waren, an einem Markttage umbringen. Der Vorwand zu dieser Grausamkeit war der Mord einiger Weiber, der um das Fort geschehen war: die Fetuer hatten sich erboten, sich zu rechtfertigen, und glaubten, ihre Sicherheit in ihrer Unschuld zu finden. Seit dieser Zeit wird der Name Holländer zu Fetu und Kommendo verabscheut.

Unterdessen schlossen die Engländer neue Bündnisse, griffen mit stärkerer Macht die

Kom-

Kommenier an: der Sieg war lange Zeit streitig, und sie erhielten ihn nur, nachdem Tekki Amo, dieser brave Negerofficier, von dem wir gleich geredet haben, eine tödtliche Wunde erhalten hatte, die ihn nöthigte, sich zurück zu ziehen. So gleich zog Tekki Ankan, der seinen Bruder hatte ermorden helfen, den Nutzen von seinem Laster, und stieg auf den Thron.

12) Das Land Jabs oder Jabi, welches die Engländer Yabbach nennen, hat einen kleinen Umfang. Es grenzt gegen Osten an Kommendo, gegen Westen an das Fort Sebastian, gegen Süden an das Meer, und geht einige Meilen in das Land.

Die Stadt Abrobi ist der einzige merkwürdige Ort auf dieser Küste. Ihre Lage ist in einer Bay, hinterwärts sind große Ebnen, welche von Bergen begrenzt werden, und machen, daß es vom Meere aus als ein doppeltes Land scheint. Der Boden von Jabs ist sehr fruchtbar. Der Hirse kommt in so großer Menge hieher, daß die Einwohner in kurzem reich seyn würden, wenn sie nicht von ihren Nachbarn beständig geplündert würden. Das Federvieh ist sehr gemein und theuer. Das Gold, welches hier gefunden wird, ist allezeit verfälscht.

Der König dieses kleinen Reichs ist so arm, daß Bosmann die Europäischen Kaufleute warnt, ihm nicht über zehn Pfund Sterlings Credit zu geben, weil er sie nicht bezahlen könnte.

13) Anta, welches die Neger Hanke nennen, hat das Land Jabs gegen Osten, Adem gegen Norden, Mampo gegen Nordost, Eguira gegen Nordwest, die See gegen Süden und Südost. Seine Länge von Osten bis Westen ist ungefehr zehn Meilen. Die vornehmsten Dörfer, welche man längst der Küste von Anta findet, sind Sama, Anta, Sukonda, Tokorari, Pando, Poyera, oder Petri-Grande, Batro oder Baktri.

Sama ist eine sehr beträchtliche Stadt, liegt auf einem Hügel, den der Fluß St. George benetzt, und der sich nicht weit davon in das Meer ergießt. Ihre Einwohner sind arm, und beschäfftigen sich mit nichts, als mit Fischen. Ihre Regierung ist einigermaßen republikanisch und steht unter dem Schutze des Königs von Gavi, der im Lande, einige Meilen von der See gegen Nordost, residirt.

Die Portugiesen bauten vor Zeiten zu Sama ein Fort, das sie St. Sebastian nannten. Die Holländer nahmen es ihnen weg, und haben es nachher allezeit erhalten, ungeachtet der Bemühungen, die sich die Engländer gegeben, sich davon Meister zu machen. Es hat eine günstige Lage in Betracht des Handels mit Adem und Worchas, woraus die Negern Gold für Europäische Waaren bringen, welche sie sehr weit in das Land verführen, da sie andre Neger von ihnen kaufen, und noch viel weiter zu Völkern verführen, welche man für die Einwohner an dem Nigerflusse hält,

hält, nach der Beschreibung, welche die Neger, die mit ihnen handeln, von ihren Sitten und Festungen gemacht haben.

Der beste Ankerplatz ist in neun Fäden, in schlammigtem Grunde, eine Meile vom Ufer gegen Nordwest, ein Viertel von Norden des Forts. Die Schiffe finden zu allen Zeiten Wasser, Holz und andre Lebensmittel.

Das Holländische Fort wird vom Flusse Sama gewässert, welchen die Portugiesen Rio de St. Juan, und die Neger Bossum-Pra, das heißt, eine Gottheit, nennen; sie beten ihn auch wirklich an. Seine Quelle soll mehr als vierhundert Meilen in dem Lande seyn. An seiner Mündung findet man einen Felsen, der sehr gefährlich ist; die Schiffknechte nannten ihn den Zuckerhut. Die Holländer unternahmen bis an die Quelle des Sama zu schiffen; aber viele Felsen, Untiefen und große Wasserfälle vereitelten ihre Bemühungen.

Anta oder **Sante** ist unter den Negern wegen des Palmweins berühmt, welchen man hier im Ueberflusse findet, welcher sie von zwanzig Meilen in der Runde herlockt. Die Einwohner sollen von einem heftigen Hunger geplagt werden, den ihnen eine Art Wein, mit Namen **Kriska** verursacht. Das Land ist von der Nordseite bergigt, voll Holz, und an Zugemüsen, Wurzelwerk und Früchten sehr ergiebig; es giebt auch daselbst viel Ziegen und Federvieh. Die Neger von **Mampa** und **Iguira** bringen ihr Gold hieher; aber sie

müssen

müssen den Ademern, die sie aufhalten können, einen gewissen Zoll bey ihrem Durchreisen erlegen.

Sukonda ist reich am Golde, und man athmet hier eine sehr gesunde Luft. Es war sonst eines der vermögensten Dörfer auf der Küste; aber itzo ist es wüste. Das Land, wenn man dem Bosmann glauben darf, ist angenehmer, als man es sich einbilden kann; doch sieht man nur Spuren von Hirschen, Elephanten, Tigern, wilden Katzen und andern Thieren. Bey Sukonda findet man eine Kette von Felsen, welche westwärts auf eine Meile in das Meer geht, wo sie das Wasser sehr ruhig macht.

Die Holländer bauten 1682 ein Fort an diesem Orte, und nannten es Orange. Die Engländer errichteten einige Jahre drauf auch eines daselbst. Im Monat September 1694 überfielen und plünderten die Neger das Fort Orange. Das Englische hatte 1698 gleiches Schicksal, und es scheint, nach der Erzählung des Philipps, daß die Holländer an der letzten Gewaltthätigkeit Theil hatten. Die Neger versammleten sich zu Mina, giengen von da ganz in Geheim, einige in Kähnen, andre zu Lande, auf das Englische Fort zu, unter dem Vorwande, eine alte Schuld einzutreiben. Die Engländer beklagten sich bey dem Holländischen General darüber, als sie sahen, daß man ihnen Gewalt anthun wollte, und sie wußten, woher sie gekommen waren. Er gestand,

stand, daß er sie hätte marschiren lassen, und versicherte zugleich, daß er von ihnen keine andere Absicht vermuthet, als daß sie sich würden dasjenige bezahlen lassen, was man ihnen schuldig wäre. Vergebens stellte man ihm vor, daß die Neger das Schloß angriffen, und daß diese Feindseligkeiten den letzten Traktat brächen: er antwortete ihnen ganz kaltsinnig: „Glaubet ihr, daß wir an eu„rem Zustande viel Theil nehmen? Sehet „ihr denn nicht, daß wir hieher geschickt sind, „euer Fort einzunehmen?„ Die Engländer antworteten ihm: „Wir müssen uns also ent„schlüssen zu sterben.„ „Sterbet, antwortete die„ser Barbar. Der Himmel erbarme sich eu„rer Seelen.„ Die Neger setzten ihren Angriff fort, bekamen die Festung, tödteten einen Theil der Besatzung nebst dem Kommendanten, vertrieben die Uebrigen, nahmen alles weg, was sie in den Magazinen finden konnten, und schafften es in das Fort Orange, um es mit den Holländern zu theilen. Die Engländer haben hernach ihr Fort wieder bekommen: Smith, der 1726 auf dieser Küste war, sagt, er habe es in sehr gutem Zustande gefunden, und die Faktors von beyden Nationen, hätten in gutem Vernehmen gestanden.

Tokorari, welches die Engländer Tokkorado nennen, wird für die vornehmste Stadt dieses Landes gehalten. Sie liegt auf der Spitze eines Hügels, welcher in das Meer gehet, und ist mit vielen Felsen umgeben, wo-

von

von einige unter dem Wasser sind, andre über dasselbe gehen; die Ankerlage ist hier sehr gut. Der Fluß St. George fließt in das Meer, eine Meile von Tokorari. Man findet auf dieser Küste große Austern, aus deren Schaalen Kalk gemacht wird. Hinter der Stadt, landwärts, giebt es Ebnen und Thäler. Man siehet eine unbeschreibliche Menge allerhand Thiere von wunderbarer Schönheit. Die Einwohner werden für ein so ungetreues Volk gehalten, daß man wenig Handlung mit ihnen treibt.

Die Dänen, die Schweden, die Brandenburger, die Engländer und Holländer haben wechselsweise zu Tokorari ein Schloß besessen; aber es sind davon nichts mehr, als die Ruinen, übrig. Die Holländer erbauten hernach hier das Fort **Witsen**. Die Engländer bemächtigten sich desselben 1664; aber Ruyter griff es das folgende Jahr an, nahm es ein, ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen, das Fort sprengen und die Stadt anzünden. Seitdem ist es fast wüste geblieben.

Man macht auf dieser Küste die größten und besten Kähne in ganz Guinea. Sie haben dreyßig Fuß in der Länge, und über achte in der Breite, ob sie gleich nur aus einem Stamme gemacht werden. Sie können zehn bis zwölf Tonnen Waaren tragen. Die Europäer bedienen sich derselben mit vieler Bequemlichkeit zum Ausladen.

Pando oder Pompemay, Poyna oder Petri-Grande sind zwey gegen Westen von Tokorari gelegene Dörfer. Man treibt da sehr wenig Handel, weil sie nur von Fischern und Arbeitsleuten bewohnt werden. Der Boden trägt viel Maiz.

Das Dorf Botro liegt an einem kleinen Flusse unten an einem Hügel. Die Luft ist hier sehr gesund, und die Einwohner werden für sanftmüthig, und im Handel für redlich gehalten. Sie treiben ihn aber fast nur allein mit den Ademern, welche ihnen manchmal Gold bringen. Das Land hat auch während der Kriege viel gelitten. Es ist heut zu Tage fast gänzlich entvölkert.

Die Holländer haben auf einem Hügel ein klein Fort, Bandemstein genannt, welches das Dorf vertheidigt.

Das Königreich Anta ist eines der volkreichsten, schönsten, bewässertesten und fruchtbarsten Länder in Guinea. Vor den Kriegen war es dem Auge ein reizendes Schauspiel. Die Felder stunden voll Korn; eine Menge Vieh mästete sich auf den fruchtbaren Weiden; hin und her liegende Flecken bewohnten eine erstaunende Anzahl Menschen, denen angenehme Büsche zu aller Jahrszeit einen Schatten wider die Sonnenstralen anboten. Die Citronen = Pomeranzen = und Limonenbäume durchdufteten die Luft: man fand hier in Menge Zuckerrohr, Ignames, Patates, Oel, Palmwein, Kokosnüsse, Ananas, Pomeranzen, Limonen

monen und dergleichen. Seitdem aber das Eisen und Feuer hieher gebracht ist, sind die Dörfer und Flecken nichts, als Trümmern; anstatt der Bäume sieht man nichts, als ausgetrocknete Klötzer; der Boden wendet seine Fruchtbarkeit zu weiter nichts an, als wilde Kräuter hervorzubringen, und Affen, Elephanten, Tiger, Schlangen und andre Thiere bewohnen es allein.

14) Das Land Axim, Atsim oder Atchiem war sonst ein sehr mächtiges Königreich; es hatte sich Anta unterwürfig und zu einer Provinz gemacht, und erstreckte sich vom Flusse Ankobar bis an das Dorf Bosna; aber die Antaneger warfen das Joch bald ab, das man ihnen aufgelegt hatte. Der Reiß, die Wassermelonen, die Ananas, die Kokos, die Bananas, die Pomeranzen, die Limonen und viele Zugemüße kommen in Ueberfluß nach Axim; die Bäume sind sehr schön, und der Palmwein, ob er gleich vortrefflich, ist hier sehr wohlfeil. Man findet auch eine wunderbare Menge Schaafe, Kühe, Ziegen, Tauben, und allerhand Federvieh; die Affen sind hier sehr gemein. Der Maiz ist sehr selten, und dabey nicht einmal gut, weil es ohne Aufhören hier regnet.

Axim wird stets von einer Art eines Raths regiert, deren erste Glieder Kabaschirs, die andern Manceros heissen. Wenn von Frie-

den, Krieg und Auflagen zu berathschlagen ist, so versammlen sich beyde Körper; aber die Kabeschiren entscheiden allein in bürgerlichen Sachen, und man beschwert sich, daß sie in ihren Urtheilen nicht allezeit billig wären. Advokaten und Procuratores sind in diesem Lande etwas Unbekanntes; man befragt die Zeugen, und nach ihrer Aussage wird das Urtheil ausgesprochen. Wenn ein Mörder oder Ehebrecher arm ist, so straft man ihn sehr strenge; ist er aber reich, so sichert ihn sein Geld vor aller Strafe. Ein Dieb wird verurtheilt, das Gestohlne zu ersetzen, und eine Strafe nach Beschaffenheit seines Standes zu erlegen. Ein Gläubiger kan seinem Schuldner noch einmal so viel nehmen, als er ihm schuldig ist: aber diese Neger sind zu verständig, als daß sie sich dieses Gesetzes bedienen sollten: und sind mit dem zufrieden, was ihnen die Richter zugestanden haben.

Die Einwohner von Axim sind überhaupt geschickt und arbeitsam. Die Fischerey, der Ackerbau und der Handel beschäfftigen sie ohne Aufhören. Sie liefern fast ihr ganzes Gold den Englischen und Seeländschen Zwischenläufern. Man findet in diesem Lande viele grosse Dörfer, deren Einwohner wegen des Goldhandels mit den Europäern sehr reich sind, ob sie gleich während der Kriege, die sie um das Jahr 1678 wider die Ademer führten, viel erlitten haben.

Arim, oder nach dem Barbot, Achambene [1]), die Hauptstadt des Landes, liegt zwischen einem Walde, welcher sich über den abhängigen Theil eines Hügels erstreckt, und zwischen einem geraumigen Flusse, der mit schönem Sande bedeckt ist. Die Häuser werden durch große Bäume getrennt, welche nach einer Schnure aus einander gepflanzt sind; ihre Lage würde endlich eine der vortheilhaftesten seyn, wenn der beständige Regen die Luft nicht sehr ungesund machte.

Der Fluß Arim geht in der Mitten; er trägt kaum Kähne, doch sein Sand ist voller Gold. Die Neger, um es zu haben, tauchen mit dem Kopfe zuerst hinein, halten eine Kürbisflasche in der Hand, welche sie mit Sande füllen, und dieses wiederholen sie so oft, bis sie müde werden. Hernach schütten sie eine Hand voll Sand in eine hölzerne Schüssel, halten sie im Flusse, und rühren den Sand mit der Hand herum; die leichtesten Theile werden durch den Lauf des Wassers weggeschwemmt. Das Uebrigbleibende ist ein gelber und schwerer Staub; manchmal werden auch da sehr beträchtliche Körner gefunden; und das heißt man das gewaschene Gold. Es ist gemeiniglich sehr rein, und wird für das beste auf der

1) Die Holländer nennen sie Arsim oder Archiem, und die Neger Ahyrem, welches die Franzosen in Arim verwandelt haben.

Küste gehalten; allein die Neger vermischen es stets mit vielem Kupfer. Wahrscheinlicher Weise geht dieser Fluß und alle Bäche, die sich mit demselben verbinden, durch Goldminen.

Unter der großen Anzahl Bäume, davon das Land voll ist, findet man eine Art, deren Holz eine schöne gelbe Farbe hat, und daraus man verschiedenes Hausgeräthe macht. Die Europäer kaufen hier Kähne, welche sehr groß und bequem zur Ausladung sind. Die Wellen, die stets an die Felsen, die diese Küste begrenzen, schlagen, machen die Anfahrt sehr gefährlich.

Ausser der Stadt giebt es noch viele Dörfer in diesem Lande; auf dem Cap Tres Puntas zählt man drey, und eines auf dem Berge Mansro; aber sie sind so wenig beträchtlich, daß es nicht der Mühe werth ist, sich mit einer Beschreibung bey denselben aufzuhalten.

Das Gold, welches Axim hervorbringt, hat die Gierigkeit der Europäer so sehr erregt, daß sie sich um die Wette niedergelassen und Forts angelegt haben. Das erste ist auf dem Cap Tres Puntas, in einem kleinen Hafen, der von der Spitze der Mitten und einer kleinen Erdzunge gebildet wird. Er heißt Dischcove, und liegt nahe an einem kleinen Dorfe Insiamma. Die Engländer konnten ihr Fort endlich 1691. erbauen, nachdem sie lange Zeit diesen Platz den Brandenburgern streitig gemacht hatten; aber es war ihnen zu kei-

nem großen Nutzen, weil die Neger sie stets in ihren Handel zu betrügen suchten. Seit 1702. haben sie so ein genaues Bündniß geschlossen, daß sie sich vereinigten, die fremden Kaufleute, und sogar diejenigen von ihrer Nation, zu betrügen. Barbot bekennt, man sollte diesen Ort, zum Unterricht der Europäer, die falsche Afrikanische Münze heissen. Er erzählt, es hätten einstmals zwey kleine Englische Fahrzeuge für eine ganz beträchtliche Summe Waaren hieher gebracht, aber dafür nichts als falsches Gold zurückgeführet, und also den ganzen Nutzen ihrer Reisen verlohren. Die Dörfer daherum stehen unter einem Kabaschir, welcher, um den Engländern seine Liebe zu bezeugen, eine Flagge hat machen lassen, die der ihrigen gleicht, und sie auf sein Haus steckt, wenn er sieht, daß die Flagge des Forts aufgepflanzet ist.

Die Preussen bauten 1674., zur Sicherheit der Aigouaden, ein kleines Fort, nahe am Dorfe Krema, welches gegen die Mitte des Caps der drey Spitzen westwärts liegt. Als sie sahen, daß sie in diesem Lande einen vortheilhaften Handel treiben konnten, so errichteten sie ein anderes drey Meilen von dem ersten, um die fremden Schiffe abzuhalten. Die Holländer trieben sie aus diesen letzten 1683. und gaben es ihnen 1698. wieder. Je mehr die Preussen von ihren Forts Vortheil zogen, desto mehr wollten sie sich vermehren. In dieser Absicht machten sie den Kabaschiren alle

nur ersinnliche Schmeicheleyen, um von ihnen die Erlaubniß zu erhalten, und ein drittes auf dem Berge Monsro oder Mantfort anlegen zu dürfen, welches das ganze Cap bestreicht. Da sie ihre Bitten bewilligt bekommen hatten, so erbauten sie ein viel größeres, als die übrigen waren, und hießen es Friedrichsburg. Die Statthalter, die sie nach und nach schickten, hatten wenige Fähigkeit, und ihre Sachen geriethen so in Abnahme, daß sie ihre Forts 1721. aufgaben. So bald sie abgereiset waren, bemächtigte sich Johann Kormi, Kabaschir des Distrikts, des Forts Friedrichsburg. Der Statthalter von Mina wußte, wie wichtig dieser Platz wäre, und nahm alle seine Macht zusammen und griff es an; aber der Neger that einen so tapfern Widerstand, daß er ihn, mit Verlust seiner meisten Mannschaft, zurück trieb. Johann Kormi hatte sich von den Franzosen einen vortheilhaften Begriff gemacht, und wollte denselben das Fort abtreten. Er bot es nach dem Treffen dem Hauptmann Morel an, welcher die Prinzeßin, ein Schiff von Rochefort, befehligte, und sich von ohngefehr auf der Küste befand. Dieser Morel aber war furchtsam und die Unternehmung schien ihm zu kühn, er war kaum am Bord zurückgekehret, so segelte er ab. Allein der Statthalter von Mina verlohr nicht den Muth; er machte zu einem andern Angriffe alle Anstalten, der dem ausgehaltenen Widerstande gemäß war,

war, er belagerte von neuen den Platz, und nahm ihn 1725. ein.

Des Marchais sagt, die Lage dieses Forts sey eine der vortheilhaftesten auf der ganzen Küste. Der Ankerplatz ist gut, die Anlandung leicht und das Klima gesund. Die Einwohner sind arbeitsam; wenn sie ihr Feld bestellt haben, so gehn sie und suchen im Flusse Axim Gold, und durch ihre Geschicklichkeit im Tauchen bringen sie immer sehr vieles zusammen. Ausser dem Golde handeln sie auch mit Sklaven, Helfenbein und Salz. Da ihre Regierung gut eingerichtet ist, so sind sie menschlich und verständig, und fast die einzigen Neger auf der Goldküste, mit welchen man ohne Furcht, betrogen zu werden, handeln kann.

Das Fort St. Antonius gehört den Holländern, und liegt auf einem Felsen, welcher in Gestalt einer Halbinsel in das Meer hineintritt. Von der Seite des Ufers wird es von einer Menge Felsen vertheidigt, von der andern durch eine Zugbrücke, Brustwehre, und eine starke Batterie Kanonen. Die Portugiesen erbauten es Anfangs, und wurden von den Holländern 1642. daraus verjagt, die es auch hernach beständig behauptet haben. Die Stadt Axim wird von ihnen sehr scharf gehalten, indem sie unter den Kanonen ihres Forts steht. Der Direktor der Faktorey ist der vornehmste Officier der Holländischen Gesellschaft auf dieser Küste, nach dem von Mina, und maßt sich eine unumschränkte Gewalt in diesem

Distrikte an. Er entscheidet die Streitigkeiten, nimmt die Geldstrafen ein, zwey Drittheile davon für sich, das übrige für die Kabaschtre, die sich damit begnügen müssen. Doch bey Ermordungen, Diebereyen und Schulden gehören drey Viertel der Strafe dem Ankläger oder dem Gläubiger, und das letztere wird unter die Kabaschire und den Faktor getheilt, welcher es so wohl einrichtet, daß er allezeit zwey Drittel von diesem letzten Viertel behält. Die Fischer müssen ihm von allem, was sie fangen, den achten Theil abgeben. Daraus kann man urtheilen, daß es ein sehr einträglicher Posten seyn muß.

Der Raum, der zwischen Axim und dem Vorgebürge Apollonia ist, beträgt nur neun Meilen, und doch befinden sich da vier verschiedene Staaten, nehmlich **Abokro**, **Iguira**, **Ancobra**, und das **alte Issini**.

15) **Abokro** oder **Abokrow**, liegt gegen Norden von Axim, zwischen dem Flusse gleiches Nahmens und dem **Cabra**, oder **Ankobraw**. Die Hauptstadt führt eben den Nahmen, und liegt am westlichen Gestade dieses letzten Flusses. Man kennt dieß Land nicht, weil die Europäer daselbst keinen Handel treiben, und weiß nur so viel, daß es eine Republik ist.

16) **Iguira** ist noch weiter hinein in das Land, und gerade gegen Norden des letztern. Die Regierung daselbst ist auch auf einen Republikanischen Fuß. Ausser dem Golde, das

von

von den benachbarten Ländern hieher gebracht wird, hat man auch sehr reiche Minen entdecket. Die Holländer hatten hier viele Jahre hindurch ein Fort, das sie durch Unvorsichtigkeit des Kommendanten verloren haben. Er bekam mit einem der Vornehmsten des Landes Streit, belagerte ihn in seinem Hause, trieb ihn auf das Aeusserste und drohte, ihn zu Tode zu martern, so bald er ihn unter seine Hände bekommen würde. Als der Neger sahe, daß er nicht widerstehen konnte, so beschloß er selbst seinen und der Holländer Untergang; zu diesem Ende that er ihnen die vortheilhaftesten Vorschläge, um sie zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, und in seinem Hause die Kapitulation aufzusetzen. Er hatte die grausame Vorsicht gebraucht, daß er an einen gewissen Ort einige Pulverfässer gestellt, und einem seiner Sklaven befohlen, sie anzuzünden, so bald er ihn mit dem Fusse auf die Erde stampfen hören würde. Kaum waren die Holländer hereingetreten, als der Sklave das Stampfen hörete; er vollzog alsbald den Befehl seines Herrn; das Haus sprang in die Luft mit allen denen, die darinne waren, ausser einem Sklaven der Holländischen Gesellschaft, welcher eine angezündete Lunte entdeckt, eine Verrätherey gemuthmaßet, und sich in Eil gerettet hatte, ohne erst seinen Herrn davon Nachricht zu geben, auch die Bothschaft, von ihrem Unglücke auf die Burg von Axim brachte. Dieß

Land ist von Dieben so angesteckt, daß selten Europäer dahin gehen.

17) Ankobra ist ein Königreich, welches der Fluß Cabra oder Ankobra gegen Osten, und der Manko oder Mankow gegen Westen begrenzt. Die Hauptstadt heißt auch Ankobra, und das Land ist übrigens sehr wenig bekannt.

18) Das Land zwischen dem Fluß Manko wird in der Charte des Herrn Belin Alt Issini genannt, und kann ohngefehr fünf Meilen im Umfange an der Küste haben. Man hat von dieser Gegend fast keine Kenntniß, weil man dahin nicht handelt; man weiß nur, daß es zwey Dörfer giebt, die zu demselben gehören, nehmlich Bogio und Agumene; sie liegen zwischen lauter Palm- nnd Kokosbäumen.

Der Fluß Cabra und Ankobra hat seinen Nahmen vom Lande, das er bewässert. Er geht vier Meilen über das Fort St. Antonius. Seine Mündung ist sehr breit, aber so wenig tief, daß die Barken kaum darauf gehen können. Und er wird es immer mehr, je enger er wird. Bosmann, welcher ihn in drey Tagen befuhr, sagt, sein Ufer wäre wunderbar schön; es wäre mit großen Bäumen besetzt, auf welchen man beständig eine ungeheure Menge Vögel mit dem schönsten Gefieder sähe.

Der Manko fließt drey Meilen von dem Cabra. Seine Mündung ist auch sehr breit; aber sie wird immer nach und nach schmäler,

und

und in seinem Sande fließt viel Gold, davon er auch Goldfluß genennt worden ist. Da man wenig Handel in diesen Gegenden treibt, so kennen ihn die Europäer auch sehr wenig.

§. 2.

Die innern Länder.

Es ist unmöglich eine genaue Erläuterung über die innern Lande von Afrika überhaupt zu geben, weil die Europäer niemals dahin kommen. Zur Befriedigung unsers Lesers wollen wir in wenigen Worten dasjenige zusammenbringen, was uns die verschiedenen Reisenden von denen erzählen können, die gegen Norden der von uns jetzt beschriebenen Küste wohnen.

Man findet, wenn man den Negern glaubt, in dem innern Lande der Goldküste neun und zwanzig Königreiche, als Insoko, Akkaradi, Latabi, Equea, Bonu, Kammana, Quaku, Aboera, Tafo, Quahu, Aboni, Sanquay, Aqua, Akim, Inta, Dinkira, Akkani, Atti, Buno, Quiforo, Aquambo, Vanqui, Wassabs, Mompa, Adom, Taben, Inkaßia-Iggina, Inkassan, Avina. Sie liegen zwischen vier Graden dreyßig Minuten, und acht Graden nordlicher Breite.

1) Insoko ist, nach der Erzählung der Akkanezer, fünf Tagereisen von der Küste. Die Grenzen gegen Süden weiß man nicht, weil es wenig besucht wird, und die Straßen beständig von Räubern wimmeln. Die Einwohner

wohner sind sehr gute Weber; sie machen gute Zeuge und kleine Schurze, welche die benachbarten Nationen sehr begierig suchen. Die Akkanezer behaupten, Gold und Kupfer wäre ihnen gänzlich unbekannt, und niemals in ihr Land gekommen.

2) **Akkaradi** stößt gegen Süden an Labati und Ningo, gegen Norden an Quaku, gegen Westen an Kammana. Die Einwohner bringen sehr feines und reines Gold auf den Markt nach Aboni

3) **Latabi** grenzt gegen Süden an das Königreich Ningo, gegen Norden an Kleinakra und gegen Westen an Equea und Kammana. Es ist wegen seiner Märkte bekannt, auf welchen man viel Gold findet.

4) **Equea** hat zu Grenzen, gegen Süden Ningo und Latabi, gegen Nordost Kleinakra, gegen Norden Kammana und gegen Westen Bonu. Die Einwohner sind allein mit dem Bau ihrer Felder beschäfftiget.

5) **Bonu** liegt gegen Osten von Ningo und Equea, gegen Norden von Agrana und Akra, gegen Mittag von Kammana, und gegen Osten von Aboera. Die Einwohner sind gleichfalls Ackersleute.

6) **Kammana** begrenzt gegen Osten Latabi, Equea und Kleinakra, gegen Mittag Aboera und Bonu, gegen Norden und Westen Quaku.

7. **Quaku** liegt gegen Osten an Kammana, gegen Mittag an Tafu. Das Gold ist

sehr

sehr gemein daselbst, und die Einwohner bringen es auf den Markt nach Aboni, oder auf die Küsten von Akra.

8) **Aboera** oder **Abura** grenzt gegen Osten an Bonu, gegen Norden an Kammana und Quaku, gegen Westen an Aquambo, gegen Mittag an Aboni und Großakra. Die Einwohner bringen stets viel Gold auf den Markt nach Aboni.

9) **Tafo** oder **Tafu** verbindet sich gegen Osten mit Kammana und Quahu, gegen Süden mit Quahu, gegen Westen mit Akim. Es giebt daselbst viel Gold, welches die Einwohner bald nach Aboni, bald nach Mawri bringen.

10) **Quahu** oder **Quaho** stößt gegen Osten an Aboera und Kammana, gegen Norden an Tafu, gegen Westen an Akim, gegen Mittag an Aquambo und Axim. Alles was man von den Einwohnern weiß, ist, daß sie sehr ungetreu sind.

11) **Aboni** ist ein kleines Land, welches gegen Osten von Großakra und einem Theile von Aboera, gegen Norden von Aboera, gegen Westen von Aquambo, und gegen Süden von Agouna eingeschlossen wird. Die Hauptstadt heißt auch Aboni und es wird ein Markt darinn gehalten, auf den alle Neger der benachbarten Länder kommen.

12) **Sanquay** oder **Sonquay**, umgrenzt gegen Osten Agouna, gegen Norden Akim, und Fantim gegen Süden. Es ist Agouna zinsbar:

bar: seine Einwohner kaufen auf dem Teufelsberge Fische, führen sie wieder in ihr Land, und verkaufen sie mit Vortheil, ob sie gleich schon verdorben sind, wenn sie daselbst ankommen.

13) **Aqua** oder **Aka** ist ein sehr kleiner Strich Landes und dem Könige von Fantim zinsbar. Er hat zu Grenzen gegen Norden Akim, gegen Süden Fantim, Atti und Dabui gegen Westen.

14) **Akim, Akam, Akin** oder **Akkani Grande**, hat gegen Westen Quaku und Aquambo, gegen Norden unbekannte Gegenden, gegen Osten **Akkani-Picqueno**, und gegen Mittag Inta und Akra. Einige Akkanezer geben vor, es erstrecke sich bis an die Küste, welches mehr als sechs hundert Meilen betrüge. Barbot hält dafür, sie meynten es nur bis an die Küste des Nigerflusses. Dieses Land stund sonst unter einem mächtigen Könige; aber es hat sich in der Folge in eine Republik verwandelt; und die bürgerlichen Uneinigkeiten, welche es beständig beunruhigen, machen es seinen Nachbaren weniger furchtbar. Die Einwohner sind wild und stolz; sie ziehen viel Gold aus Aßienta und aus dem grossen Reiche **Gago**, wohin sie dafür Zeuge, Salz und andere Waaren bringen. Sie treiben fast ihren ganzen Handel im Lande drinnen, kommen gar bis nach Maroc und selten auf die Küste; kurz, sie sind den Europäern sehr wenig bekannt.

15) In-

15) **Inta** oder **Aßienta** stößt gegen Osten an Akim, gegen Norden an unbekannte Länder, gegen Westen an das Königreich Madingo, und gegen Mittag an Akkani. Die Europäer kennen es sehr wenig, weil die Einwohner wenigen Umgang mit den Negern von der Küste haben. Man weiß blos, daß es viel Gold hat.

16) **Dinkira** ist zehn Tagereisen von Axim, und fünfe von Mina. Es stößt an Kabesterra gegen Osten, an Adom gegen Westen, an Akkani gegen Norden. Der Weg von Axim oder Mina dahin ist sehr bös, die Umwege nicht zu rechnen, die man nehmen muß, und die die Reise doppelt verlängern. Es giebt viel Gold im Lande; die Einwohner bringen es nach Schama, Kommendo, Mina und dem Cap Corse; aber wenn die Wege gesperrt sind, so gehn sie weiter nach der Küste. Dinkira war sonst in sehr enge Grenzen eingeschlossen; aber die Dinkireser haben durch ihre Tapferkeit ihre Grenzen sehr erweitert, und sich ihren Nachbaren sehr furchtbar gemacht.

17) **Akkani, Akkanez oder Kleinakkani**, liegt gegen Westen an Akim, oder Großakkani, gegen Osten an Quiforo, und gegen Mittag an Daho, Atti und Abrambo. Diese Akkanesen sind wild, verwegen und sehr kriegerisch, wodurch sie allen ihren Nachbaren Furcht erwecken. Ihre gewöhnlichen Waffen sind die Zagaye, der Säbel und das Schild. Sie bringen auf die Küste viel Gold, welches sie aus Aßienta, Akim und ihrem eigenen Lan-

de bringen und es ist niemals verfälscht. Die Sprache dieses Landes hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Fetuschen, Sabuschen, Abrambo-schen und Fantinschen; aber sie klingt dem Ohre weniger rauh, und hat viel Worte aus der Lingua Franca, welche eine Verderbung des Französischen, Italienischen, Portugiesischen ist.

18) Das Land Atti hat Dabo gegen Norden, Fetu, Sabu, Fantin gegen Mittag, und Abrambo gegen Westen. Die Einwohner trieben einen sehr beträchtlichen Handel mit den Holländern, aber sie haben sich in ihren Kriegen wider die Fantiner gänzlich erschöpft, und ihre einzige Beschäfftigung ist vorjetzo, die Felder zu bestellen, die von Natur sehr fruchtbar sind. Die Akkanesen, von denen sie einigermaßen abhangen, haben bey ihnen einen Markt angelegt, wohin sie alle Waaren bringen, die sie sonst von der Küste holten.

19) Bumu, berührt von der Ostseite Akkani, von der Süderseite Quiforo, und von der Westseite Banqui. Die Einwohner kommen wenig auf die Küste.

20) Quiforo, oder Juffer, grenzt gegen Osten an Akkani, gegen Norden an Bonu, gegen Süden an Abrambo, und gegen Westen an Wassabs.

21) Aquambo oder Akambu hat zu Grenzen gegen Osten Akti, gegen Norden Akkani, gegen Westen Adom und Wassabs, gegen Süden Guaffo und Fetu. Die Neger dieses

Landes

Landes sind ausserordentlich stolz und vermessen, haben vielen Muth und lieben den Krieg. Sie haben sich viele Völker längst der Küste unterwürfig gemacht. Ein unversöhnlicher Haß giebt ihnen ohne Aufhören wider die Akkanesen die Waffen in die Hand. Sie treiben beträchtlichen Handel nach Mawri, wo es für ihre Nation Faktors giebt. Für ihr Gold nehmen sie zum Tausch Leinwand und Eisen.

Der König der Aquamboer hat eine solche despotische Gewalt über seine Unterthanen, daß man im Sprüchworte sagt: es giebt nur zwey Arten Menschen in Aquambo; der König mit seinen Freunden und ihre Sklaven. Die Soldaten rauben und verheeren alle Länder, wodurch sie gehen, ohne daß ihnen jemand widerstünde, weil der König mit der größten Strenge denjenigen, der sie beleidigt, bestrafen läßt. Der Vater und der Sohn saßen einige Zeit auf dem Throne mit einander; aber der Sohn ward von seinem Onkel herunter gestoßen, und die beyden Brüder regierten friedfertig viele Jahre hindurch. Aber ihre Unterthanen waren dennoch nichts glücklicher; der Vater des vom Throne Gestoßenen war von Natur böse, und hatte eine niedrige Denkungsart. Er haßte die Europäer dergestalt, daß er keine Gelegenheit, sie zu kränken, vorbey ließ, ob sie ihn gleich sehr ansehnliche Geschenke machten, damit er sie in Ruhe ließ. Er starb 1699. und sein Sohn, der ein Mittel gefunden, den Plaß

einzunehmen, welchen er auf dem Throne besaß, kam nach einiger Zeit so weit, daß er seinen Onkel herunter stürzte. Großmüthiger und politischer, als sein Vater, gab er den Europäern alle mögliche Kennzeichen der Freundschaft, und trieb das Vertrauen gegen sie so weit, daß er sich bey einer gefährlichen Krankheit, die ihm die Unkeuschheit zugezogen, und seine Aerzte nicht heilen konnten, in das Holländische Fort bringen ließ. Der Holländische Chirurgus war so glücklich, und stellte seine Gesundheit wieder her; aber er konnte ihn nicht in den Zustand setzen, das Vergnügen zu schmecken, um welches ihn seine Krankheit gebracht hatte.

22) Das Gebiete **Vanqui** oder **Vamki** stößt gegen Norden an Bonu, gegen Süden an Wassabs, gegen Westen an Inkassia-Igginia. Die Einwohner machen sehr schöne goldene und zeugene Stoffe, welche sie den Arabern an dem Niger, oder in Gago und Akkani verkaufen.

23) **Wassabs** oder **Warschabs** hat zu Grenzen gegen Osten das Land Quiforo, Vanqui gegen Norden, Großinkassan gegen Westen, und Inkassia-Igginia gegen Nordwest. Der Boden ist unfruchtbar. Die Reisenden glauben auch, daß das Gold, welches man in diesem Lande findet, von den Negern, die weiter von der Küste wohnen, hergebracht werde.

24) Mon-

24) **Monpa** oder **Manpa** ist sehr wenig bekannt. Gegen Osten stößt es an das Königreich Anta, gegen Norden an Großinkassan, Wassabe und Adom, und gegen Westen an Eguira.

25) Das **Land Adom** liegt gegen Südwest an Abrambo, gegen Süden an Wassabe, gegen Westen an Abakro und gegen Norden an Monpa. Es erstreckt sich längst des Flusses Schama, in welchem es viele Inseln mit schönen Städten und sehr angenehmen Dörfern giebt. Von da geht es auf die achtzehn Meilen bis an den Fluß Ankobar. Der Boden ist so fruchtbar, daß er genug Getreide und Früchte hervorbringt, um die Einwohner und die benachbarten Völker zu ernähren, die hieher es einzukaufen kommen. Auch findet man im Ueberfluße wilde und zahme Thiere; die Flüsse sind voller Fische. Das Land bringt viel Gold hervor. Bosmann sagt, man hätte eine sehr reiche Mine, drey Jahre eher als er gekommen wäre, entdeckt, überdieß ließen die aus den innern Ländern, welche durch dieses Adom wegen ihres Handels auf der Küste gehen müssen, daselbst eine große Menge für das Recht des freyen Durchzugs.

Es ist ausserordentlich bevölkert, und der Ueberfluß, den diese Nation genießt, macht sie so stolz, daß man sehr schwer mit ihr handeln kann. Ferner besteht sie nur aus Räubern, welche allen ihren Nachbarn furchtbar seyn würden, wenn sie in Einigkeit leben könnten.

Sie haben keinen König; und ihre Regierung ist republikanisch, und besteht aus einem Rathe von fünf Großen, unter welchen sich 1690. einer, mit Nahmen Anqua befand, der eine so große Anzahl Vasallen und solche beträchtliche Reichthümer besaß, daß er bey der ganzen Nation sich eine Macht erworben hatte, die dem Despotismus sehr nahe kam. Dieser Neger besaß, welches unglaublich scheint, einen sonderbaren Kontrast von Muth und Niederträchtigkeit; er liebte so sehr den Krieg, daß er in Frieden nicht leben konnte, und wenn er in einem Treffen sich befand, so überfiel ihn ein Schauder, und er nahm die Flucht: seine Soldaten mußten ihn sogar oft umringen, um ihn für die Angriffe des Feindes zu sichern. Sein Volk war tapfer, und er behauptete daher drey Jahre hindurch den Krieg wider die Antaer, deren Land er verheerte, ohne sie unterwürfig machen zu können. Zu gleicher Zeit schickte er eine Arme wider drey verschiedene Völker, die sich an den Ufern des Flusses Ankobar niedergelassen, und zwang sie, den Frieden mit einem beträchtlichen Tribute zu erkaufen.

Im Jahre 1691. nahm der barbarische Anqua fünf bis sechs vornehme Antaer gefangen. Nach dem Streite ließ er sie vor sich bringen, verwundete ihre Leiber, trank das daraus fließende Blut gierig, und da sein Magen mit diesem greulichen Tranke gefüllt war, opferte er das Uebrige seinen Göttern, die er eben

für so grausam hielt, als sich. Bosmann gab ihm einen Besuch in seinem Lager bey Schama während des andern Feldzugs wider die Anmaneger, und ward so höflich aufgenommen, als es der Gebrauch verstattete; aber dieser Unmensch, der auch gegen seine Unterthanen seine Grausamkeit ausübte, wenn er keine andere Opfer hatte, gab davon einen Beweis mitten unter den Zeitverkürzungen, die er sich seinem Gaste zu machen, bemühte. Ein Neger nahm das Halsband von einer seiner Frauen, um die Arbeit daran zu besehen; denn in diesem Lande ist eine ehrbare Freyheit gar kein Verbrechen, und die Frau wurde auch über diese Neugierde nicht ungehalten; allein der grausame Anqua, der dieses mit angesehen, erzürnte sich so sehr darüber, daß er sie beyde, nach der Abreise des Bosmann, umbringen ließ, und, nach seinem abscheulichen Gebrauche ihr Blut in vollem Zuge trank. Einer andern von seinen Frauen ließ er um ein geringes Versehen die Hand abhauen; machte sich hernach ein Vergnügen mit seiner Grausamkeit und dem Unglück dieses elenden Opfers, und zwang sie, ihn zu kämmen, und die Haare zu flechten. Diese Züge von Grausamkeit sind in Guinea sehr selten, und Bosmann gesteht, er erzähle es nur auf das Zeugniß einiger Neger.

26) **Taben** hat einen sehr kleinen Umfang. Es hat Kommendo gegen Osten, Adom gegen Norden und Westen, und Anta gegen Süden.

den. Die Einwohner desselben brachten sonst Getreyde, Früchte und Flügelwerk zu den in Axim sich niedergelassenen Portugiesen; jetzo treiben sie mit den Holländern zu Schama einen nehmlichen Handel.

27) **Inkassia-Iggina** stößt gegen Osten an Wassabs und Banqui, gegen Süden an Großinkassan; die Grenzen von Norden und Westen weiß man nicht. Das Land ist den Europäern wenig bekannt, weil die Neger, die es bewohnen, mit denen von der Küste in gar keinem Handel stehn.

28) **Großinkassan** grenzt gegen Osten an Wassabs und Banqui, gegen Süden an Eguira, und gegen Norden an unbekannte Gegenden. Einige Einwohner desselben durchreisen das Land Adom, um nach Kleinkommendo oder Issini handeln zu können; man hat aber doch keine Kenntniß von diesem Lande.

29) **Avina** wird gegen Osten von Adom begrenzt und hat viel Gold, welches man für sehr rein und fein hält, weil seine Einwohner es niemals verfälschen. Sie besitzen eine Redlichkeit, die unter den Negern sehr selten ist, und man gewinnt allzeit sehr viel, wenn man mit ihnen handelt.

§. 3.

Das Klima nnd seine Eigenschaften.

Das Klima der Goldküste ist den Europäern sehr gefährlich; die Hitze ist im Monat Novem-

November, December, Januar, Februar und Merz ausserordentlich, und die Nächte sind gemeiniglich sehr frisch; dieser plötzliche Uebergang von Wärme und Kälte verursacht viele Unbequemlichkeiten, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Ueberdieß ist die Luft sehr unrein. Es steigt alle Morgen aus den Tiefen der Thäler ein dicker, schwefelicher und stinkender Nebel; die bey den Negern eingeführte Gewohnheit, die Fische faulen zu lassen, ehe man sie ißt, und ihren Koth um die Häuser, sogar an öffentlichen Oertern der Städte, herum zu werfen, verursacht einen unerträglichen Gestank. Der Winter dauert gemeiniglich sechs Monate, nehmlich den April, May, Junius, Julius, August und September, in welchen der Regen so häufig fällt, daß das Land von einer Sündfluth bedroht zu seyn scheint. Der in April und Junius ist roth und so schädlich, daß die Bootsknechte, welche unvorsichtiger Weise in Kleidern schlafen, auf die er gefallen ist, von einer heftigen Krankheit angefallen werden. Man hat bemerkt, daß diese Kleider, wenn man sie einschließt, ohne sie vorher gänzlich abgetrocknet zu haben, in Stücken fallen, so bald man sie berührt. Die Neger betrachten diesen Regen als die Ursache aller ihrer Krankheiten; und fürchten ihn dergestalt, daß, wenn sie von einem Regenwetter überfallen werden, sie die Arme über den Kopf nehmen, und aus allen Kräften unter einen trockenen Orte laufen; jeder Tropfen, der auf sie fällt, erwecket ihnen

Furcht und Zittern. Diejenigen, welche reisen müssen, reiben sich sorgfältig den Leib mit Oel, damit das Wasser nicht in die Schweißlöcher dringe.

Die Stürme sind auf dieser Küste sehr häufig; die Portugiesen nennen sie **Tornados** oder **Travados** und die Neger **Agambrettons.** Sie fangen gemeiniglich im April an, und dauern bis zum Junius. Es sind Windwirbel, welche sich plötzlich von Osten, Südost, und manchmal von Norden erheben; und gemeiniglich mit Blitzen, erschrecklichen Donnern und häufigem Regen begleitet werden; die Luft ist so verdunkelt, daß es sogar am vollen Mittage finster wird; der Wind, dessen Macht sich so lange vermehrt, als die Stürme anhalten, wird endlich so ungestüm, daß er zuweilen das Bley, welches auf den Dächern ist, wegträgt, und es so eigentlich rollet, als es die Handwerksleute kaum rollen können. Der Donner richtet auch manchmal erschreckliche Verwüstungen an. Diese Orkane würden auch für die Schiffe, die unter Segel liegen, sehr zu befürchten seyn, wenn sie nicht die Bootsknechte durch gewisse Merkmale voraussähen, und dann alle nöthige Vorsicht gebrauchten, die Gefahr abzuwenden. Man sieht in der Entfernung eine starke schwarze Wolke; wenn sie mit vielen weissen Flecken bezeichnet ist, so vermuthet man sich ungestüme Winde; wenn sie aber nicht fleckig ist, so kündigt sie nur Regen an. Ueberdieß sieht man fast alle

Abende in diesem Lande Blitze. Ihre Richtung ist manchmal horizontal, manchmal senkrecht. Atkins giebt vor, sie würden durch die schwefeligten und salpeterischen häufigen Ausdünstungen, welche die Luft entflammen, verursacht.

Auf dieser Küste giebt es noch einen Landwind, welchen die Portugiesen **Terreno** und die Neger **Harmattan** nennen. Dieser Terreno fängt zu Ende des Decembers an, und dauert manchmal bis in die Mitte des Februars. Er ist so kalt, daß die Neger sich kaum dafür schützen können, und die Europäer, die doch in einem viel kälteren Lande gebohren, müssen sich zum Feuer halten. Ferner erstickt er Menschen und Vieh, und man muß Sachen von der äußersten Wichtigkeit haben, wenn man sich demselben aussetzt. Kurz, er ist so wütend, daß er den Seewind beherrscht, und den Lauf der Flut ändert. Auf dem Leder und dem Pergament thut er eben die Wirkung, als das Feuer. Barbot versichert, daß die Fugen der Bretter in den Kammern, und die Fugen der Schiffsböden sich fast sogleich eröffneten, als dieser Wind zu wehen anfinge, und sich wieder zuschlössen, so bald er aufhöre. Auf der Küste von Benin soll er, nach dem Atkins, noch ungestümer seyn.

Alle diese Unbequemlichkeiten werden noch durch die böse Beschaffenheit der Speisen vermehrt. Man findet daselbst nur verdorbene Fische, Ochsenfleisch und trockenes mageres

Ham-

Hammelfleisch, Hühner, welche nichts wohlschmeckender sind; man muß reich seyn, um diese Thiere fett machen zu können.

Im Sommer ist die Erde trocken und dürre; in der Regenzeit aber grün und die Bäume voller Früchte; einige derselben tragen sogar des Jahrs zweymal; aber es wächset daselbst kein ander Getreyde als Reiß, weil es zu einer Zeit gar zu trocken, und zu der andern gar zu feuchte ist.

Die Unmäßigkeit soll die hauptsächlichste Ursache an dem Sterben der Europäer seyn. Sie trinken das starke Getränke über die Maßen, und mit eben so vieler Unvorsichtigkeit überlassen sie sich den Weibern, erschöpfen ihre Kräfte, können der ersten Krankheit, die sie überfällt, nicht widerstehn, und sterben.

§. 4.

Produkte.

Alle Reisende stimmen überein, daß das Gold das Einzige sey, was auf der Goldküste gegraben würde. Die Neger haben drey Sorten desselben: Fetisch, Klumpen und Staub. Das Fetischgold wird gegossen, und und nach mancherley Fasonen bearbeitet, indem es zugleich zu einem Putze für beyderley Geschlechte dient; aber es ist gemeiniglich über die Maßen legirt. Die Klumpen sind Stücke von verschiedener Schwere, so wie sie aus den Minen kommen, wenn man den Negern

glauben

glauben darf. Es ist der Legirung auch sehr unterworfen. Der beste Goldstaub kommt aus dem innern Lande, als aus Dinkira, Akim und Akkanez. Die Neger sollen es aus dem Sande der Flüsse nehmen. Sie graben an den Orten, wo das Wasser von Bergen fällt, Löcher in die Erde, und das Gold wird durch seine eigene Schwere darein geleitet. Alsdann langen sie den Sand heraus, und waschen ihn so lange, bis sie das Gold davon abgesondert haben: aber es ist eine so mühselige Arbeit, daß die Europäer sie niemals unternehmen. Weil der Goldstaub stets mit einer Art von Kupferstaube vermengt ist, der **Krakra** heißt, so nehmen die Europäischen Kaufleute stets einen Schwarzen in Sold, der ihnen ihren gekauften Staub läutert.

Das Klumpengold von Axim ist sehr fein, das Akrasche ist schlechter, das Achensche und Akkanesische folgt unmittelbar darauf, und das Fetusche ist das allergeringste.

Dieß Metall ist in Tafo und Fetu so gemein, daß die Monarchen, wie Villaut sagt, vor ihren Thüren solche große Klumpen wie ein Viertel haben. Ihre meisten Fetischen sind von maßivem Golde. Das Kasket und die Rüstung des Königs von Fetu ist von dem nehmlichen Metall. Die Männer und Weiber machen daraus ihren Schmuck, und sollen manchmal zwey bis dreyhundert Unzen Gold an sich tragen. Mit einem Worte, es ist gar nichts seltenes, einen König an einem einzigen

Feste

Feste unter seine Hofleute auf die zwey hundert Mark Goldes vertheilen sehn.

Nach dem Golde macht das Salz den Haupthandel auf der Küste. In den niedrigen Gegenden gräbt man Löcher, in welche man das Meerwasser die Nacht über fließen läßt; den Morgen darauf zieht die Sonne alle Feuchtigkeit an sich, und es bleibt sehr gutes Salz darinn. In den hohen Gegenden aber läßt man das Wasser in großen kupfernen Kesseln sieden; aber das, welches auf diese Weise gemacht wird, ist nicht von so guter Beschaffenheit, als das erste. Alle Reisende stimmen überein, daß das Salz auf der Goldküste von wunderbarer weisser Farbe und Güte sey. Die Neger im Lande nehmen davon sehr häuffig, und sollen für eine Hand voll Salz zwey Menschen geben.

Das Land ist voller Bäume von verschiedenen Arten; die merkwürdigsten sind der Kapot, das gelbe Holz, das rothe Holz, der Papaybaum, der Zimmtbaum, der Limonenbaum, der Pomeranzenbaum, der Granat- und Palmbaum. Der Kapot hat seinen Nahmen von der Wolle, die er trägt, und welche die Neger Kapot nennen; es werden daraus Matten verfertigt. Das Holz dieses Baums ist so leicht, und poröß, daß man es nur blos zur Verfertigung der Kähne gebrauchen kann. Ueberhaupt ist es sehr dicke, und bey Axim soll es, nach dem Bosmann, Bäume geben, die kaum zehn Mann umspannen können,

können. Das rothe und gelbe Holz taugt zu allerhand Hausgeräthe und verschiedenen Schiffsinstrumenten, als Steuerruder, kleine Masten und dergleichen. Der Papaybaum hat noch ein schwammigeres Holz, als der Kapot, und einige Bäume desselben gehen dreyßig Fuß in die Höhe. Seine Frucht, welche man Papay nennt, ist halb so groß, als eine Kokosnuß. Wenn man sie in Stücken schneidet, sie mit einem Safte von Limonen und Zucker vermischt, und kochen läßt, so bekommt man ein Gericht daraus, das den Geschmack unserer Aepfelpasteten hat. Der Zimmtbaum gleicht unserm Lorberbaum sehr stark. Ausser diesen Bäumen findet man auch auf der Küste Weinstöcke, welche von den Portugiesen hieher gebracht wurden; aber sie sind nur zu Mawri fortgekommen. Das Zuckerrohr wächset auch in Menge, so wie Goava, Tamarinden, Kalabasch, Bananas, Ananas und andere mehr. Die Wassermelonen sind auch daselbst sehr gemein und von einer vortrefflichen Eigenschaft.

Die Europäischen Kräuter kennt man in diesem Lande nicht; ausgenommen Felddragun und Taback; aber Bosmann sagt, daß der Toback auf der Goldküste einen unausstehlichen Gestank hätte; doch die Neger und Negerinnen finden ein so groß Vergnügen ihn zu rauchen, daß sie sich oft des Nothdürftigen berauben, um diesen Toback zu kaufen. Der Fetie ist auf der Goldküste sehr gemein; er

gleicht

gleicht unsern Rettigen; aber er hat einen angenehmern Geschmack und ist für den Magen sehr heilsam. Man findet auch überdieß Ingwer von verschiedenen Arten. Die Europäischen Zugemüse und Sallate kommen hier sehr gut fort, nemlich der Lattich, Kohl und die Melonen.

Das gemeinste Wurzelwerk sind die Ignamen, aus denen man Brod macht, die Patate, die die Neger braten oder sieden lassen, und ohne andre Zukost essen.

Man findet auch allerhand Bohnen, die alle sehr gut sind, hauptsächlich die, welche eine rosenrothe Farbe haben.

Der Maiz, oder das Türkische Korn, das die Portugiesen hieher gebracht, hat sich dermaßen vermehrt, daß die Küste ganz davon voll ist, und da das Land Wärme und Feuchtigkeit hat, so giebt es jedes Jahr zwey Ernten. Man findet auch auf dieser Küste viel Reiß und Hirse. Villaut bemerkt, das Brod aus Maiz sey bitter und schwer, das aus Hirse braun und von unangenehmen Geschmacke, das aus Reiß sehr weiß, aber grob und unverdaulich, das erträglichste sey, das aus Reiß und Hirse gebacken würde.

Die Neger lieben den Knoblauch mit solcher Leidenschaft, daß sie ihn für jeden Preiß erkaufen. Barbot sagt, der wenige, welchen er dahin mitgenommen, habe ihm fünf Hundert vom Hunderte Vortheil gebracht.

Villaut bemerkt, die Blumen in diesem Lande wären sehr selten, und er selbst habe nur eine gesehn, die flammenfarbig, aber ohne Geruch gewesen wäre.

§. 5.

Thiere.

Das Hornvieh ist auf der Goldküste sehr rar: doch findet man es zu Axim, Mina und Akra, und bringt es dahin aus Aquambo und Lampi. Die Ochsen und Kühe sind klein, mager und schlecht; das Fleisch ist weich, schwammig und von übeln Geschmacke. Der Gebrauch der Milch ist in diesem Lande fast unbekannt, weil die Kühe nicht mehr geben, als zur Nahrung ihrer Kälber reicht, deren Fleisch doch auch kein delikates Gerichte ist.

Die Hammel gleichen nicht den Europäischen; anstatt der Wolle haben sie ein braunes und schwarzes Haar, das dem Hundehaare ähnlich ist; ihr Blöcken macht sie allein kenntlich. Ihr Fleisch ist trocken und mager. Die Ziegen sind sehr klein, aber viel fetter und fleischiger, als die Schöpse.

Auf der Goldküste finden sich wenig Pferde; allein im Lande selbst die Menge. Sie sind sehr klein, und gehen nur, wenn sie wacker geschlagen werden. Die Esel sind größer und munterer. Die Schweine sind in diesem Lande sehr gemein, aber ihr Fleisch ist unschmackhaft.

Die Hunde sind sehr häßlich, sie haben lange und steife Ohren, wie ein Fuchs, ihr Schwanz ist spitzig, lang und ohne Haare. Sie haben einen ganz nackenden Leib; kurz, sie sind den Augen sehr unangenehm; sie heulen auf eine sehr klägliche Weise, statt zu bellen, und beissen niemals. Bosman sagt, die Europäischen arteten hier sehr aus, und ein schöner Hund würde hier in zwey oder drey Jahren sehr häßlich. Die Neger essen ihr Fleisch, sogar die Eingeweide, und treiben sie auf den Markt, wie Schweine und Schaafe. Die Einwohner nennen sie **Ekia**, oder **Cabra-de-Matto**, das ist, **wilde Ziegen**. Man heißt in diesem Lande die Katzen **Ambaio**, und schätzet sie hier über die Maßen, vornehmlich die, welche sehr geschickt sind, Mäuse zu fangen, weil die Neger von diesem Ungeziefer sehr stark beschweret werden.

Die Elephanten sind auf dieser Küste sehr gemein; aber viel kleiner, als die Ostindianischen. Man findet auch eine unglaubliche Menge Tyger. Sie sind gemeiniglich so dicke, als ein Kalb, haben lange Beine, sehr starke Klauen, ein mit gelben und schwarzen Flecken bezeichnetes Fell. Im Lande heissen sie **Bohen**. Sie sind so schrecklich, daß sie sogar in die Faktoreyen kommen, und Schaafe und Schöpse wegtragen, und oft Menschen fressen. Die Büffel sind hier dergestalt selten, daß man in drey Jahren kaum einen sie-

het; aber es giebt erstaunend viel Hirsche. Man unterscheidet davon zwanzig Arten. Einige sind in der Größe einer kleinen Kuh; andere so klein, wie eine Katze. Sie sind gewöhnlicher Weise röthlich. Doch giebt es auch dann und wann buntfleckige. Bosman redet von einer ganz andern Art, welche in der Länge vier Fuß, einen schmächtigen Leib, sehr lange Beine, einen langen Kopf und sehr lange Ohren haben: ihr Haar ist pomeranzgrün mit weissen Strichen; aber die schönsten, nach seiner Erzählung, sind roth, und sind nur halb so dicke, als die vorhergehenden. Ihr Fleisch ist wie der übrigen ihres sehr gut. Sie sind so leicht, daß sie mitten in Büschen zu fliegen scheinen. Die Neger nennen sie in ihrer Sprache Könige der Hirsche. Man findet auch daselbst viel Dammhirsche, Füchse und Hasen; aber sie sind wenig von den Europäischen unterschieden.

Die Eber dieses Landes haben ein sehr delikates Fleisch. Man nennt sie zu Mina Parpors, und Koctokens in andern Gegenden.

Barbot belegt eine Art eines Thiers Jackal genannt, mit dem Nahmen eines Tygers, doch andere halten es für einen wilden Hund. Es ist von der Gestalt eines großen Kettenhunds; aber seine Beine sind viel stärker und dicker; sein Kopf ist kurz, platt und zwischen den Ohren breit, sein Haar ist fleckig und kurz, seine Zähne sehr scharf, und seine Krallen er-

schrecklich. Es ist sehr räuberisch, und man betrachtet es, als ein recht gefährliches Thier.

Unter der großen Menge wilder Katzen, die sich auf dieser Küste befinden, zählt man die Zibetkatze, welche die Neger Kankan, und die Portugiesen Gatos de Algalia nennen. Sie hat beynahe die Gestalt und Größe eines Fuchses, aber ihre Beine sind viel länger. Ihr Haar ist grau, und mit schwarzen Flecken bezeichnet. Sie fressen sehr gern das rohe Fleisch und die Eingeweide der Thiere, und diese Nahrung macht, daß sie mehr Zibet geben. Der von dem Männlichen ist der beste, weil sich in dem Weiblichen stets Urin befindet. Man pflegt sie zu beunruhigen und böse zu machen, ehe man ihnen den Zibet aus dem Sacke nimmt, weil dann der Geruch davon viel stärker und der Veränderung weniger unterworfen ist.

Die Stachelschweine sind sehr selten in diesem Lande. Das Thier hat ohngefehr dritthalb Fuß in der Höhe. Seine Zähne sind schneidig, daß ihnen nichts hölzernes widerstehen kann. Es ist so wild und kühn, daß es die gefährlichsten Schlangen angreift. Wenn es zornig wird, so wirft es seine Stacheln mit so einer Heftigkeit, daß sie durch ein Brett gehen würden. Smith sagt, diese Stacheln hätten sieben bis acht Daumen in der Länge, und ihre Substanz käme einer Muschel sehr gleich. Die Neger befinden ihr Fleisch für sehr delikat.

Artus giebt vor, ein Thier in diesem Lande gesehn zu haben, daß die Einwohner **Potto** und die Portugiesen **Sluggar**, das heißt **faul**, nennen. Dieses Thier ist von schrecklicher Gestalt. Seine Vorderfüsse sind wahrhafte Hände. Sein Kopf ist sehr dicke, und mit dem übrigen Körper in gar keinem Verhältnisse. Sein Haar ist roth und so dicke wie Wollflocken. Es braucht einen ganzen Tag, um einen Raum von zehn Schritten zu gehen. Doch kriecht es auf die Bäume, und bleibt daselbst, bis es alle Früchte und alle Blätter verzehrt hat. Es geht hernach herunter, und sucht sich einen andern; aber ehe es den Weg zurücklegt, wird es äusserst mager, und findet es unter Wegens keine Nahrung, so stirbt es vor Hunger, indem es einen andern Baum erreichen will.

Man zählt auch drey Arten von kleinen vierfüßigen Thieren. Die Gestalt des erstern gleichet sehr viel einer Katze, ausgenommen, daß es einen viel kleinern Leib und eine spitzige Schnautze hat. Es ist wie eine Zibetkatze bezeichnet. Die Neger nennen es **Berbe**, und die Europäer **Wine-Bieber**, oder Weintrinker, weil es den Palmwein sehr gerne säuft. Das andere ist so groß, wie eine Ratte. Seine Farbe ist eine Vermischung von grau und roth mit einigen kleinen Flecken. Sein Schwanz hat drey bis vier Finger in der Breite, und das Haar ist daran sehr lang.

Es scheint eine Art von Eichhorn zu seyn. Das dritte ist um die Hälfte größer, als das vorhergehende: es hat rothes Haar. Wenn es gereitzet wird, so macht es sich über Menschen und Vieh her, und seine Bisse sind gefährlich. Die Neger nennen es **Kokobo**. Es liebt das Flügelwerk, und verheert auch vieles, weil es sehr geschwind ist.

Man findet in den Büschen ein Thier, welches lang und schmächtig ist. Sein Haar ist lichtbraun und der Schwanz sehr lang. Die Neger nennen es **Arompo**, oder **Menschenfresser**, weil es sich von menschlichen Kadavern nährt. So bald man einen begraben hat, so riecht es denselben, scharrt ihn auf, geht vielmal um denselben herum, ehe es ihn anrührt, gleichsam, als wenn es sich recht versichern wollte, ob er auch wirklich todt wäre, und hernach frißt es ihn auf.

Es giebt auf der Goldküste eine unglaubliche Menge wilde Ratten. Sie sind so groß, wie die Katzen, und richten im Getreyde viele Verwüstung an. Die Neger essen sie und befinden ihr Fleisch sehr delikat. Unter den Mäusen hat man eine Art, die einen Bisamruch von sich geben, von welchen Bosman glaubt, er entstünde von ihrem Felle.

Man findet in keinem Lande mehr Affen, als in diesem; man unterscheidet davon mehr, als funfzig Arten. Es giebt einige, die beynahe fünf Fuß in der Länge haben; Bosman will etliche davon gesehn haben, welche

besonders schön gewesen wären: ihr Leib ist mittelmäßig, ihr Haar schwarz und so lang, als ein Finger. Sie haben einen weissen und so langen Bart, daß man sie **Monkeis**, oder **kleine Mönche** nennt.

Man findet auch auf der Goldküste Affen, die mit den Menschen sehr viele Gleichheit besitzen. Die Neger nennen sie **Boggos**, und die Weissen **Mendrils**. Man hat die Beschreibung davon anderswo gegeben.

Ein Officier des Schiffs, worauf Atkins war, kaufte einen jungen, welcher nichts anders fraß, als Milch und gekochte Gerste. Er schrie und heulte, wie ein anderes Kind. Sein Herr ward es überdrüßig, ihn zu bewachen, er tödtete ihn, und warf ihn ins Meer.

Smith sagt, ein Englischer Faktor habe ihm ein Geschenk mit einem gemacht. Es war ein Weibchen ohngefehr sechs Monate alt, und schon viel größer als die Art von Affen, welche man **Babons** nennt. Er gab ihn einem Negersklaven in Verwahrung: als er am Bord war, machten sich die Matrosen ein Vergnügen, ihn zu martern, um ihn schreyen zu hören. Sie fragten einsmals den Sklaven, ob er nicht darauf rechnete, ihn zur Frau zu nehmen, wenn er ihn würde erzogen haben; der Neger, dem es nicht am Witze fehlte, antwortete, er schicke sich besser für sie, als für ihn, weil er weiß wäre. Aber diese Spötterey verdroß ihn dennoch, und man fand ihn den Morgen darauf todt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Affen sehr viel von einem Menschen. Die Neger glauben, diese Thiere wären eine Art von Menschen, die verflucht worden wäre, und in gewissen Gegenden überlassen sie sich mit ihnen den schändlichsten Unordnungen. Ueberdieß nothzüchtigen die Affen von der großen Art alle Negerinnen, die sie allein antreffen.

Die Eidechsen sind in allen diesen Gegenden sehr gemein. Die erste Art wird **Goggleges** genannt, sie haben ohngefehr acht Fuß; aber der Schwanz beträgt davon wenigstens viere. Ihre Schuppen sind sehr hart, und gleichen den Artischockenblättern, ausgenommen, daß sie ein wenig stachlichter sind. Die Tyger und Leoparden sind die vornehmsten Feinde dieses Thiers. Wenn es sich verfolgt sieht, so wickelt es sich in seiner Haut ein, welche es vor ihren Anfällen sichert. Es lebt von Ameisen, und fängt sie mit seiner Zunge. Die Neger essen ihr Fleisch, welches weiß und sehr delikat ist. Des Marchais giebt vor, es sey sanftmüthig und ruhig; Dapper hingegen versichert, es sey ein Raubthier, und gleiche sehr dem Krokodill.

Die von der andern Art heissen **Guanas**. Sie haben die Gestalt eines Krokodills, ihre Länge ist ohngefehr vier Fuß; sie sind schwarz und fleckig; da sie das Flügelwerk sehr lieben, so vertilgen sie auch eine erstaunende Menge davon. Viele Europäer, die davon gegessen, finden ihr Fleisch viel besser, als das von Vögeln.

Nach

Nach dem Zeugnisse vieler Reisenden giebt es auch Kameleons auf der Goldküste. Sie sind von der Gestalt der Französischen grünen Eidechsen, und verändern nicht die Farbe, wie es sich viele Naturalisten eingebildet haben; aber von ihrer harten und glatten Haut prallen die Gegenstände zurück, wie an einem Spiegel. Smith versichert, sie lebten viele Monate von nichts als der Luft.

Unter den Eidechsen der kleinen Art befindet sich eine, welche die Europäer Salamander nennen. Sie ist von einem sehr schönen Grau, und hat gar keine Eigenschaft, die sie vor dem Feuer schütze. Bosman glaubt, daß die Gelegenheit zu dieser Meynung von dem Abscheu, den dieses Thier vor dem Feuer hat, und von der sehr kalten Beschaffenheit seiner Natur, entstanden sey. Thevenot hat bemerkt, daß der Salamander anfangs das Feuer verlösche, vermittelst eines Wassers, dessen er sich entledige; aber das Feuer bekommt hernach seine Stärke wieder, und verzehrt ihn.

Die Hühner, die Gänse, die Tauben, die Rebhühner und andere sind auf der Goldküste eben so gemein, als in Europa, aber viel kleiner. Artus giebt vor, daß alles Geflügel, welches man hier fände, von den Portugiesen und Holländern hergebracht worden wäre. Die Enten, welche Barbot aus Amerika hergebracht, haben mit den Europäischen gar keine Aehnlichkeit. Sie sind um die Hälfte

größer; die Männlichen haben um den Schnabel einen rothen Knoten, wie die Türkischen Hähne, aber er ist viel fester. Jung ist ihr Fleisch gut, aber weun sie alt werden, ist es zähe und unschmackhaft. Ueberdieß giebt es noch zwey Arten Enten von besonderer Schönheit. Die erste hat die nehmliche Gestalt und den nehmlichen Geschmack, als die Europäischen; aber ihre Federn sind von einer wunderbaren Grüne; ihr Schnabel und ihre Füsse haben eine sehr lebhafte rothe Farbe. Die von der andern Art sind von gleicher Gestalt mit der ersten; ihr Gefieder ist gelb und grün, ihr Schnabel und ihre Füsse auch gelb.

Bosman sagt, der Fasan dieses Landes sey der schönste Vogel der Natur. Seine Federn sind weiß und blau gesprenkelt; sein Hals ist mit einem himmelblauen, und zwey Finger breiten Ringe umgeben; sein Kopf mit einem schwarzen Federbusche gezieret.

Unter den auf dieser Küste befindlichen Turteltauben finden sich einige, die sehr schön grün sind, und um die Augen rothe Federn haben. Ihre Ohren sind mit einem weissen und blau gesprengten Ringe umgeben; ihr Schnabel und ihre Füsse aber weiß.

Die Sperlinge sind in diesem Lande sehr gemein, und gleichen sehr den Europäischen; unter denselben sieht man unendlich viel andere kleine Vögel, davon einige roth, andere schwarz, andere auch mit verschiedenen Farben gezeichnet sind.

Die

Die Schwalben sind klein und von einem hellern Schwarz, als sie in unserm Klima sind. Man sieht auch hier Kraniche, Aelstern, Wasserraben und Rohrdommeln. Die letztern halten die Neger für Vorläufer der Stürme. Es giebt auch gelbe Feigenschnepfen, Störche, Pfauen, Reiger, Eulen, Käutzlein und wilde Mäuse.

Man findet auf der Goldküste viele Adler. Die meisten gleichen den Europäischen. Es giebt welche, die man Kronadler nennt, sie sind viel seltener, als die ersten. Artus giebt eine dritte Art an, welche am Kopfe dem Türkischen Hahne gleichet. Er ist viel wilder, als die andern, und verursachet den Negern so viel Uebel, daß sie auf die Felsen und Berge Getreyde und Wasser tragen, um ihn zahm zu machen. Er setzt hinzu, sie nennten ihn **Pastro de Diegro**, oder Teufelsvogel. Barbot behauptet hingegen, sie hießen ihn **Pastro de Dios**, oder Gottesvogel, und sollen für ihn so viel Ehrfurcht haben, daß es ein Verbrechen des Todes ist, ihn zu tödten, ob er gleich eine ungeheure Menge Federvieh wegträgt. Dieses Thier vergnügt sich im Kothe, und besucht die schmutzigsten und ansteckendeste Oerter; seinen Gestank kann man schon von weiten empfinden. Es giebt noch einen andern Raubvogel in diesem Lande, der viel Aehnliches mit dem Falken hat, ob er gleich nicht größer, als eine Taube ist, er hat einen so starken Schnabel, solche starke Klauen und Flügel, daß er

die

die größten Hühner wegträgt. Der Hühnergeyer ist auch auf dieser Küste sehr gemein. Er ist so verwegen, daß er, wenn er einem Neger mit Fleisch oder Fischen begegnet, es ihm aus den Händen nimmt: aber noch öfterer fällt er die Weiber an.

Man findet auf dieser Küste mancherley Arten von Papageyen: einige sind von ordentlicher Größe und haben blaue Federn; ihre Schönheit allein macht sie schätzbar; denn sie reden nicht so gut, wie die Brasilischen; die übrigen sind nicht größer, als die Sperlinge; man nennt sie auch so. Ihre Farbe ist grün mit roth vermischt, einige haben auch gelbe und schwarze Flecken; ihr Schnabel ist roth und ein wenig krumm, wie bey den Papageyen. Man verführt sie sehr häufig nach Holland.

Ueberdieß giebt es in diesem Lande zwey Arten kleiner Vögel, welche wegen ihres schönen Gefieders merkwürdig sind: einige haben einen grünen Leib, und einen pomeranzgrünen Kopf; die Federn der andern sind roth, und ihre Köpfe schwarz. Die Neger nennen sie **Burots** und die Holländer **Parrokitos.**

Einen von den schönsten Vögeln auf dieser Küste nennen die Holländer **Kronvogel**, weil er auf seinem Kopfe einen Federbusch hat. Es giebt drey Arten derselben. Das Gefieder an der ersten ist eine wunderbare Vermischung von allerhand Farben; sie haben einen schönen purpurrothen Leib, einen rothen

Schwanz

Schwanz und rothe Flügel, einen grünen Kopf und Hals; und die Krone ist schwarz. Sie sind beynahe so groß, wie die Papageyen. Die andere Art hat Federn, die mit mehr als zehn lebhaften Farben bezeichnet sind, grün, roth, blau, weiß, schwarz, grau, braun und so ferner. Ihre Krone ist manchmal gelb. Sie sind von der Größe eines Pfaues; einige geben ihm sogar diesen Nahmen; andere halten ihn für einen Adler. Die dritte Art hat drey Fuß in der Höhe, und die Gestalt eines Reihers. Ihre Farbe ist schwarz und weiß; die Federn ihrer Kronen gleichen den Saubborsten. Ihr Fleisch ist überhaupt delikat und sehr gut.

Nach dem Bosman befindet sich in Appam ein Vogel von besonderer Schönheit, er hat einen Schnabel, wie ein Papagey. Sein Bauch und der ganze Untertheil seines Leibes hat eine vortrefflich grüne Farbe; der Obertheil aber ist grau, roth, himmelblau und dunkelblau. Sein Kopf, sein Hals und Schwanz sind eben so grün, als sein Bauch. Seine Krone hat die Gestalt eines sehr schönen Hahnenkamms. Er hat große Augen, die mit zwey allerschönsten rothen Ringen umgeben werden. Eben dieser Verfasser redet von einem andern Vogel, welcher an dem Ufer der Seen und Flüsse wohnt. Er hat ohngefehr die Größe einer Henne. Das Oberste des Leibes ist braun und weiß gesprenkelt, das Unterste aber dunkelgelb und fällt in das Rothe.

Seine

Seine Krone ist buntscheckig, und steht in die Höhe, wie ein Hahnenkamm; sein Schnabel ist lang aber sehr dünne.

Der **Pekko** ist ausserordentlich häßlich. Er hat die Gestalt einer Gans. Seine Flügel sind übermäßig breit und groß, die Federn aber braun. Das Unterste seines Leibes ist mit einer Art von aschenfarbigen Haaren bedeckt. Sein Kopf ist, im Verhältniß seines Leibes, sehr groß, und sein Hals sehr lang. Man sieht auf beyden einige Haare hin und her. Seine Augen sind sehr groß und schwarz, sein Schnabel ist lang und dicke. Unten am Halse hängt eine Art von rothem Sacke, der vier bis fünf Daumen lang, und einen Mannsarm dicke ist. Er dient zum Behältnisse für die Nahrung dieses Thiers. Auf diesem Sacke sieht man auch einige Haare. Er nährt sich von Fischen, und frißt auf einmal für vier Personen. Er liebt auch die Ratten, und verschlingt sie ganz. Die Holländer hatten einen, den sie auf den Aussenwerken ihres Forts herumlaufen ließen. Sie hatten ihn gewöhnt, manchmal seinen Sack vor ihnen auszuleeren, und es geschahe niemals, daß er nicht zugleich eine halb verdaute Ratte von sich gab. Das Thier ist von Natur sanftmüthig; beleidigt man es, so bedient es sich seines Schnabels; aber es kann damit keinen Schaden thun.

Da Bosman in diesem Lande war, tödtete man am Flusse Appam einen sehr ausser-

ordent-

ordentlichen Vogel. Er kam gar sehr an der Gestalt dem Pekko gleich; aber seine Federn waren schwarz, weiß, roth und so weiter bezeichnet; seine Augen gelb und sehr groß. Wenn er auf den Beinen stehet und den Kopf aufwärts trägt, so muß er weit größer, als ein Mensch seyn. Er ist so selten, daß die Neger seinen Nahmen selbst nicht wissen.

Eben dieser Verfasser bemerkte zwey Vögel, die Körner fressen. Einer hatte ein gelb und blaues Gefieder. Sein Schwanz bestand aus gelben, blauen und schwarzen langen Federn; sein Haupt war mit einer Krone bedecket, er hatte einen langen und spitzigen Schnabel. Der andere war zwar, wie der erste, so groß, aber der unterste Theil des Leibes schwarz, der Rücken gelb, der Schnabel dicke, kurz und schwarz.

Endlich findet man in diesem Lande noch einen Vogel, den man den Sternvogel nennt. Viele Reisende versichern, es sey ein wunderbares Thier, trüge auf seinen Flügeln Sterne, und habe eine so starke Stimme, als ein Ochse. Wenn die Neger ihn von der linken Hand schreyen hören, so kehren sie alsbald zurücke. Bosman, der mit großer Aufmerksamkeit dieses Thier betrachtet, sagt, es sey zweymal größer, als ein Sperling, und man sähe auf seinen Federn verschiedene bunte Fleckchen. Seine Stimme, setzt er hinzu, ist sehr durchdringend, aber sie mit dem Brüllen eines Ochsen zu vergleichen, ist so viel, als behaupten

pten wollen, daß eine Glocke von hundert Pfund eben so einen Klang von sich giebt, als eine von tausend Pfund.

Auser den von uns genannten Vögeln giebt es noch eine unzählige Menge andere, aber sie scheinen uns nicht wichtig genug, um von ihnen eine Beschreibung zu machen.

Alle Reisende versichern, man fände auf der Goldküste eine wunderbare Menge Schlangen, Kröten, Frösche, Landkrabben, Skorpionen, Heuschrecken, Raupen, Schnecken, Schröter, Spinnen, Bienen und Ameisen.

Man sieht hier Schlangen, die mehr, als zwanzig Fuß haben: ihre Größe steht mit dieser Länge im Verhältniß. Bosman versichert, es gäbe im Lande noch viel größere. Sie verschlängen Dammhirsche, Schaafe und wohl gar ganze Menschen. Im Jahre 1689. tödtete man eine bey Axim, die in ihrem Leibe einen ganzen Dammhirsch hatte. Einige Zeit darauf fand man in einer andern die Ueberbleibsel eines Schwarzen, welchen sie verschlungen hatte. Einige dem Bosmann zuständige Sklaven bemerkten bey Nawri eine Schlange von siebzehn Fuß in der Länge und von proportionirter Dicke. Sie war zwischen zwey Stachelschweinen, die sich mit ihr schlugen. Sie spie ihren Gift von sich, da unterdessen ihre beyden Feinde ihre Spieße auf sie schleuderten; aber die Schwarzen endigten den Streit, tödteten diese drey Streiter mit Flintenschüssen, brachten sie mit, und stellten darüber mit ihren Kamera-

meraden ein Fest an. Da man die Mauern des Holländischen Forts zu Mawri ausbesserte, so entdeckten die Arbeitsleute unter einem Haufen Steine eine ungeheuer große Schlange. Da ein Negermäurer ihren Schwanz sahe, so bemächtigte er sich desselben, hieb ihn ab, und fuhr fort, Steine wegzutragen, um das Thier zu entdecken, welches er ausser Stand gesetzt hielt, ihn zu beschädigen; aber als sich die Schlange entdeckt sahe, so fiel sie über den Mäurer her, bedeckt ihm sein ganzes Gesicht mit einem Gifte, der ihn auf der Stelle verblendete; doch dieser Mensch bekam nach etlichen Tagen sein Gesicht wieder. Bosman hat vielmals bemerkt, daß der Biß der Schlangen den Negern eine Geschwulst und sehr lebhafte Schmerzen verursachte, und daß sie ihre Gesundheit wiederbekämen, ohne daß dieser Zufall andere verdrüßliche Folgen nach sich zöge. Daher schließt er, der Gift dieser Thiere habe gewisse Grade, und sey nicht allezeit tödtlich. Man findet eine, welche fünf Fuß in der Länge, und die Dicke eines Menschenarms hat. Ihre Haut ist schwarz, gelb, weiß und braun gestreift. Sie hat keine angreifende Waffen, als ein klein Horn, welches ihr statt der Nase dient. Es ist weiß, hart und sehr spitzig, und wahrscheinlicher Weise ist dieses die gehörnte Schlange, von der Plinius redet. Sie ist sehr gefräßig und hat einen solchen harten Schlaf, daß sie, wenn sie ihren Bauch gefüllt hat, gar leicht zu fangen oder zu tödten

ist. Die Neger werden von diesen Thieren oft gestochen, weil sie ihr Fleisch lieben, und denen allzeit nachlaufen, die sie sehen.

Die Kröten auf der Goldküste sind von ausserordentlicher Größe, und streiten wider die Schlangen. Man findet hier auch eine beträchtliche Menge kleine und große Skorpionen, aber sie sind beyde gleichmäßig gefährlich. Man weiß, daß man sie auf der Wunde, die sie gemacht, zerdrücken muß. Barbot und Bosman behaupten, man dürfe nur den verwundeten Theil mit dem männlichen Gliede eines Kindes, oder mit der Feuchtigkeit, die aus dem Schnabel einer Henne geht, reiben: der Schmerz, sagen sie, hört alsbald auf, und der Gift verschwindet; aber man muß diese Mittel so bald, als möglich, brauchen.

Man findet in allen Theilen von Guinea schwarze und ausserordentliche große Spinnen. Sie sollen sehr giftig seyn.

Der Cockroache ist dunkelbraun, und gleichet dem Krebse sehr stark. Er ist ein tödtlicher Feind von Wanzen, und an den Orten, wo er sich aufhält, ist auch keine zu sehen.

Das Land ist voll von einer Art Würmer, welche die Einwohner tausend Füsse, und die Portugiesen hundert Füsse nennen. Er ist drey bis vier Finger lang, platt, roth und zimmtfarbig, hat zwey Hörner, mit welchen er sich anhalten kann, und zwanzig Füsse auf jeder Seite. Sein Stich ist nicht so gefährlich, als der von Skorpionen, aber er verursachet

sachet während einigen Stunden sehr beissende Schmerzen. Die Mücken sind auch sehr gemein in dieser Gegend.

Man sieht auch Fliegen, die den Spanischen sehr gleichen, allein sie sind so schwarz, wie der Agat, und geben bey Nacht ein eben so brennendes Licht, als ein Johanniswurm.

Die Menge Bienen ist unglaublich; sie geben vortrefflichen Honig. Man findet auch daselbst viele Ameisen, rothe, weisse, schwarze und andre mehr. Die erste Art gleicht den Europäischen vollkommen. Die beyden andern sind viel dicker, und haben wenigstens einen Zoll in der Länge, sie machen ihre Nester mitten auf den Feldern, auf den Hügeln und manchmal in den ausgehölten Bäumen. Diese Wohnungen sind oft so hoch, als ein Mensch, und in der Form einer Pyramide, und ihre Zusammensetzung ist so fest und dichte, daß man sie sehr schwer verwüsten kann. Wenn man sie ja endlich eingerissen hat, so erstaunt man über die Verschiedenheit und Eintheilung ihrer Behältnisse. Einige stecken voll Vorrath, in andere tragen sie ihren Koth, und noch andere sind blos zur Wohnung bestimmt.

Smith versichert, daß sie niemals ausflögen, ohne dreyßig bis vierzig Anführer, die die andern an Größe übertreffen, an ihrer Spitze zu haben. Und das geschieht meistens bey Nacht. Sie besuchen oft die Europäischen Forts, und führen alles weg, was sie da nur kriegen können, ja diejenigen, die in denselben

sind, haben kein ander Mittel, als zu entflie-
hen. Als der Verfasser auf dem Cap Corse
war, gab ihm eine erstaunende Menge von die-
sen Thieren auf der Burg einen Besuch. Es
war fast Tag, da der Vortrab in die Kapelle
kam, wo etliche Neger auf dem Pflaster einge-
schlafen waren, und alsbald erwachten.
Schmith, der auch über das Geräusch auf-
stund, konnte von seinem Erstaunen kaum wie-
der zu sich selbst kommen. Man beschloß,
längst alle den Wegen, die die ersten ziehen
würden, und an allen Orten, wo sie sich anfin-
gen zu vertheilen, Pulver zu streuen; man
zündete es an, und brachte viele Millionen da-
von um. Diejenigen, die noch nicht hinein
gegangen waren, sagt der Verfasser, merkten
die Gefahr und kehrten wieder zurück. Er setzt
hinzu, diese Thiere haben eine Manier, ein-
ander ihre Absicht mitzutheilen, und er habe
davon vielmals die Erfahrung gemacht. Die
Gefräßigkeit der Guineischen Ameisen ist wun-
derbar. Kein Thier kann sich dafür schützen.
Sie fressen oft Schaafe und Ziegen. Bos-
man sagt, sie hätten ihm einen Hammel so
rein aufgefressen, daß der geschickteste Anato-
mist kein schöneres Skelett hätte daraus ma-
chen können. Die Ratten selbst, so leicht sie
auch im Laufen sind, können ihnen nicht entge-
hen. Wenn eine einzige Ameise sie erha-
schet, so schüttelt sie sie zwar mit aller Gewalt
ab; doch unter der Zeit wird sie von vielen
andern angefallen; endlich kommt eine so große

Menge

Menge dazu, daß sie von der Anzahl überwältiget wird. Hernach schleppen sie sie an einen sichern Ort, wo sie sie auffressen.

Die Fische, welche man in den Flüssen dieser Gegend findet, sind der **Carmon**, der **Mület** und der **Batavia**. Der Carmon ist gewöhnlicher Weise drey Viertelellen lang, und beynahe eben so dicke, als ein Arm. Er würde sehr gut seyn, wenn er nicht so fett und öligt wäre. Der Mület kommt dem Carmon an Geschmack und Gestalt sehr gleich, aber er ist nicht so lang und hat einen dünnern Kopf. Der Batavia ist ein sehr guter Fisch; und es ist Schade, daß er gemeiniglich nach dem Moraste schmeckt. Viele Europäer haben ihn für den Pertschen gehalten.

Unter die Seefische zählt man den **Dorado**, den **Bonito**, den **Jaco**, den **Thon**, den **Morue**, den **Albicore**, den **Königsfisch**, den **Hecht**, den **Carabin**, die **Plattnase**, den **Makrellen**, den **Kochen**, den **Abori**, den **Brassem**, die **Seekröte**, den **Pesipampher**, die **Limanden**, die **Platteise**, die **Sardellen**, die **Coverers**, die **Meletten**, die **Schildkröten**, die **Seekrebse**, die **Crabben**, den **Crampus**, oder **Bläser**, das **Meerschwein**, den **Hay**, den **Schwerdtfisch**, die **Seekuh**, den **Machoran**, den **Afrikanischen Mondfisch**, den **Fetischfisch**, den **Teufelsfisch**. Man findet auch daselbst eine Art fliegender Fische, deren Fleisch sehr weich und gut ist. Die Engländer heissen den Do-

rado Delphin, und die Holländer Goldfisch. Seine Haut ist weich und glatt; seine Länge ist vier bis fünf Fuß, sein Fleisch hat sehr viel Gleichheit mit dem Lachse. Seine Leber getrocknet, zu Pulver gestoßen, und in Wein eingenommen, soll die rothe Ruhr heilen. Der **Bonito** ist kurz, dicke und hat einen spitzigen Kopf. Er schmeckt lange nicht so gut, als der Dorado. Diese beyden Fische schwimmen gern um die Schiffe, und fressen viele fliegende Fische. Der **Jaco** ist in der Dicke einer Kuh. Der **Albicor** gleicht dem Bonito; aber er ist größer und dicker; seine Floßfedern sind gelb und machen einen sehr schönen Anblick im Wasser; sein Fleisch ist trocken und von übeln Geschmack. Der **Königsfisch**, den andere **Seffer**, noch andere den **Negerfisch** nennen, weil er schwarz ist, wird für den delikatesten und besten auf der ganzen Küste gehalten; aber man muß ihn zu gehöriger Zeit fangen. Er hat den Geschmack eines Aals; man schneidet ihn in Stücken, und läßt ihn, wie den Lachs, trocknen. Die **Carabins** sind schwarz und weiß und so gemein, daß sie die gemeine Nahrung des Volks sind. Die **Plattnase** hat den Nahmen von der Gestalt ihrer Schnautze, und den Geschmack eines Stockfischs. Der **Abori** ist ein kleiner Fisch, und gleicht der Forelle, doch hat er ein dichteres und delikateres Fleisch. Die **Seekröte** ist von mittelmäßiger Gestalt, und hat ihren Nahmen von ihrem Kopfe, der dem Kopfe einer Kröte sehr ähnlich

lich sieht. Die Reisenden sagen, man fände auf dieser Küste ausser den **Platteisen**, Schollen und **Carlets** einen flachen Fisch, mit Nahmen **Pesipampher**, welcher alle andere an gutem Geschmacke überträfe. Bosman setzt auch in die Klasse der flachen Fische den **Coverer** und den **Melette**. Dieser letztere ist gut, und man marinirt ihn, wie den Thunfisch. Der **Blaser**, welchen die Einwohner **Grampus**, und die Holländer **Nordkaper** nennen, ist von ausserordentlicher Dicke, und fünf und dreyßig bis vierzig Fuß in der Länge. Es ist eine Art von Wallfisch, aber er ist viel kleiner. Nach seiner großen Schwere schwimmet er mit wundernswürdiger Geschwindigkeit, hebt sich manchmal auf die Fläche des Meers, und bläset eine wunderbare Menge Wasser aus seinen Naselöchern. Dieses Springwasser, sagt Bosman, geht viel höher, als das aus den Wasserkünsten zu Fontainebleau, und erreget in der See eben so viel Bewegung, als ein Schiff mit vollen Seegeln. Er verursachet den andern Fischen ein solches Schrecken, daß sie wenigstens in zwey Tagen sich nicht dem Orte nahen, wo sie ihn gesehen haben.

Der Fisch, den die Franzosen **Marsouin**, die Engländer **Porpoises**, die Portugiesen und Neger **Camnos** nennen, hat eine spitzige Schnautze, und daher den Nahmen **Meerschwein** erhalten. Sein Fett gleicht dem Schweinespeck und sein Eingeweide ist von dem

Eingeweide eben dieses Schweins fast gar nicht unterschieden; seine Länge ist ohngefehr fünf Fuß; die Form seines Bauchs ist rund, und gestopft; es hat zwey Reihen sehr spitziger Zähne, und frißt doch kein Fleisch. Wenn man ihn nach dem Fange auf das Verdeck bringt, so macht er eine Art von Gegrunze so lange bis er stirbt. Sein Blut ist so heiß, als das von Thieren. Die Geburtsglieder sieht man hier sehr deutlich an beyden Geschlechtern. Die Meerschweine schwimmen stets heerdenweise beysammen, und ihnen begegnen, hält man allezeit für eine Vorbedeutung des üblen Wetters.

Der Hay, oder Schark heißt bey den Portugiesen Tuberone: dieses Thier ist an den Afrikanischen Küsten sehr gemein, man findet sie sogar in den Flüssen. Er hat ohngefehr fünf und zwanzig Fuß in der Länge, und etwas über viere im Durchschnitte. Seine Kehle geht bis mitten an den Hals, und ist an jeder Kinnbacke mit drey Reihen Zähnen bewaffnet, die eine dreyeckig, die andere platt und die dritte spitzig; sie stehn so dichte und feste beysammen, daß ihnen nichts widerstehen kann. Die Knochen seines Kinnbackens haben eine solche sonderbare Eigenschaft, daß es den Rachen so weit aufsperren kann, als seine Beute groß ist. Er hat an den Seiten zwey große Floßfedern, eine auf dem Rücken, eine kleinere an dem Schwanze, und zwey mittelmäßige unter dem Bauche. Dieses Ungeheuer, welches die

Natur

Natur nur zum Fressen hervorgebracht zu haben scheint, frißt alles, was ihm aufstößt, und würde den ganzen Ocean entvölkern, wenn bey ihm das Schlingen nicht mit Schwierigkeiten verbunden wäre. Die Schiffe, welche an diesen Küsten gehen, werden stets von ihnen umringt, und wenn ein Botsknecht unglücklicher Weise in die See fällt, so wird er von diesen schrecklichen Thieren auf der Stelle verzehrt. Wirft man einen Leichnam hinein, so sieht man sie auch im Augenblick ihn in Stücken zerreissen. Ihre Gierigkeit zum Fressen verursachet, daß sie sich oft untereinander schlagen; sie heben oft den halben Leib aus dem Wasser, und stoßen gegen einander mit so einer erschrecklichen Wuth, daß die Luft von ihren Stößen ertönt. Die Schwarzen, um ihn zu fangen, sagt Arthus, tauchen unter, und eröffnen ihm den Leib; aber das leichteste und gewöhnlichste Mittel ist ein Haken, der an das Ende einer Kette mit einem Stücke Speck, oder andern Stück Fleische angebunden ist; weil er unbeschreiblich gierig ist, so macht er sich darüber, so bald er es gewahr wird. Man hat ihn auf diesen Köder wohl dreymal losgehn gesehn, ob ihm gleich der eiserne Haken die Kehle bis auf das Blut aufgerissen hatte. Wenn man ihn an den Bord gezogen, so ist doch kein Matrose so kühne, daß er demselben zu nahe träte; denn mit seinen Bissen reißt er allezeit einen Theil des Leibes weg; die Hiebe seines Schwanzes sind so schrecklich, daß er das Bein,

die Arme, kurz die Theile, die er angreift, zerschmettert, sein Fleisch ist zähe, mager, pechig und übelschmeckend. Wenn man ein Weibchen fängt, welches Junge im Leibe hat, so reißt man sie ihr eiligst aus; läßt sie im frischen Wasser während einem oder zweyen Tagen tödten, welche ein sehr gut Gerichte geben. Der Pater Labat glaubt ganz gewiß, daß es ein wahrhafter Seehund sey; aber Bosman versichert, es sey ein schrecklicher Irrthum, und er habe mit demselben gar keine Aehnlichkeit. Das Weibchen des Hay bringt lebendige Junge hervor. Die auf der Goldküste sind nach Menschenfleisch nicht so gierig, als in den andern Ländern, weil sie daselbst eine große Menge Fische finden, und stets fressen können. Alle Reisende bemerken, daß der Hay gemeiniglich von einer Menge kleiner Fische umgeben ist, welche sie **Quequadores** nennen, und die einen platten Schwanz und einen platten Kopf haben. Sie hengen sich an seinen Leib, und wenn er sich einer Beute bemächtiget hat, so versammlen sie sich um ihn herum, und essen mit, ohne daß er eine Bewegung mache, sie zu verjagen. Von dieser Zahl sind, der **Sauger**, ein kleiner Fisch, in der Dicke einer Scholle, welcher sich an die Fische hängt, um sie auszusaugen; der **Pilote**, eine Art kleiner Fische, in der Größe eines Herings. Er geht von freyen Stücken in den Schlund dieses Ungeheuers, das, eine erstaunende Sache! ihn ohne den geringsten Schaden zu thun, wie-

der heraus gehen läßt. Barbot glaubt, er vermehre sich eben so, wie der Hay.

Man findet auch auf dieser Küste einen Fisch, den man den **Schwerdtfisch** nennt. Seine Länge ist von acht bis zehn Fuß, und seine Größe verhältnißmäßig. Er hat auf beyden Seiten des Rachens, achtzehn, neunzehn bis zwanzig Zähne, so lang, wie ein Finger, und sehr breit. Die Gräte, die ihm zur Schnauze herausgeht, und von der er den Nahmen hat, ist eine Elle lang, und eine Hand breit. Er soll gegen den Wallfisch streiten, und ihn manchmal gar erlegen.

Die **Seekuh**, welche die Spanier, **Manatea**, die Franzosen **Manatee**, oder **Lamentin** nennen, ist sechszehn bis achtzehn Fuß lang, und hat über vier bis fünfe im Durchschnitte. Der Kopf dieses Fisches ist dicke, schwer und fast einem wirklichen Kuhkopfe gleich, ausgenommen, daß er sehr kleine Augen, und ein sehr schwaches Gesicht hat. Die Ohren sind sehr klein; aber er hat ein so feines Gehör, daß er vom geringsten Geräusche erschreckt wird. Er ist vom Kopfe bis auf den Nabel rund, wo er nach und nach platt wird. Sein Schwanz ist sehr breit und gleichet einer Backofenschaufel. An den Ohren hat er zwey breite Floßfedern von sechszehen bis achtzehn Zoll in der Länge, welche spitzig zugehn, und sich nahe am Ende in vier Theile theilen, davon

jeder

jeder mit einem Knorpel, in Form eines Horns, sich endiget. Diese Floßfedern hat man für Hände gehalten, und ihn daher **Manatee** benannt. Die Haut dieses Thiers ist voll Körner, weich und sieht wie ein Sammt aus; aber sie ist so dicke, daß man sie wie ein Fell gerben kann. Man bedient sich derselben in Westindien zu einem Ochsenziemer, die Sklaven damit zu züchtigen. Seine ordentliche Speise ist das Gras, das sich im Grunde des Meers oder des Flusses findet. Das Weibchen hat Brüste, die ein wenig unter ihren Floßfedern liegen. Da dieser Fisch das frische Wasser liebt, so entfernt er sich nie von der Küste. Sein Fleisch ist derb, weiß und so delikat, als das von einem Flußkalbe. Wenn die Neger eine Seekuh fangen wollen, so machen sie sich ganz leise an dieselbe, und so nahe, als sie können, werfen nach ihr eine eiserne Harpune, welche an einem sehr langen Holze befestigt ist, und lassen sie hernach gehen. Alsbald zieht sie sich gegen die Mangles und das Holz zeigt allzeit an, wo sie ist. Wenn sie sehen, daß sie sich nicht mehr bewegt, so zieht man sie an das Ufer. Die Jungen lassen sich mit der Mutter fangen, wenn sie noch nicht aufgehöret haben, zu saugen.

Den **Machoran** heissen die Engländer Hornfisch, und die Holländer **Baerd-Manetie**, oder kleinen Bartmann, wegen der fünf sehr langen Gewächse, die ihm in Form eines

Barts

Barts am Kinnbacken und an jeder Seite des Mauls, gleich unter den Augen, herunter hengen. Seine beyden Finnen, davon die eine längst dem Rücken, die andere aber den Bauch herunter geht, sind mit einem harten und spitzigen Horne bewaffnet, deren Stich einen heftigen Schmerzeu verursacht. Man betrachtet ihn in vielen Ländern, als eine sehr gefährliche Nahrung, aber auf der Afrikanischen Küste macht man aus ihm sehr viel. Wenn er gefangen ist, so hört man ihn seufzen und heulen.

Man nennt eine Art Fische **Afrikanische Mondfische**, welche achtzehn bis zwanzig Zoll vom Kopfe bis an die Füsse, und zwölf bis dreyzehn in der Breite, und zwey bis drey in der Dicke haben können. Er ist platt, oval, hat eine weisse Haut, und führet von seiner Gestalt den Nahmen. Sein Kopf ist platt, sein Rachen klein, aber mit zwey Reihen Zähnen bewaffnet. Seine Stirne ist gerunzelt, seine Augen groß und roth, eine kleine Erhöhung unter denselben stellt die Form einer Nase ziemlich vor. Seine Floßfedern sind sehr groß, und fangen von der Seite der Ohren an. Sein Fleisch ist weiß, dichte nahrhaft und von gutem Geschmacke. Zu dem Köder für denselben bedient man sich der Zuckerröhre.

Der **Fetischfisch** hat beynahe sieben Fuß in der Länge. Er trägt an der Schnauze eine Art von hartem Horne, das spitzig und drey flache Hände lang ist. Seine Haut ist auf dem Rücken braun, wird aber nach dem

Magen

Magen und dem Bauche heller und lichter. Sein Leib nimmt immer in gehöriger Proportion nach dem Schwanze zu ab, welcher eine Art eines halben Monds bildet. Er hat sechs Finnen, zwey große auf den Rücken, zwey kleine an den Ohren, und zwey andere kleine an dem Ende des Leibes. Seine Augen sind groß und lebhaft. Er hat unmittelbar nach den Ohren zwey Oefnungen, zu was sie nutzen, weiß man nicht. Dieser Fisch ist überhaupt sehr schön. Seinen Nahmen hat er von der Verehrung, die ihm die Neger bezeugen. Barbot sahe einen, als er in Afrika war; aber die Einwohner wollten ihn nicht verkaufen, und nur aus Gnaden erlaubten sie ihm, ihn abzuzeichnen.

Atkins sagt, während seines Aufenthalts in der Bay des Vorgebürges der drey Spitzen, hätte er ordentlicher Weise alle Abende einen erschrecklichen Fisch gesehen, der sich sehr schwer um das Schiff bewegt hätte. Dieses Ungeheuer war in acht bis neun verschiedene Theile getheilt, davon jedes den Schein eines großen Rochen hatte. Er sank in das Meer, so oft ihm die Angel zugeworfen wurde. Die Botsleute nennen ihn den **Teufelsfisch.**

§. 6.

Einwohner.

Die Neger auf der Goldküste sind von mittelmäßiger Statur, aber wohlgestaltet. Sie haben

haben ein ovalrund Gesichte, funkelnde Augen, kleine Ohren und dicke Augenbraunen. Ihre Nase ist nicht so platt, als der andern Neger ihre. Ihr Mund ist weder klein noch groß. Sie haben keine dicke Lippen; sie sind frisch, roth und ihr Kinn ist mit einem langen und dicken Barte bedeckt. Sie haben breite Schultern, starke Arme, dicke Hände, längliche Finger, große und gebogene Nägel, lange Beine, breite Füsse, einen platten Leib, starke Lenden, eine weiche und glatte, aber nicht schöne schwarze Haut, und überhaupt nicht viel Haar auf dem Leibe. Es ist unter ihnen der gewöhnliche Gebrauch, sich früh und Abends zu waschen, und mit Palmöl zu salben.

Sie haben ein gutes Gedächtniß und einen durchdringenden Verstand. Ihre Gedanken sind deutlich, und ohne Verwirrung, sogar in der Bestürzung; aber ihre Faulheit und Trägheit geht auf das äusserste; die höchste Noth kann sie nur allein davon abhalten. Ueberhaupt sind sie betrügerisch, arglistig, diebisch, geitzig, der Völlerey, dem Saufen und der Geilheit ergeben; und doch kann weder Glück noch Unglück auf sie einigen Eindruck machen, so abstechend ist ihr Charakter. Der Verlust dessen, was sie haben, verursachet ihnen sogar wenig Kummer.

Diese Neger besitzen einen unerträglichen Stolz und Hochmuth; sie würdigen nicht diejenigen anzusehen, die sich vor ihnen zeigen; sie haben stets die Augen niedergeschlagen,

und

und reden in einem gebieterischen Tone, nicht allein mit ihren Niederen, sondern auch sogar mit ihres gleichen. Doch haben sie gleichsam eine natürliche Ehrfurcht für die Europäer und bezeugen ihnen alle mögliche Höflichkeiten, um nur von ihnen einige Zeichen ihrer Achtung zu erhalten.

Die Natur scheint niemals diesen Barbaren ihre Stimme haben hören zu lassen: Ein tödtlich Verwundeter darf keine Hülfe von ihnen erwarten, nicht ein Glas Wasser. Die Krankheit eines Freundes erweckt dem andern Freunde kein Mitleid, und bey dem Tode werden keine Freundschaftsthränen geweint; die ersten, die den Sterbenden verlassen, sind seine Weiber und Kinder; er bleibt allein, wenn er keine Sklaven zu seiner Bedienung hat. Diese Barbarey halten sie für keinen Fehler, jedermann ist derselben ausgesetzt, und niemand wundert sich darüber. Wenn der Kranke wiederhergestellt wird, so kommen auch seine Weiber und Kinder wieder, und er fängt auch wieder mit ihnen an zu leben, als wenn sie ihre Schuldigkeit gegen ihn vollkommen beobachtet hätten.

Die ordentliche Kleidung der Vornehmen unter ihnen ist ein zwey bis drey Ellen langes Stück Taffend, oder Indianischer Damast. Sie binden es um die Lenden, und lassen die beyden Enden bis auf die Erde gehn. Manchmal hängen sie um ihren ganzen Leib, oder wenigstens über ihre Schultern, noch ein anderes

Stück Stoff, wie eine Art von Mantillen. Sie frisiren und binden ihr Haar, und besteken es mit Goldstücken und Korallen. Einige scheren sich den Kopf und lassen nur einen Zopf Haare in der Dicke eines Daums darauf. Alle vornehmen Neger tragen Hüte, die sie den Europäern sehr theuer abkaufen, ob sie gleich sehr grob und alt sind. Sie besetzen sie mit Ziegenhörnern, mit goldenen Zierrathen, mit Affenkrallen, oder mit Schnuren, die sie aus den Baumrinden machen. Ihr Hals, ihr Arm und ihre Beine sind mit Glasstücken, Gold und Korallen ausgepuzt.

Die gemeinen Leute umwickeln ihre Lenden mit einem groben Zeuge; und bedecken ihren Kopf mit einer Mütze von Fellen, oder mit einem alten Hute. Die Kinder beyderley Geschlechts bedecken selten den Leib.

Wenn der Vater sieht, daß sein Sohn sich durch seine Arbeit den Unterhalt selbst verschaffen kann, so sucht er ihm eine Frau aus. So bald er eine entdeckt hat, so hält er bey den Aeltern um sie an. Die beyden jungen Eheleute gehen zu dem Fetischenpriester, und legen ihm ihren Eid ab. Das Mädchen verspricht ihren Mann zu lieben, und ihm getreu zu seyn. Der junge Mensch verspricht auch seine Frau zu lieben; aber er erwehnt nichts von der Treue. Ist diese Ceremonie geschehen, so machen die Aeltern von beyden Seiten einander Geschenke, vertreiben den Tag mit Lustbarkeit, und in der Nacht führt der Mann

seine Frau zu sich nach Hause. Die Aeltern des Manns geben ihm nichts, und er hat zum Anfange seiner Wirthschaft nichts, als was er durch seinen Fleiß gesammlet hat. Die Aeltern des Mädchens geben ihm so viel, als vierzehn Gulden in Golde betragen: sind sie reich, so legen sie noch eine halbe Unze Gold zum Palmwein beym Hochzeitschmause zu. Der Mann giebt die Kosten her, und führt zu gleicher Zeit eine genaue Rechnung darüber, weil, im Fall, daß ihm seine Frau verläßt, er das Recht hat, sich alles wieder ersetzen zu lassen, was sie ihm gekostet hat; aber wenn er sie ohne gegründete Ursache fortschickt, so kann er weder von ihr noch von ihren Eltern etwas verlangen.

Die Neger können so viel Weiber nehmen, als sie zu erhalten im Stande sind, und die Reichen heyrathen auch viele, weil die Größe ihrer Ehre auf die Anzahl der Frauen und Kinder beruht. Ueberdieß legen sie sich noch viele Beyschläferinnen zu.

Alle diese Weiber beschäfftigen sich mit dem Ackerbau, ausser zweyen, die von allen Arten der Handarbeiten ausgenommen sind. Die erste heißt die **große Frau**, die andere die **Bossum**. Die große Frau hat das Silber und die Reichthümer des Manns in Verwahrung. Sie ist gar nicht eifersüchtig über die **Etigafou** oder Beyschläferinnen, sondern sie treibt ihn vielmehr an, sie zu halten, weil er ihr für jede, die er nimmt, eine gewisse Summe Gold geben muß:

muß: aber wenn sie ihm ihre Einwilligung versagt, so darf er keine, auch nicht rechtmäßige Weiber nehmen. Doch dieses Vorrechts genießt sie nur, nach dem Artus, wenn sie jung ist; fängt sie an zu altern, wählt der Mann eine andere an ihre Stelle, und sie ist weiter nichts, als eine Magd. Villaut versichert, daß zur Zeit, als er zu Mina gewesen, ein reicher Negerkaufmann, mit Nahmen Antany zu ihm gesagt habe, er müsse sich mit einer Frau behelfen, und dürfe keine andere nehmen, weil ihm seine große Frau die Einwilligung dazu versagte. Die Bossumfrau ist gemeiniglich eine junge und schöne Sklavinn, die dem Fetisch der Familie geheiligt wird. Der Vortheil, daß sie der Religion gewidmet ist, bringt ihr noch etliche andre, nemlich sie schläft bey ihrem Manne an seinem jährlichen Geburtstage, am Festtage des Fetischen, und am Sabbathe.

Ein Neger hat das Recht, unter seinen Weibern zu wählen, bey welcher er die Nacht schlafen will; aber um Streitigkeiten zu vermeiden nimmt er sie wechselsweise in sein Bette auf, wenn er klug ist. Doch hat die große Frau das Vorrecht, in der Woche drey Tage bey ihm zu schlafen; die übrige Zeit theilen die andern Weiber unter sich nach dem Range des Alters, und leben gemeiniglich, (eine erstaunende Sache!) in gutem Vernehmen mit einander. Die Fruchtbarkeit dieser Negerinnen ist nicht ausserordentlich; selten hat eine mehr als fünf Kinder.

Eine schwangere Frau wird von der ganzen Familie respektirt, und der Mann bezeugt ihr eine ausserordentliche Aufmerksamkeit. Ist es sein erstes Kind, so giebt er, wegen ihrer Entbindung, den Fetischen beträchtliche Geschenke. So bald ihre Schwangerschaft kund gemacht ist, führt man sie an das Ufer des Meers, und eine Heerde Kinder begleiten sie, und werfen sie mit Kothe; hernach wird sie mit vieler Sorgfalt gewaschen. Man glaubt, wenn diese Ceremonie unterlassen würde, stürbe die Mutter, das Kind, oder jemand aus der Familie vor der Niederkunft. Wenn sich diese Zeit nähert, so versammlet sich ein Haufen Neger und Negerinnen von jedem Alter in ihrem Gemache, und sie gebiehrt, ohne sich zu schämen, vor ihnen. Ihre Schmerzen dauern selten eine Viertelstunde, und sind mit keinem Geschrey begleitet. So bald sie aber entbunden ist, so giebt man ihr einen Trank von Maizmehl, Wasser, Palmwein und Branntewein und Guineischen Pfeffer; bedeckt sie, und läßt sie drey bis vier Stunden schlafen, nach deren Verfluß steht sie auf, wäscht ihr Kind, und geht wieder mit ihren andern Gesellschafterinnen an ihre gewöhnliche Arbeit. Villaut war zu Friedrichsburg ein Zeuge davon. Bosman sahe eine Frau, welche in weniger Zeit, als einer Viertelstunde, zwey Kinder zur Welt brachte. Barbot hatte eine auf seinem Schiffe, die zwischen zween Lavetten einer Kanone mit zwey Kindern entbunden wurde.

wurde. Sie hub sie alsbald auf, trug sie in eine Wasserkuffe, wusch sie sorgfältig, wickelte sie ein, legte sich eine halbe Stunde nieder, und ging wieder an ihre Arbeit.

So bald ein Kind auf die Welt kommt, wird es dem Kanfor, oder dem Priester berichtet, welcher ihm den Kopf, die Arme, den Leib und die Beine mit kleinen Büscheln vom Fetischbaume, von Korallen und andern Dingen bindet. Nach diesem beschwört er es, und macht noch andere Ceremonien, welche für ein Verwahrungsmittel vor alle Krankheiten und böse Zufälle gehalten werden. Alsdenn legt man ihm einen Nahmen bey: ist der Vater reich, so bekommt es dreye, nehmlich den Nahmen des Tags, an dem es gebohren wird, den Nahmen seines Großvaters, und endlich den Nahmen seines Vaters, oder seiner Mutter. Die meisten Knaben heissen Adam, Cuaquan, Cua, Karbei, Keffi, u. s. w. Die Mädchen Kano, Jama, Aquanba, Hiva, Akasuffa. Oft fügt man noch einen Europäischen Nahmen hinzu, als Johann, Antonius, Peter, Jacob, Abraham u. s. f. Wenn sie in das männliche Alter kommen, so giebt man ihnen einen Beynahmen von einer merkwürdigen Handlung, z. E. wenn sie einen Tyger, oder einen Feind erlegt haben. Die Akraer lassen ihre Töchter und Söhne beschneiden. Wahrscheinlicher Weise haben sie diesen Gebrauch von den Mahometanern auf den Küsten

der Barbarey, mit welchen sie einigen Handel treiben.

Die Negerkinder sind von so guter Leibesschaffenheit, daß sie wenig Wartung bedürfen. Die Mütter wickeln sie in ein Stück Zeug, legen sie auf eine Matte, wo sie sich über einen Monat allein überlassen sind: wenn sie anfangen, ein wenig Stärke zu bekommen, so setzen sie sie in ein holzernes Kästchen, nehmen sie auf ihren Rücken, binden die Beine unter ihre Schultern, und die Arme um ihren Hals und befreyen sich nur des Nachts von dieser Last. Die Frauen vom Range erscheinen niemals mit ihren Kindern öffentlich. Von ihrem achten Monate an läßt man sie auf ihren Händen und Füssen kriechen, giebt ihnen grobe Speisen, welche sie so stark machen, daß sie nach einem Jahre zu gehen, und wohl gar zu reden anfangen. Alsdenn giebt man ihnen ein Stück dürres Brod in die Hand, und läßt sie laufen. Wenn sie sich nicht auf einmal verirren, so gewöhnen sie sich nach und nach in den Feldern und am Ufer des Meers herumzulaufen, und lernen im Kurzen schwimmen.

In ihrer Kindheit bedeckt man sie sorgfältig mit Baumrinden, die den Fetischen geweihet sind, mit Amuletten, Ketten, Armbändern, um sie für allen widrigen Zufällen zu bewahren. Im vierten Jahre umflechtet man ihre Arme und Füsse mit Aesten; im siebenden oder achten bedeckt man sie mit einem kleinen Schurz. Sie sind der Sorgfalt der Mütter, die in weiter

nichts besteht, als sie zu waschen und rein zu halten, so lange überlassen, bis sie zu einer Profeßion greifen, oder der Vater für gut befindet, sie zu Sklaven zu verkaufen.

Die Mädchen werden bey Zeiten angehalten, Körbe, Matten, Mützen, Beutel und dergleichen zu verfertigen, auf verschiedene Arten sie zu färben, das Getreyde zu mahlen, Brodt zu backen, und ihre Arbeit auf dem Markte zu verkaufen. Die Mutter scharrt sorgfältig den geringen Profit zusammen, und vermehret ihnen dadurch ihre Mitgift.

Vor der Ankunft der Portugiesen kannten die Negerinnen der Goldküste weder Putz noch Schmuck; sie gingen bis zu ihrem reifen Alter ganz nackend; aber da sie sahen, daß dieses den Europäern ekelte, so fingen sie an, gewisse Theile des Leibes, deren Blösse anstößig war, zu bedecken, und gewöhnten sich, ihr Haar in Ordnung zu legen, und mit Edelgesteinen zu besetzen. Heut zu Tage waschen und baden sie sich alle Morgen, putzen ihren Kopf mit Haarbändern aus, machen sich mit einem warmen Eisen in die Ohren und an die Stirne einige Schrammen, illuminiren sie mit verschiedenen Farben, und drucken auf alle Theile ihres Leibes Figuren von Blumen, welche mit einem Fürniß erhoben werden, und den Schein eines Basrelief an sich nehmen. Andere bemahlen sich die Stirnen, die Augenbraunen und die Backen roth und weiß.

Ihre Ohrengehenke sind nur von Kupfer, Meßing, oder Zinn, aber sehr gut gearbeitet. Die Mädchen haben sehr saubre Armbänder. Die vornehmen Frauen tragen gläserne Hals- und Armbänder, die mit Gold bearbeitet, und ihren Fetischen gewidmet sind, sie besetzen den obern Theil des Fußknöchels mit Ringen von Edelgesteinen, mit Schnuren von Rinde eines den Fetischen heiligen Baums, oder von Korallen. Ein Stück roth, blau oder violett seidener Zeug bedeckt ihren Leib von der Brust bis auf die Knie, und wird mit einem blauen, rothen oder gelben Gurte gebunden. Man sieht daran Messer, mit Gold gefüllte Beutel, und Gebünde Schlüssel hängen, die aber nur ein bloßer Staat sind, weil sie weder Kuffers noch Schränke haben. Der oberste Theil ihres Leibes ist mit einem blauen oder grünen Schleyer bedecket. Die gemeinen Weiber bekleiden sich nur mit Matten, oder mit einer baumrindenen Decke.

Man findet auf der Goldküste und in ganz Guinea Mulatten. Diese Art Menschen entsteht von dem Umgange der Weissen mit den Negerinnen; man nennt sie **Lapoyers**; ihre Gesichtsfarbe ist gelb und schwarzbraun. So wie sie älter werden, bekommt ihr Leib weisse, braune und gelbe Flecken. Es sind Räuber, die gar keine Art von Ehrliebe besitzen. Sie trachten nur darauf, wie sie die Europäer, die Neger und ihre eigene Leute bestehlen wollen. Sie heissen sich Christen, ob sie gleich noch ab-

göttischer sind, als die Neger selbst. Ihre Weiber dienen öffentlich den Lüsten der Europäer, und überlassen sich heimlich den Negern, ob sie gleich von äusserster Häßlichkeit sind. Die meisten Mannspersonen sind bey den Holländern in Diensten.

§. 7.

Häuser, Sitten und Gebräuche.

Die Städte und Dörfer der Goldküste bestehn aus einer Menge Hütten, die ohne Ordnung beysammen stehn, grade und krumme Gassen ausmachen, und an einen großen Platz grenzen, der mitten in ihren Häusern liegt, und zu einem Markte und einem Versammlungsplatze für die Einwohner dienet. Sie liegen alle auf einem trockenen und unfruchtbaren Erdboden, oder auf flachen Feisen. Die mitten in dem Lande liegen, sind besser gebaut, aber sie haben weder Mauern noch Pallisaden: ihre Lage ist die einzige Vertheidigung. Es ist wenigstens ein morastiger Ort, oder ein hoher Felsen, wohin man nur durch einen engen und beschwerlichen Fußsteig, oder durch ein sehr dickes Gebüsche, kommen kann. Die Seestädte haben, ausser ihrer Lage, vor den in dem Lande liegenden Städten eine sehr große Unbequemlichkeit; es belästiget nehmlich eine beständige Unreinigkeit die Nase, und ein unerträglicher Gestank verdirbt daselbst jeden Geruch. Die Gassen, oder vielmehr die engen

Fußsteige, die sich zwischen den Häusern befinden, sind bey den regnigten Witterungen nicht zu gehen. Die Unreinigkeiten, welche die Neger um ihre Häuser werfen, ihre Magazine von faulen Fischen verursachen einen üblen Geruch, den man drey Meilen auf dem Meere empfindet. Die Einwohner pflanzen um ihre Häuser keine Bäume, wie es diejenigen thun, die tiefer in das Land wohnen, und man ist stets der Sonnenhitze ausgesetzt.

Die Gestalt ihrer Häuser ist durchgängig einerley; sie sind klein und niedrig, ausgenommen bey den Europäischen Forts, wo sie höher sind. Wenn sie ein Haus bauen wollen, schlagen sie vier Baumstämme, von sechs bis sieben Fuß in der Höhe, in die Erde, machen daraus ein Viereck, verbinden sie oben mit Balken, legen kreutzweis andere dazwischen und bedecken alles mit einer Art von Gyps, der eben so hart und dichte wird, als der Ziegelstein. In dieser Art von Mauern lassen sie kleine Oeffnungen, damit das Licht herein kommen kann, und unten ein sehr enges Loch, das ihnen zur Thüre dient. Ordentlicher Weise bestreichen sie den Gyps weiß, roth und gelb. Ihre Stuben legen sie so an, daß sie mit kreutzweis über einander gelegten Balken Abtheilungen machen. Das Dach besteht aus Palmblättern, welche mit Matten oder Reißstroh verbunden sind, und es ist dergestalt angelegt, daß es in der Mitten eröffnet werden kann. Bey dem Regen hält man es sorgfältig zu, und bey

schönem

schönem Wetter öffnet man es mit zwey Stöcken, die es halten. Ein Gebund breitgelegter Dornhecken, oder einige zusammen geschlagene Breter mit Stricken, verschließen die Thüre. Der unterste Boden ist sehr eben. Es ist ein so harter Thon, als Stein. In der Mitte läßt man allezeit ein Loch, worein man das Faß Palmwein stellt, wenn man sich belustigen will. Die gemeinen Leute haben zwey bis drey kleine Hütten um ihre Häuser zu ihren Vorrathsbehältnissen; die Reichen haben deren sieben bis achte, die ein wenig von einander abstehen, und fast alle in zwey oder drey Zimmer getheilt sind. Einige dienen zur Wohnung der Weiber, (jede hat eine besondere mit ihren Kindern) die andere zum Gebrauche der Küchen. Der Schorstein ist gemeiniglich in der Mitten, aber es befindet sich darinn kein Loch, wo der Rauch herausteigen könnte.

Die Häuser der Vornehmen sind durch einen Hof, oder eine Art von Graben, abgesondert, der mit einer Hecke eingeschlossen ist.

Die Palläste des Königs und der Großen sind gemeiniglich am Markte und von den andern abgesondert. Sie sind von eben den Materialien gebaut, als der gemeinen Leute ihre, aber höher und geräumiger. Sie haben so viel Thüren und krumme Gänge, daß sie wahrhafte Labyrinthe genannt werden können. In der Mitte findet man einen von allen Seiten offenen Gang, der blos mit einer Decke versehen ist: daselbst amüsirt sich der König mit seinen

Hof-

Hofleuten. Bey dem Eingange des Pallasts findet man allezeit zwey Gefässe, in welchen stets frisches Wasser verwahret wird. Artus glaubt, sie wären dem Fetisch des Königs geweihet.

Jeder Schwarze hat ausser seinem Hause eine Scheure vor der Stadt, wo er zum Vorrathe Hirse, Korn und Reiß aufschüttet.

Die Möbeln der Einwohner auf der Goldküste, sogar der Reichen und Vornehmen, bestehen in einer kleinen Anzahl Bänke, hölzerner Stühle, irdener oder hölzerner Gefässe, einigen Schaalen von eben der Materie, und in ihren Waffen, welche an den Wänden hängen: einige haben einen Tisch. Ihre Betten sind Palmenblätter oder Reißstroh, welche sie mit zwey Matten bedecken, zwischen welchen sie liegen: zu ihren Kopfküssen haben sie eine zusammengelegte Matte. Die Armen liegen blos auf einer Matte, und haben zum Kopfküssen nur ein Klotz.

Die Gerichte der Neger auf der Goldküste werden nicht sehr ausgesucht, sie ernähren sich alle, die Reichsten auch nicht ausgenommen, von Zugemüse, Fischen, Hirse, Ignamen und Pataten, und essen nur an Festtagen Fleisch.

Nicht aus Mäßigkeit, sondern aus Geitz, speisen sie so wenig: denn ihre Gefräßigkeit ist äusserst groß; wenn sie Fische haben, so erlaubt ihre natürliche Gierigkeit nicht, sie sieden zu lassen; sie tauchen sie blos in siedendes Wasser, und fressen sie so. Nach dem Os-

man

man hat man sie gar die Eingeweide vom Federvieh, das sie bey den Europäischen Forts fanden, verzehren sehen. Das Fleisch von Elephanten, Büffeln, Hunden und Katzen ist für sie ein delikates Gerichte, wenn es auch schon so verdorben ist, daß die Maden darinn gekommen sind.

Ihre Unreinlichkeit im Essen ist über alle Maaßen; ihre Nägel dienen ihnen statt des Messers, und die Finger statt der Gabel. Sie greifen alle mit den Händen in die Schüssel, und nehmen die Suppe auch damit heraus. Einige essen an Tischen, aber die meisten setzen sich auf die Erde, und haben die Beine kreutzweis zusammen geschlagen, oder unter sich gebeugt, und sitzen mit den Hintern auf den Fersen. Die Weiber speisen nicht mit ihren Männern; jede nimmt ihre Gerichte mit ihren Kindern in ihre angewiesene Hütte.

Das gewöliche Getränke der Schwarzen ist reines Wasser, oder Bier aus Maiz bereitet: Die Reichen trinken Palmwein. Den Branntewein lieben sie mit solcher Leidenschaft, daß die Europäer zur Sicherheit bey ihren Kellern Wache halten müssen.

Die Weiber auf der Goldküste sind von mittelmäßiger Gestalt, aber wohl proportioniret, ohne zu mager und zu dicke zu seyn. Sie haben einen runden kleinen Kopf, eine hohe und ein wenig gebogene Nase, einen kleinen Mund, weisse und wohl geordnete Zähne, grosse und feurige Augen. Sie haben Witz, Lebhaftig-

haftigkeit und sprechen viel. Bey ihnen ist es eine Zierde, sehr große Nägel zu haben, allein sie halten sie stets sehr rein. Wenn sie in das dreyßigste Jahr treten, so ist ihre Haut in der größten Schwärze, und wird in eben dem Maaße, daß sie alt werden, trocken, runzlich und gelb. Sie sind sehr rein und waschen sich alle Morgen. Die Reisenden rühmen ihre Wirthschaft, und die Sorgfalt, mit welcher sie ihr Hauswesen bestellen; aber sie machen ein entsetzliches Gemählde von ihrer Geilheit.

Die vornehmen Neger sind unter sich ganz höflich. Wenn sie einander begegnen, so entblößen sie sich beyderseits, fragen sich nach ihrem Wohlbefinden, nehmen die beyden ersten Finger der rechten Hand, knicken sie, welches in allen Afrikanischen Landen geschieht, und sprechen das Wort Bore dazu, das Frieden bedeutet. Begegnen sie einem Europäer, so nehmen sie ihren Hut, oder ihre Mütze ab, und schreyen: Agio Signor. Wenn man einen besucht, so nimmt er einen bey der Hand, knicket die Finger und versichert, daß man willkommen sey. Ist es ein Europäer, so bringen ihm die Weiber, nach den ersten Komplimenten, Wasser, Palmöl und eine Art von Spezerey, um ihn damit zu reiben.

Man sieht bey den öffentlichen Ceremonien keine Sklaven, weil man gleich diejenigen, die im Kriege dazu von ihnen gemacht werden, an die Europäer verkauft. Die, welche in den Häusern der Privatleute aufwarten, sind arme

Unglück-

Unglückliche, welche für ihren Unterhalt ihre Freyheit verlassen. Ihr Herr darf sie nicht eher verkaufen, als bis sie dreymal fortzulaufen versucht haben. An dem Kopfe, den sie stets bloß tragen, unterscheidet man sie einzig und allein.

Die Einwohner der Goldküste wollen sich nicht Neger heissen lassen, und geben vor, daß dieser Nahme ihren Sklaven blos zukäme.

Die gewöhnliche Beschäfftigung dieser Leute ist der Ackerbau und der Fischfang. Einige von ihnen verfertigen hölzerne Stühle, Tassen von eben der Materie, oder von Erde, Schachteln, worinn sie ihre Kostbarkeiten und Silber legen, Matten von Rohr oder Palmblättern. Unter denen, die mitten im Lande wohnen, giebt es viele Arbeitsleute, Baretmacher, die ihre Mützen aus Strohbinsen und Fellen verfertigen. Man findet auch daselbst eine Menge Weber, welche die Rinde gewisser Bäume spinnen, sie mit verschiedenen Farben färben, und daraus ganz artige Zeuge zubereiten.

Wenn die Regenzeit einfällt, so gehen die Neger der Goldküste an den König, oder an das Oberhaupt des Cantons, und bitten ihn um die Erlaubniß, das Feld bestellen zu dürfen. (Denn seine Einwilligung zum Säen und Pflanzen ist nöthig, weil ihm alle Länder zugehören.) Am ersten Fetischtage, welches ihr Sabbath, oder ihr Sonntag ist, versammlen sie sich, um über die Ordnung berathschlagen

zu können, die sie in ihrer Arbeit beobachten wollen. So bald sie aus ihrer Versammlung kommen, gehen sie und bearbeiten das Feld des Königs und des Oberhauptes, der ihnen, so lange die Arbeit dauert, Palmwein und so viel Ziegen, als Arbeiter sind, reichen läßt. Dieses thun sie hernach in allen Feldern, und hören in den ihrigen auf.

Es giebt auf allen Dörfern der Goldküste Märkte, sie werden alle Tage in der Woche, ausgenommen die Mitwoche, als ihren Sabbath, gehalten. Die Weiber verkaufen die Waaren, welche in Zuckerrohr in Paradieskörnern, in Maiz, Reiß, Hirse, Pomeranzen, Citronen, Melonen, Bananen, Bakkoren, Patatten, Ignamen, in Wurzeln, in Gebakniß, in Ochsen, in Federvieh, in Toback und Wein bestehen. Das Kurrantgeld besteht aus Goldstücken und Bugis. Kredit giebt man hier gar nicht, man bedient sich der Waagen, das Gold zu wiegen. Zu jeder Waare ist ein besonderer Platz angewiesen: der Preis davon wird von den königlichen Bedienten angesetzet. Diese Märkte sind von allen Abgaben frey.

Ueberdieß werden noch zwey Messen jährlich in jedem Lande gehalten. Da nun niemals zwey auf einen Tag in verschiedenen Landschaften einfallen, so sieht man allezeit daselbst eine beträchtliche Anzahl Neger, welche von allen Seiten kommen, Europäische Waaren einzukaufen. Der Kauf wird gemeiniglich zu

Mittage

Mittage geschlossen. Die Neger vertreiben den übrigen Tag mit Tanzen, Singen und Trinken.

Die Einwohner der Goldküste haben eine rechte Leidenschaft für das Tanzen, vornehmlich die Weiber. Abends sieht man fast alle Einwohner einer Stadt vor Schlafenlegen sich an einem öffentlichen Orte zum Tanzen versammlen.

Artus sagt, es gäbe in diesem Lande gewisse Gebäude, wo man den jungen Leuten im Tanzen, Streiten und in der Musik Lektion gäbe; aber da sie daselbst viel Palmwein trinken, so übernehmen sie sich darinn sehr oft, durchlaufen mit ihrem Gewehr die Straßen, und richten viel Unordnung an. Es ist auch sehr gewöhnlich, daß sie unter sich mit solcher Wuth in Streit gerathen, als wenn sie im Ernst wider einander zu Felde lägen.

Ihre musikalischen Instrumente sind von der andern Guineischen Negern ihren nicht unterschieden.

Die Schwarzen in diesem Lande sind so stark, daß man sie selten krank sieht, obgleich das Klima höchst ungesund ist. Die einzigen Krankheiten, denen sie unterworfen sind, sind die venerischen, das Hauptweh, der Krebs, der Wurm und das hitzige Fieber. Für die venerischen Krankheiten, den Krebs und den Wurm brauchen sie blos das sans-pareille.

welches ihnen die Holländer zuführen. Die Mittel wider das Hauptweh sind erweichende Ueberschläge von verschiedenen Kräutern, welche sie dem Kranken auf die Ohren legen. Dieses Mittel treibt eine kleine Geschwulst heraus, welche man mit ganz spitzigen Messern schröpft, hernach wird auf die Wunden eine weisse Erde, die sie trocknet, gelegt.

Die Afrikaner sind dem Wurme sehr ausgesetzt, vornehmlich diejenigen, die auf der Goldküste wohnen. Dieses Insekt entstehet im Fleische, und verursacht unerträgliche Schmerzen. Es macht sich selbst einen Weg: So bald als es so weit heraus ist, daß man es angreifen kann; so windet man es unverzüglich auf ein Stöckchen, und gebraucht alle Behutsamkeit, es ganz herauszuziehen; denn wenn man gar zu schnell zieht, so zerreißt es, die Geschwulst nimmt zu, und wird tödtlich. Villaut sagt, man müsse, um sich dafür zu bewahren, seine Füsse sehr trocken halten, sich so oft umkleiden, als man naß worden sey, nicht auf der Erden schlafen, den Abendreif und den Regen vermeiden, den Unterleib bedecken, und den Körper warm halten, sich des Beischlafs entwehren, und oft Latwergen von Alkermes, Hyacinthen und Clary einnehmen.

Die Neger dieser Küste haben keine andere Aerzte, als ihre Priester, die allezeit ihre Kranken bereden, daß man mit Geschenken an

die

die Fetischen die Kuren anfangen müsse. Ihre vornehmsten und gebräuchlichsten Arzeneyen sind Limonensaft mit Pfeffer vermischt, einige Kräuter, deren Eigenschaften sie aus Erfahrung gelernet, allerhand Balsam oder Gummi, welche das Land hervorbringt. Des Marchais hat diese geistlichen Aerzte vortrefliche Kuren, so gar an den Weissen, machen sehen; aber sie verstecken diese Kräuter so wohl, wenn sie sie gebrauchen, daß man sie ohnmöglich erkennen kann, und weder Versprechungen noch Geschenke vermögen sie, ihr Geheimniß zu offenbaren. Sie vertrauen es ihren ältesten Söhnen, und lassen sie schwören, es keinem Menschen zu entdecken.

Wenn ein Neger gestorben ist, so versammlen sich seine Freunde und Anverwandten um seinen Leichnam, ihn zu beweinen, und fragen ihn, warum er gestorben und dieses Leben verlassen, und so ferner. Man legt ihn alsdenn auf eine Matte, wickelt ihn in einige alte baumwollene Zeuge ein, bedecket ihm das Gesicht mit einem Bocksfelle, legt ihm ein Klotz unter sein Haupt, breitet ihm die Arme und Beine aus, läßt ihn in freyer Luft einige Zeit liegen; die liebste von seinen Weibern setzt sich zu ihm, und vergießt einen Strom Thränen. Ist es eine Frau, so nimmt der Mann gleiche Mühwaltung bey ihr über sich. Die Negerinnen gehen um den Leichnam, schlagen auf kupferne Kessel und stimmen traurige Gesänge an;

an; während dieser Ceremonie sammlet eine alte Frau von allen Nachbaren eine Beysteuer, zum Aufwand des Leichenbegängnisses. Jede Familie muß ein wenig Gold dazu hergeben, wovon man einen Ochsen, oder eine Kuh kauft, und sie dem Priester der Fetischen überliefert, welcher um diesen Preis seine Götzen beschwört, dem Verstorbenen auf seiner Reise in die andere Welt ihren Schutz nicht zu versagen. Er schlachtet das Opfer, und besprengt den Leichnam mit dem Blute desselben. Man trägt ihn hernach an den Ort des Begräbnisses. Es darf niemand, als die Weiber, den Trägern, zu nahe kommen. Die geliebteste Frau geht unmittelbar nach ihnen, und die andern folgen ihr; wenn aber die Leiche einer Frau beerdiget wird, so folgt der Mann derselben ohne Begleitung einer andern Person. Kommt man an den Ort des Begräbnisses, so gräbt man ein Loch von vier Fuß tief, legt den Leichnam herein, umgiebt es mit Pfählen, auf welche man eine Art von einem Dache baut, um es für dem Regen und den wilden Thieren zu bewahren. Die Weiber treten unter dieses Gebäude, erregen ein Geheule, nehmen Abschied von dem Verstorbenen, bedecken sein Grab, errichten einen viereckigten kleinen Hügel, und legen darauf seine Kleider und sein Hausgeräthe; hängen seine Waffen unter das Dach, damit er sie finden kann, wenn er sie nöhig hat. Seine Freunde bringen ihm verschiedene Gerichte und Palmwein, damit er auch zu essen

und

und zu trinken habe. Nach Vollendung dieser Ceremonien, baden sich alle Weiber, die dieser Begleitung beygewohnt haben, in dem ersten Wasser, das sie finden.

Wenn ein König stirbt, so druckt das Volk erst seinen Schmerz durch Schreyen und Trauergesänge aus. Alsdenn wäscht man den Leichnam ab, und kleidet ihn sehr prächtig, stellt ihn viele Tage lang dem Volke öffentlich aus, und trägt ihm um die gewöhnlichen Eßzeiten Speise auf; wenn der Körper anfängt, zu verfaulen, so begräbt man ihn. Sein Leichenbegängniß ist fast das nehmliche, das wir beschrieben haben; nur daß ihn ein größeres Gefolge begleitet: man opfert ihm seine meisten Weiber und eine erstaunende Menge Sklaven zu seiner Aufwartung in der andern Welt auf. Ueberdieß geben ihm alle Großen einen Sklaven und eine von ihren Weibern. Man tödtet sie am Tage der Beerdigung des Königs, stellt ihre Leichname bey dem seinigen, trägt sie während der Begleitung um ihn herum, gleichsam zum Beweise der Liebe, die seine Unterthanen für ihn haben. Hernach schlägt man den Opfern dieser barbarischen Liebe den Kopf ab, welche auf die um das Grab herum stehenden Pfeiler gestellt werden; und ihre Körper setzt man zu dem königlichen bey. Man giebt ihm, ausser den Waffen, den Kleidungen und dergleichen, alles, was man glaubt, das er nöthig haben könnte, mit. Artus sagt, bey

diesen Ceremonien geschähe noch etwas grausameres, als das, was wir angeführet haben. Man kauft Greise, die nicht mehr arbeiten können, überhäuft sie mit allen Arten von Elend, und läßt ihnen von einem sechs bis siebenjährigen Kinde den Kopf abhauen. Die Ohnmacht dieses Henkers, welcher kaum ein Schwerdt halten kann, verlängert die Execution über eine Stunde. Und diese Grausamkeit, kann man es wohl glauben? ist eine von ihren geheiligsten gottesdienstlichen Handlungen. Die Europäer thun alles mögliche, diese barbarischen Gebräuche abzuschaffen, und die Holländer gebrauchen gar Gewalt, daß sie nicht in dem Bezirke ihrer Gerichtsbarkeit vollzogen werden.

In vielen Landschaften wird den Sklaven ein Begräbniß nicht verstattet. Ihre Leiber wirft man auf ein Feld, wo sie die Speise der wilden Thiere werden.

§. 8.

Religion, Regierung und Gesetze.

Die Neger der Goldküste, wie auch die übrigen Guineser, bilden sich ein, es gäbe zwey obere Gottheiten, eine für die Weissen, welche sehr wohlthätig sey, die andere für die Neger, die sehr schädlich sey.

Es scheint, daß dieser Unterschied der obern Gottheiten von den Europäern komme, welche ihnen die Erkenntniß und die Verehrung Got-

tes beybringen wollten, und ihn daher als den Allmächtigsten vorstellten, der stets bereit sey, wohl zu thun: da sie nun aus eben dieser Ursache verlangten, daß sie die Nachstellungen des Teufels fürchten und vermeiden möchten, so haben sie von ihm, als von einem Wesen gesprochen, das stets Schaden zu thun suche. Diese Neger, welche zum Nachdenken wenig gewöhnt sind und nicht begreifen konnten, was man ihnen falsch erklärte, haben sich ohne Zweifel beredet, als hätte man gemeynet, es gäbe zwey Gottheiten, und da sie ihren Zustand und ihre Talente mit der Europäer ihren verglichen, so haben sie geglaubt, daß die erste für die Weissen und die andere für die Neger wäre: sie nennen diese **Demonio**, oder **Diabolo**, und weil sie sie nach dem, was man ihnen gesagt, für sehr gottlos halten, so zittern sie schon vor ihren bloßen Nahmen: und wenn sie manchmal die Botsknechte den Teufel fluchen hören, so fallen sie oft vor Schrecken in Ohnmacht. Viele geben vor, er schlüge sie in der Nacht so grausam, daß sie acht Tage darüber das Bette hüten müßten. Die Priester unterlassen nicht, von dieser Leichtgläubigkeit Vortheil zu ziehen; sie verkaufen eine erstaunende Menge Hölzchen, welche die Kraft haben sollen, die Fetischen zu vermögen, bey der bösen Gottheit eine Fürbitte für sie einzulegen.

Sie glauben, daß die Verstorbenen in eine andere Welt giengen, wo sie die nehmlichen

Profes-

Profeßionen trieben, denen sie auf der Erde obgelegen hätten, und sich aller der Geschenke bedienten, die man ihnen in diesem Leben anböte. Aber sie haben keinen Begriff von einer Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen in diesem Leben. Einige bilden sich ein, sie würden nach ihrem Tode in das Land der Weissen kommen, und ihre Farbe erhalten.

Ihre Ideen von der Schöpfung des Menschen sind so verändert und so ausschweifend, daß, wenn wir davon ein Gemählde machen wollten, wir dem Leser Ekel, aber kein Vergnügen erwecken würden.

Ungeachtet der Furcht, die sie vor dem Teufel haben, so richten sie doch ihre Gebeter an die Fetischen, und nicht an ihn. Sie bilden sich ein, diese Untergottheiten könnten allein seinen Zorn stillen, und bezeugen ihnen große Ehrfurcht.

Die Einwohner dieses Landes haben, wie die übrigen Afrikaner, besondere und allgemeine Fetischen, und die letztern sind die Beschützer der Nation. Jede Landschaft hat ihren besondern, welches ein Berg, ein Felsen, ein Stein, ein Baum, ein Fisch, oder ein Vogel ist.

Man fevert in der Woche zwey Feste, eines den Hausfetischen, das andere den Fetischen der Nation zu Ehren. Am Tage

der

der Hausfetischen zieht man weisse Kleider an, macht sich auf dem Gesichte weisse Striche, welches die Reinigkeit des Herzens bedeutet, und trinkt den ganzen Tag keinen Palmwein. Das andere, welches die Mittwoche einfällt, wird auf der ganzen Goldküste gefeyert, ausgenommen in Anta, wo es den Freytag begangen wird. Alle Arbeit liegt, es werden keine Märkte gehalten, und man darf blos mit den Europäern Handel treiben. In jeder Stadt richtet man, mitten auf einem öffentlichen Platze, eine viereckige Tafel auf, welche von vier Pfeilern getragen wird, die in der Höhe sieben bis acht Fuß haben. Um denselben setzt man lauter Fetischen von verschiedener Gattung. Jedermann bemüht sich, sein Opfer auf diese Art von Tempel zu legen. Bey großen Festtagen steigt der hohe Priester auf die Tafel, und hält an das um ihn herum versammlete Volk eine Rede: hernach benetzt er diejenigen, die sich darstellen, mit Wasser, in welchem eine lebendige Eidechse ist. Alle Zuschauer schlagen mit den Händen, und schreyen mit lauter Stimme: Jou, Jou. Ist diese lächerliche Ceremonie zu Ende, so begiebt sich ein jeder mit vieler Zufriedenheit nach Hause.

Die Priester, die man Fetisseros nennt, tragen einen groben leinewandtenen oder farschenen Rock; ihr Gürtel ist eine Art von Scherpe, die mit kleinen gebratenen Hüner-

Knöchelchen durchstreuet ist; sie tragen Kniebänder von der Rinde der Fetischenbäume. Das Volk hat, wie in ganz Guinea, viel Vertrauen zu ihnen, und sie wissen sich dasselbe zu Nutze zu machen. Viele Reisende haben bemerkt, daß die Ergebenheit dieser Neger für die Fetischen anfinge sich zu verringern, und es finden sich sogar unter ihnen einige, die einen Begriff vom Christenthume haben.

Nach dem Tode des Königes kommt die Krone gemeiniglich auf den Sohn, oder wenn keiner da ist, auf den nächsten Anverwandten; doch geschieht es manchmal, daß die Reichthümer einem Fremden vor den rechtmäßigen Erben den Vorzug verschaffen. Die Könige sind stets schlecht gekleidet und ihr Gefolge sehr klein; aber wenn sie andere Monarchen besuchen, oder sie in ihrem Schlosse aufnehmen, so zeigen sie alle ihre Pracht. Ihre Weiber gehen eben nicht besser gekleidet; doch gehet ihnen an ihrem Unterhalte nichts ab. Die königlichen Kinder sind oft genöthigt, um das Brod zu arbeiten, und sie verrichten zuweilen in den Europäischen Faktoreyen die niedrigsten Dienste.

Die vornehmsten Bediente der Krone sind der **Di**, welcher in Abwesenheit des Königs regiert, der Großschatzmeister, der **Bassro**, eine Art von Marschall, der in der Schlacht den Feind zuerst angreifen muß, der **Fatagra**, oder der Hauptmann der Wachen; der Kron-

schwerdt-

schwerdtträger, der Frauenhüter, der Fi-tis, oder der öffentliche Ausrufer. Er proklamirt die Befehle des Königs, und machet mit lautem Geschrey die Diebstähle und verlohrne Sachen kund; der Trommelschläger und die Trompeter. Die Höfe der Könige von Commendo und Fetu sind die glänzendsten auf der ganzen Goldküste.

Die Krönung des Königs geschieht ohne alle Pracht: man bringt den Fetischen einige Opfer, und stellt den Monarchen dem Volke vor, das sich nur einen Tag ergötzet. In diesem Lande ist es nicht Gebrauch, dem Landesherrn den Eid der Treue zu schwören.

Das Volk ist in vier Klassen getheilt; in die Kabaschirs, welche die Processe schlichten und die Policey verwalten müssen; in die Edlen, deren Titel in nichts, als in ihren Reichthümern, in ihren Privilegien und in der Freyheit, mit den Weissen handeln zu können, bestehn; in die Tagelöhner, Fischer, Handwerker und endlich in die Sklaven.

Die Republikanischen Staaten werden von zwey Ständen regiert, von den Kabaschirs und den Manseros. Alle bürgerliche Sachen kommen vor die ersten; aber wenn es Krieg und Abgaben betrifft, so versammlen sich beyde Stände, und oft überwiegen die Manseros, welches junge Leute sind.

In diesem barbarischen Lande findet man gar keine Bettler: die Alten und Krüpel werden unter der Aufsicht einiger Statthalter zu Arbeiten angehalten, die nicht ihre Kräfte übersteigen.

Die Einkünfte der Könige, oder der Oberhäupter eines Staats, bestehn in Korn, Fischen, Oel, Palmwein, Früchten, Zugemüse, Thieren und dergleichen, welche ihnen jeder Privatmann, nach seinem Stande, als eine Art von Tribut, liefern muß. Ihnen kommt auch die Konfiskation zu: sie legen oft auf das Volk Taxen, nehmen von allen Waaren, welche in ihre Staaten kommen, Abgaben; ferner besitzen sie beträchtliche Länder, die ihre Unterthanen umsonst bestellen müssen.

In diesem Lande erben die Kinder von ihren Vätern nichts, und die Frau hat gar kein Recht auf die Verlassenschaft ihres Mannes; sie fällt dem Bruder oder den Schwestern des Verstorbenen anheim. Es scheint, daß diese böse Gewohnheit, wie in vielen Ostindischen Ländern, von der üblen Aufführung der Weiber ihren Ursprung haben. Smith sagt, die Erbfolge sey seit einiger Zeit sehr verändert worden.

Man kennt hier, wie in den übrigen Landen von Guinea, nur vier Arten Laster; den Ehebruch, den Diebstahl, den Todtschlag und

den Ungehorsam gegen den König, oder die Statthalter in den Republikanischen Staaten. Was den Ehebruch anbelangt, so werden alle Güter des Schuldigen zum Besten des Königs konfiscirt; hat er nichts, so wird er als ein Sklave verkauft; die Anverwandten der Frau geben dem Manne eine gewisse Summe an Golde, damit er sie nicht verstoße: ein Räuber muß ersetzen, was er gestohlen hat, und eine Geldstrafe erlegen, die mit der Beschaffenheit des Diebstahls, mit dem Orte, wo er ihn begangen, und mit dem Range der Person, die er beleidigt, im Verhältnisse steht. Vergebens flieht ein Todtschläger aus dem Reiche, er wird allenthalben aufgesucht; wenn man ihn bekömmt, so überliefert man ihn der Wittwe desjenigen, den er getödtet hat; sie kann ihn für ihren Sklaven halten, oder verkaufen; wenn er reich ist, so kann er sie mit der Bezahlung einer Summe Geldes besänftigen: und ist sie befriedigt, so läßt man den Schuldigen in Ruhe.

Die, welche die Befehle des Königs übertreten, müssen eine Geldstrafe erlegen, oder das Land räumen.

Alle bürgerliche und peinliche Sachen werden von den Kabaschirs geführt; der Kläger redet zuerst, und giebt seine Beweise, der Beklagte antwortet und suchet sich zu rechtfertigen. Wenn von beyden Seiten die Beweise

zu einem Endurtheile nicht hinlänglich sind, so zwingt man sie, mit einem Eide das, was sie vorgebracht, zu bestätigen; hernach müssen sie einen gewissen Trank zu sich nehmen, der, nach der angenommenen Meynung des Landes, den Strafbaren im Kurzen umbringt.

Ein Gläubiger bringt nicht seine Klage vor das Gericht, er nimmt seinem Nachbar die erste Sache, die er von ihm kriegen kann, und tritt ihm dafür sein Recht, als Gläubiger, ab.

Die Neger sind wild und ehrgeitzig, und liegen daher oft mit einander im Streite. Wenn sie einer Nation den Krieg angekündiget, so versammlen die Edlen ihre Sklaven und alle jungen Leute des Landes, und führen sie an dem bestimmten Orte. Ehe sie in das Feld rücken, verheeren sie alle Städte und Dörfer, damit die Soldaten alle Lust verlieren müssen, wieder in ihr Land zurück zu kehren.

Ihre Vertheidigungswaffen sind eine Art von dicken Halsschmucke, der die Schultern bedeckt, ein Kasket von einer Haut eines Leoparden, oder eines Krokodills, eine Art lederne Schürze, womit sie den Leib bedecken, und eine kleine Tartsche. Ihre Waffen zum Angreifen bestehen in einem Säbel, Dolch, in einer Zagaye, in einem Bogen und in Pfeilen;

len; viele bedienen sich vorjetzo der Muskete. Im Treffen brauchen sie keine Kanonen, weil sie nicht die Geschicklichkeit besitzen, sie zu richten. Sie streiten ohne alle Ordnung, wie die übrigen Neger, und haben nur in der Verzweiflung Muth. Wenn der Geitz die Grausamkeit des Siegers nicht zurückhielte, so würde er keinen Ueberwundenen verschonen. Bewafnet ein eingewurzelter Haß zwey Armeen wider einander, so verschließt jeder Soldate vor dem Mitleid seine Ohren: es ist ihm ein süsses Vergnügen, den Feind mit allen Arten von Martern zu quälen; er endigt sie damit, daß er ihm den untersten Kinnbacken ausreisset, und ihn also in den schrecklichsten Schmerzen sterben läßt. Andere schneiden den Leib von schwangern Weibern auf, nehmen das Kind heraus, und zermalmen es auf dem Kopfe der Mutter. Es ist ein Ehrenzeichen eines Kriegers, wenn er sein Kasket mit Hirnschädeln, und seine Thüre mit Menschenkinnbacken auszieren kann. Manchmal überfällt eine Nation die andere, und verbrennt alle ihre Städte und Dörfer.

Sind beyde Theile des Krieges müde, so bestimmen die Könige einen Tag und einen Ort, wo sie einander treffen wollen, und schwören daselbst bey den Fetischen, in Gegenwart der Priester, alle Feindseligkeiten zu enden, alles von beyden Seiten geschehene Unrecht zu vergessen, und geben sich einander Geissel.

Nach

Nach dieser Ceremonie, werfen die Soldaten ihre Waffen weg, umarmen sich, werden mit einander vertraut, und verbringen den Tag mit Tanzen und Trinken. Den Morgen darauf erneuren sie wieder ihren Handel mit einander, und thun, als wenn er niemals unterbrochen worden wäre.

Ende des zwölften Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec

Bd.: 11

Berlin (1766)

H.as. 1390-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433468-3
VD18 80086780-001